4095 Bibl. Mont

Ueber

den Geist der Verbesserung

im Gegensatze mit

dem Geiste der Zerstörung.

Ein Versuch, mit besonderer Hinsicht

auf

gewisse Zeichen unserer Zeit.

Den

Freunden des Vaterlandes und der Menschheit

gewidmet

von

J. Salat, Professor in München.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erste Abtheilung.

München,

bey Joseph Lindauer,

1805.

Vitam impendere vero.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der Zweck und der Gegenstand dieser Schrift foderte, daß Einiges darin so stark als möglich gesagt würde. Um so mehr wünscht der Verfasser: daß man keine Aeußerung, keinen Satz darin isolirt auffassen möge! Es könnte ja seyn, daß eben die Stelle, welche dem Leser als zu hart oder gar als unwahr aufgefallen wäre, durch das Nachfolgende oder Vorhergehende gemildert und so bestimmt würde, daß sie jedem offenen Geist' einleuchten müßte.

Wem gleichwohl noch Etwas zu — freymüthig vorkommt, der bedenke: daß ein Buch dieser Art, seinem Stoffe und seiner Darstellung nach, nicht in die Sphäre der un-

tern Volksklassen gerathen kann, so daß hier, es sey durch Mißverstand oder durch Mißdeutung, Unheil aus demselben entstehe.

Und wer da wünschet, der Verfasser möchte von der Schulsprache oder, wie man auch sagt, von der Sprache der Philosophie noch weniger aufgenommen haben: den möchte ich fragen, ob nicht Eines und das Andere, was bereits selbst im gesellschaftlichen Kreise der Kultivirtern öfters vorkam, was die Aufmerksamkeit des Denkendern erregte, oder gar als Ton der Zeit besprochen ward, — jedem gebildeterm Leser interessant seyn dürfte? Dahin gehört z. B. das Ideelle, das Absolute u. dgl. Ja, man dürfte fragen: ob es nicht einen Sinn, eine Bedeutung gebe, die jeder Würdige damit verknüpfen müsse, wofern es, z. B. das „Absolute“, kein „hohles Vexier-Wort“ seyn soll. Uebrigens ist, wie man weiß, kein Mensch von der Theilnahme am Bessern und Vollkommnern, wenigstens im Systeme der Gottheit, ausgeschlossen.

Trägt Einer hiebey, in Ansehung des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaft, noch einen Zweifel; so wird er die Lösung, wie ich hoffe, im Buche selbst finden. Der Wahrheitliebende liest ja zuvörderst das, worüber er nun urtheilen soll, oder was man seiner Prüfung vorlegt. Nie entscheidet die Wahrheitsliebe über irgend eine neue Schrift nach diesem oder jenem Vor-Urtheile; nie spricht sie nach den Blicken, welche etwa die Neugierde da und dort auf den Inhalt wirft. —

Ob diese Schrift etwas Neues enthalte? Es giebt in der Menschenwelt nichts absolut Neues, sobald ein wahrhaft Gebildeter vorhanden ist. Aber es giebt Wahrheiten, die, in Bezug auf das Ganze, nicht zu oft gesagt werden können: eine Behauptung, die neuerlich würdige Schriftsteller wiederholt und für sich geltend gemacht haben. Es kommt indeß darauf an: ob nicht das Eine Wahre von irgend einer minder bekannten Seite entwickelt, oder auf einen neuen, interessanten Gegenstand in der äußern Sphäre der Menschheit angewandt sey.

Das Wahre ist Eines, wie es frey, unabhängig von jedem Verhältnisse der Zeit und des Raums, über dem Ganzen schwebt. Allein es steigt auch freundlich, beglückend, in diesen Kreis der Menschheit herab. Daher die große Aufgabe für jeden Einzelnen: die Wahrheit immer völliger zu erkennen, und die erkannte nach dem Leitsterne der Weisheit anzuwenden; daher die besondere Pflicht: das Bessere des Zeitgeistes, indem man das Mangelhafte oder Verderbliche daran rüget, nicht zu verkennen!

Manches, was sich dem Verfasser darbot, ward abgewiesen; und er strebte, nur das aufzunehmen, was ihm, in Ansehung des Zeitgeistes und des höchsten Zweckes der Menschheit, besonders wichtig und interessant vorkam. Die Rede, womit die Schrift beginnt, mag dem Folgenden zur Einleitung dienen. Der theilnehmende Leser wird, denke ich, nicht übersehen, wie in diesem Versuche da und dort eine spätere Behauptung durch eine frühere Erklärung vorbereitet ward, und

wie Eines das Andere unterstützt. Daher mag es ihm angenehm seyn, wenn er, besonders weiterhin, öfters die frühere Bemerkung, Erörterung u. dgl. angezeigt findet.

Dem Ganzen ist eine kurze Uebersicht des Inhalts vorgesetzt, um dem prüfenden oder theilnehmenden Leser, der etwa hin und wieder eine Stelle, die ihm wichtiger vorkam, nachlesen möchte, das Nachschlagen zu erleichtern. Vielleicht kann diese Inhaltsanzeige auch dem Rückblick' auf das Gelesene dienen, um es, hier und dort nach einer Unterbrechung, kurz zusammenzufassen, oder eine bestimmte Erinnerung an den Total-Eindruck, zum Behufe des Weitern, hervorzurufen.

Sollte sich Jemand versucht finden, von der besagten Uebersicht einen andern Gebrauch zu machen; so wird man sich hoffentlich des Wunsches, der schon im Eingange dieser Vorrede geäußert ward, erinnern.

Einiges, was hier noch gesagt werden könnte, mag füglich (mit Rücksicht auf die

„Zeichen der Zeit") im Buche selbst vorkommen.

Es ist die Gemeinsache, nicht irgend ein Privatgut, was alle Würdigen interessirt und verbindet: es gilt die Wahrheit und mit ihr das Wohl der Menschheit!

München,
den 10ten März 1805.

Der Verfasser.

Inhalt.

Ueber den Geist der Verbesserung 2c.

Eine Rede, bey einem feyerlichen Anlasse gehalten im Schuljahre 1804. Seite 1 — 55.

Eingang. Ein Blick auf zwey Partheyen. Plan der Rede. 1 — 7.

I. Von dem Grunde aller wahren Verbesserung.

Wovon man ausgehen müsse. Das Absolute: die Sache; der Name. Wer darüber spotte, und — dafür zeuge. „Aber ist dieß nicht zu stark? 7 — 10.

Theorie und Praxis: wie unterscheidet der tiefere Blick oder — die Humanität? Der redliche Handhaber dessen, was ist. 11 — 12.

Der Mensch; sein Gegensatz. S. 25 — 26.

Ein Prinzip der Zerstörung: ob sich die Religiosität mit der Moralität und mit der Industrie vertrage! Belege aus Woltmann's Zeitschrift ꝛc. 26 — 28.

Wer das Absolute wahrhaft kenne. Mehrere Namen für die Eine Sache. Werth des reinern Begriffs; Empirism und Idealism. 12 — 15.

Fernere Entwickelung: was ist reell? — Das Ideal; der Mensch. 15 — 16.

Aber wie heißt das Absolute κατ᾽ ἐξοχὴν (das Vollendete)? 16 — 17.

Der Adel des Menschen. Rückblick auf ein „heiliges Buch". Wo liegt also die Quelle jeder wahren und schönen Reform? 17 — 19.

II. Von einigen interessantern Erscheinungen des Zeitgeistes in diesem Felde der Menschheit.

Resultate. Neuerung; Aenderung. Und: wer kann verbessern? 19 — 22.

Der selbstsüchtige und — glänzende Reformator. Aeußerer Stoff. Wer dem Finsterlinge in die Hand arbeite. Könnte sich dieser mit jenem alliiren? 22—24.

Der Sklave des Aeußern, oder — die Staatsmaschine! 24 — 25.

Der neueste „Idealist“: ob er die Religion, indem er dafür spricht, erhebe. S. 28 — 29.

Der Weltling und der Pfaffe urtheilen über die Himmlische. Was ist wahr am Urtheile des erstern? Und: kann der letztere sie vertheidigen? 29 — 32.

Die Reaktion des Partheygeistes auf der Katheder: der Jurist und der Theolog. 33 — 34.

Das Spiel der Extreme: so urtheilt der Aufklärling und der „Idealist“ über die — Messe! 34.

Noch ein Zug der Reaktion aus diesem Felde: der Katheder-Philosoph und der Katheder-Theolog im Kampfe über .... die Wissenschaft. 33 — 36. Der Idealist kommt dem Theologen zu Hülfe.

Gegensatz zwischen Weltlichen und Geistlichen ꝛc.: Kontrastirende Urtheile über das Evangelium und das Moralprincip. Ueber das Positive. Ein kritischer Blick auf die „philosophische“ und „christliche“ Moral. 36 — 41.

Der (bloße) Politiker: sein Urtheil über das Moralgesetz. Ob es sich mit der Diplomatie vertrage. Der „ministerielle Blick“! 41 — 43.

Die „Sünde“ in der Maske der Aesthetik und mit der Waffe des Raisonnements. So spricht die Raffinerie über den Ehebruch! 44.

Ob das Talent und die Geschicklichkeit den „brauchbaren" Mann bilde. Ein Blick auf die Polizey. S. 44 — 46.

Wo ist das Princip der Zerstörung — im Staate? Der sogenannte Weltmann und Geistliche: Einheit und Differenz. Ob jener mit der Religion oder Moralität spiele. Was ist die „Vorsehung"? Ob der Selbstling die Natur kenne. — Deformation statt Reformation. Der Erfolg: so triumphirt die „Hölle"! 46 — 49.

Beschluß. Aber ist das reine Princip nicht zu strenge? Verträgt sich damit die Freyheit des Lebens ꝛc.? Und: bilden solche Grundsätze den Jüngling nicht zum Schwärmer oder unzufriedenen Raisonneur? — Ein Blick auf Bayern: die Freude der Hoffnung! 49 — 55.

Nachschrift.

Von der Tendenz dieser Rede. (Herz und Verstand!) Vom Berufe des Gelehrten; des Schriftstellers. Wozu berechtigt ihn die „Philosophie" zu unsrer Zeit, im Vergleiche mit dem „mönchischen" Formalismus der Vorzeit? — Uebergang. 56 — 62.

Bemerkungen über denselben Gegenstand, mit besonderer Hinsicht auf gewisse Zeichen unserer Zeit.

1. Wer wünscht Gemeinplätze? S. 62 — 75.

Was da wirke. Ob die gemeine Höflichkeit den Schriftsteller binde. Feigherzigkeit. Ein schlimmerer Grund. (Anmerkung: „Was ist die Wahrheit?“ Vergl. mit der S. 58!) 62 — 66.

Publizität. Ob die Wahrheit — „baue“. Ihre Kraft. „Ist das ein Pasquill?“ Die Wahrheit — macht nicht beliebt. Inwiefern? Wie sich da besonders das böse Princip im Kampfe mit dem guten offenbare. 66 — 70.

Ob der Haß, welcher (insoferne) nothwendig eintritt, den Freund der Wahrheit abschrecke. Das Gepräge der Wahrheit. Ein Zug der Freymüthigkeit. 70 — 72.

Einwürfe. Ob eine solche Freymüthigkeit nicht dem gesellschaftlichen Leben Eintrag thue. Aber ist dieß „tolerant“? Ist's nicht der — „geistliche Ton“? Ein freymüthiges Wort über Pfaffen und Weltlinge. Geist des Christenthums. Ueber die halbe Kultur im Vergleiche mit der Barbarey. 72 — 75.

2. Was ist moralische Schwärmerey? — Der Gelehrte, der Geschäftsmann. S. 75—105.

Ob es — „edle Schwärmer“ u. dgl. gebe. Der Enthusiast. 75—77.

Kommt man eher zur Weisheit oder zur Tugend? Ob die Unklugheit mit der Güte bestehen könne. (Atheismus?) 77—78.

Die Gefahr des schönen Eifers. (Politik!) Jugendliche Schwärmerey: Weisheit oder Fanatismus! 79—82.

Wie der politische Schwärmer entstehe. Ein Rückblick auf die Periode der franz. Revolution und — der revolutionairen Tendenz. 82—83.

Was in diesem Felde auch den Bessern leicht irreführen könne. Beruht das Staatsprincip auf der Vernunft oder auf dem Verstande? — Mit Rücksicht auf die „Staatstheorie“, z. B. in Rehberg's „Untersuchungen über die französische Revolution“, wo für den Verstand entschieden ward. — 83 u. 84.

Auch Etwas von dem Schönen und Wahren dieser (nun berüchtigten) Revolution. 84—88.

Reaktion des bösen Geistes, selbst auf Deutschland. (Ein Seitenblick auf zwey Extreme und — Kinder Eines Geist's.) 89—90.

Wie die feinere Politik des Selbstlings nun die Mißgriffe des Menschenfreunds rc. benuße. Spott über reine — eigentliche — Tugend. Woher dieser Unglaube der „Welt"? S. 90 — 92.

Ein Lieblingsgrundsaß dieser Politik. Ist der „Gute" erkennbar? Menschenkenntniß. Die Empirie am rechten Orte. 92 — 94.

Der feinere Intriguant: er lobt das „Herz" rc. Worauf er seine Politik gründe. Eine schönere Seite! 95 — 98.

Die neueste Staatsdogmatik. Der Mensch im bürgerlichen Verhältnisse. Wer will „mitregieren"? 98 — 99.

Officielle Berichte. Mißgriffe. Wie sich der ächte Patriot hierbey benehme. 100.

Werth der Staatsformen. 101.

„Was geht den Gelehrten die Politik an?" — Ein schöneres Verhältniß zwischen dem Staatsmanne und dem Gelehrten. 101 — 102.

Der Gelehrte als Philosoph: sein Verhältniß zum Staate. 103.

Noch ein Wort über den politischen Dogmatismus. „Wird es besser"? 103 — 105.

3. Opposition: der gutmüthige Gegner des Neuern. S. 105 — 149.

Der wahre und der scheinbare Finsterling. Woher der Widerstand dieses Redlichen? Wie jener dessen Klagen benutze: Reaktion. Giebt es denn eine reine Aufklärung? Perfektibilität. 105 — 109.

Ob der Freund des Bessern von den Feinden aller Religon mißbraucht werde? 109 — 110.

Was gilt die positive Stimme des Aufklärers? 110 — 111.

Publicität: will man die Wahrheit ganz? 111.

Welches Loos dem Sprecher für reine, moralische Aufklärung bevorstehe. Eine Prophezeihung! 111 — 113.

Ob rechtschaffene Männer gewürdigt werden? — Was gilt dem Aufklärling der „Charakter"? (Anmerkung: Weltling und Pfaffe.) 113 — 114.

Ob man die Unsittlichkeit bemerke, den Unsittlichen zurücksetze? — Wie auch der bessere Staatsmann den Werth des Talents, des Intellektuellen u. dgl. zu hoch anschlagen könne. 114 — 119.

Die Sophistik auf der Katheder. Aufklärerey; das Beyspiel. Folgen. Wie viel an dieser Klage wahr seyn möge. 119 — 122.

Noch eine Thatsache: der Weltling als Kommissarius! 122 — 123.

Ob man wolle, wovon so häufig gesprochen wird, die „moralische Kultur des Volkes"? S. 123—124.

Antagonism: wider den Geistlichen; eine — Aeußerung. Wie er besoldet werde. 124—126. (Ein Seitenblick auf zwey Stände: wo stand es besser?)

Ob man den aufgeklärten Geistlichen achte? — Haß gegen das Religiöse, Christliche; wie diese Abneigung wirke. Eine Anekdote. — Der Landbeamte; die geistliche Behörde. 126—131.

Wie man sich gegen das Kirchliche benehme. Das Beyspiel von Oben! — Besoldung des Predigers und des Titular-Dieners. 132—135.

Ob man die Religion und die Geistlichkeit selbst für eine Last des Staates ansehe? (Klöster; Mönchswesen.) Ein neues Projekt der Besoldung. Cölibat. (Ein Wort gegen den weltlichen Lüstling.) Die Rumfordische Suppe. — Ob Voltaire das Christenthum kannte? (Ein Zug der Politik aus — der Schweiz: was hält da die Klöster?) Illuminatismus. S. 135—144.

Ueber einen Mißgriff — im Wort' oder in der Sache? 144—145.

Ueber die bisherige Bildung des „Juristen": ein Rückblick der Humanität. Graser's „Beamten-Seminar". Fichte's „Weisheitschule." Schelling's neueste Lehre für die „Staatsoberhäupter." 145—149.

4. Noch einige Beyspiele der raisonnirenden Empirie. Was trübt unsere Aussicht? Ein (umfassenderer) Blick auf die öffentliche Sittlichkeit und — Polizey. S. 149—368.

A. Neuere Data. Berichtigung; Idee.

Was ist Religion? Die Ansicht zweyer Politiker: Kontrast. S. 149 — 151.

Ein Gegenstück — des Pfaffenthums. (K. Villers über Neuerung, Erfahrung; über den Gang der Dinge in Bayern, England und Frankreich, mit einem Worte von Luther) 151 — 154.

„Was haben die Mächte der Erde mit dem Himmel und seinen Absichten zu thun?“ Aurora. Sind das Gute und das Heilige trennbar? 154 — 160.

Die Moral: ihr Schicksal. Helvetius: sein „Ruhm“ bey dem neuern Wechsel der Systeme. 160 — 161.

Ob sich die materialistische Tendenz bereits auch auf das System eines Deutschen stütze? Eine Anekdote. Noch Etwas aus dem Lande der Idealistik! (Ein Wort gegen die moralistische Beschränktheit.) 161 — 164.

Der Materialismus (ein Seitenblick auf Frankreich!) im Kampfe mit der Lehre von der Freyheit,

dieser Grundlage aller Moralität. Spiel der raisonnirenden Empirie — aus einer deutschen Zeitschrift! (Ein Mißgriff in Posselt's Annalen; über „Bonaparte.") S. 164—69.

Einige Lebensmaximen der raisonnirenden Empirie. Jesuitismus. 169—178. (Anmerk. 172—175: Etwas von den Worten und Früchten des „neuesten Idealismus.")

Wer ist ein „guter Arbeiter?" — Eine Unterscheidung: der Rath und der Professor; inwieferne ist sie gültig? 178—180.

Wer dient dem Staate? — Formen, Controlle. Ob der Eigennutz die Stelle der Sittlichkeit vertreten könne. Liebe zum Vaterlande, und hiermit zum Regenten und Volke.

Der ächte Idealism. Sind Moralität und Legalität Eins? — Was ist Tugend? und wo liegt das Reelle? (Kritische Blicke auf die neueste Identitätslehre und deren bessere Freunde). 181—187.

B. Von der absoluten Nothwendigkeit der Moralität im Felde der Aufklärung.

Wer hat Muth im Kampfe mit dem Geiste der Finsterniß? — Rückschritte; höhere Klugheit. 191 und 192.

So leicht könnte der Aufklärling seinen Ton umstimmen! S. 192 u. 193.

Die intellektuelle Bildung als Geschenk der Erziehung oder des Zufalls: nun eine Waffe, ein Werkzeug des Ehrgeizes! (Kann der Ehrgeizige „sich Verdienste machen?“) 193 — 194.

Ehrgeiz und Wollust. Wen diese vorzüglich verderbe: eine Parallele zwischen dem „Geistlichen, und — dem Weibe! 194.

Mit wem sich der herrschsüchtige, der ehrgeizige Spekulant u. s. w. förmlich verbinde. Seine (natürliche!) Neigung und — Abneigung. Könnte der Aufklärling ein Pedant oder (oder gegen Andere) gar ein Rigorist werden? 194 — 196.

Sein Entschluß zur Rache, wenn er — dieß läse! Eine Hoffnung des Bessern. 196 u. 197.

Hieher gehört, was versetzt ward. 186 — 191. Der wahrhaft Aufgeklärte als „kathol. Geistlicher“ im Verhältnisse zum andern Geschlechte. Was die Wollust bey dem Geistlichen so verderblich mache. (Was ist von der sogenannten Naturehe zu halten?) Aber gilt der Schluß von der Vergangenheit auf die Gegenwart? Noch ein Blick der Humanität — in die Zukunft.

C. Wie insbesondre bey dem Weltmanne die Empirie als herrschende Denkweise und folglich (von dieser Seite) als „Weltgeist" sich festsetzen könne.

Die moralische Denkweise im Gegensatze mit der physischen. Ausbildung der letztern als „Politik;" Mißtrauen. Das andere Extrem. (Die „Weltleute" nach Weishaupt. Dessen neueste Schrift. — Voltaire.) S. 197 — 201.

Wie der physisch Denkende über den Menschen, also über ein freythätiges oder moralisches Wesen, urtheile. Thatsachen — aus dem höhern Kreise. 201 — 204.

Woher diese raisonnirende, obwohl feinere, Empirie? Zwey Quellen — für die Sphäre der Gegenwart. 204 u. 205. Das Nähere, in jedem Falle, ergiebt sich nach dem Grundsatze der höhern Menschenkenntniß. (92 — 95.)

Die physische Ansicht erstarkt im gesellschaftlichen Verkehre: Gleichgültigkeit in Absicht des Bösen ꝛc. Wie der physische Gesichtspunkt auf den Staat selbst nachtheilig einwirke: ein Belege aus der Revolutionsperiode; v. Archenholz. 205 u. 206.

Eine intellektuelle Revolution! Natur und Freyheit: wie jene durch diese gewinne. (Ein Beyspiel aus dem heiligen Lande der — Ehe!) Die wahrhaft moralische Ansicht: sie erscheint in der Mit-

te 2c.; ihr Verhältniß zur idealischen und religiösen. Wer ist ein wahrer Idealist (und Realist? — Vergl. mit S. 284. u. 9.) Ob der „neueste Idealism“ jenem Weltgeist' entgegenarbeite? S. 207 — 210.

Die Quellen der physischen Ansicht, sofern diese von Außen entstehen konnte, werden zusammengefaßt. — Sophistische Lektüre: ihr Einfluß auf den Geschäftsmann. Wie selbst der Bessere eine Art von Gleichgültigkeit gegen das Laster gewinnen könne. 210 u. 211.

D. Polizey, in Bezug auf die Sittlichkeit, zuvörderst in der Hauptstadt eines Landes.

Noch einmal: woher diese Gleichgültigkeit? — Der Handelnde; der Urtheilende: eine Unterscheidung, die uns die Humanität für die Zeit vorschreibet, sofern darin der Mensch sich entwickelt oder vervollkommnet. 211 u. 212.

Bild der Polizeydirektion, wie sie — nicht seyn soll. Reaktion des öffentlichen Urtheils. Stoff für den Finsterling. Das Beyspiel von Oben. Vorwürfe des Gegners, der Opposition. (Ein Seitenblick auf die Kanzel und — das Theater.) 213 — 216.

Wie unter dieser Aufsicht der Keim des sittlichen Verderbens aus einer Vorzeit sich entwickeln könne; insbesondere bey dem weiblichen Geschlechte. Mäd-

chen vom Lande; dienende: ist damit der Hauptstadt gedient? Die Wollust als Nahrungszweig! — Und welche Züge zu jenem Bilde!! — Wie sich die Feinde des Lichts hiebey benehmen. S. 217 — 220.

Die Verführung: wie schreitet sie fort? Der Jüngling vom Lande; der Sohn des Stadtbürgers... So wichtig ist der erste Schritt! 220 — 222.

Das System der Verführung: der raisonnirende Wollüstling. Schranken der Willkühr. Die Kühnheit und Stärke der Lust. 222 u. 223.

Welches Geschlecht nun zu diesem Verderben mehr beytrage. S. 223 vergl. mit S. 218.

Was vom Lande stets wiederum neue Opfer herbeyführe. Sorge jener Direktion! (Eine Anekdote.) 223 u. 224.

Lebensplan der Lustdirnen! Eine freundlichere Stimme. Auf wen die Schuld zurückfalle. „Ich habe keine Unschuld verführt!“ 224 — 226. Ja wohl: Jammermädchen, nicht Freudenmädchen!

Die Wollüstige. Ueber das wilde Wort — „Hure.“ 226 — 228.

Keuschheit: die Basis weiblicher Tugend. Das Wort; Schiller. (Die Engeley des Mönchthums.) 228 — 230.

Warum und inwieferne die Wollust (aber ist in der Ehe keine Wollust?) das Weib mehr verderbe als den Mann. S. 230 — 233. Wie und warum es Mancher hierin so leicht nehme.

So verderbt ein Theil den andern, — so treibt die, Rache zum Verderben, Zerstören! 233.

Wie die Wollust — herabsteige. Aufklärerey. (Ein Blick auf das Kirchliche. Wo ist Redlichkeit, Treue 2c.? Aufklärung.) Einfluß der — Mode. 233 — 237.

Die „aufgeklärte" Bürgerstochter. Tänze. 238.

Die „Aufklärung" des raisonnirenden Lustmädchens. Theorie über — Vorurtheile, Natur und Ehestand! 238 — 240.

Wie das Gift aus der Stadt, wo es einmal dergestalt herrscht, auf das „platte Land" ausgehe. Der Handwerksbursche. 240 — 241. (Die Sonn- und Feyertagsschule in München.)

Gefahren für die lernenden oder studierenden Jünglinge in der Stadt. Der Chirurg; der Schulkandidat; der Student. 241 — 245.

Ein Rückblick. Was, soll je das Unheil nicht immer weiter um sich greifen, besonders auf Seite des geistlichen Standes erfodert werde. 245 u. 246.

Wie die feinere Lustdirne besonders nach dem studierenden Jünglinge ihr Netz auswerfe. — So kann die Wollust an der (irgend einer) Universität herrschend werden! S. 246 — 247.

Warum vaga libido (ein deutsches Wort!) besonders in Residenzstädten sich einfinde: Unterhaltungsorte; Natur (Ein fürstlicher Zug!); Kunst und — die Hofkirche. 248 — 250.

„Sechs wohlbestellte Bordelle": wäre es möglich? Und was gewänne dabey die Ehre einer Regierung? 250 — 252.

Ein „deutsches" Wort über den Staat, welcher ein Bordell — nach Jean Paul: „Dirnhaus" — in seiner Hauptstadt anlegt oder unterhält. 252 u. 253.

Was ist von dem Arzte oder „Doktor" zu halten, der zur „Herstellung eines ordentlichen (!) Bordells" rathen kann? — Der Politiker. 254.

Aber so viele unverheyrathete Männer . . . ! 255.

Und was müßte dieser (moralische) Ernst hervorbringen! 255. Ja, ist die Befriedigung des Geschlechtstriebes nicht absolut nothwendig? 256 — 258.

Ist es auch nur möglich . . . ? 258.

Und das Beyspiel anderer Städte! 258 — 260. Perfektibilität.

Mit der Feder ist die Sache bald fertig. . . . S. 260.

Wäre dieß Staatsprincip nicht mönchisch? Daselbst.

Verträgt sich damit der Sinn für das Schöne? 260—261.

Und die „Humanität?" 261.

E. Was, zum Behufe des Bessern, auf Seiten der höhern Stände und vornehmlich des Adels erfodert werde.]

Ein Wort über die Erziehung. 261—262.

Was dem Adel in unsern Tagen Noth sey. — Hoffnung des Bessern. 263—264.

Ein Blick auf den „Geldadel." Daselbst.

Wie verträgt sich der Adel des Geistes mit jenem der Geburt? — Leitstern des redlichen Arbeiters im Dienste der Menschheit. 265.

Extreme, in Absicht des Geburtsadels: der revolutionaire und der idealistische Geist. Die beyden Pole begegnen sich im Indifferenzpunkte — der Empirie. 265—266. So wahr ist es: Les extremes se touchent; und wer bezweifelt, was freylich da kaum möglich scheint: der vergleiche hiermit in der 2ten Abtheilung die Seite 584—586.

Der „Adel" im Staate: vormals und jetzt. Ist er ein Glück? Würdigung des Adlichen. S. 266 — 267.

Werth der Privilegien, ausschließender Institute. Domkapitel; Bischöfe. Stattler als Reformator. (Cölibat; ein Kirchenrath. Neue Zeichen der Zeit.) 267 — 271.

Konkordat. Noch etwas aus dem „Domherrenstande." 271.

Aber die deutschen Ritter, die Maltheser...! 272.

Wie der Bürgerliche, wenn er ein würdiger Mensch ist, die Privilegien des Adlichen ansehe. 273.

Das Eigenthum. Ein Rückblick auf die Erziehung. 274.

Verhältnisse zwischen dem Adel und dem höhern Bürgerstande. Foderungen der Zeit, der höhern oder steigenden Kultur. Kann der Adliche dabey verlieren? — Kritische Bemerkung über die Empirie, in einer alten und in der neuesten Form. 275 — 277.

Der bürgerliche Aufklärling. Eine neue Thatsache: Ehre dem würdigen Arzte! — 278.

Wie hoch steht denn die Kultur unter diesen Bürgerlichen...? 278 — 279, jedoch vereint mit der Seite 275!

Billigkeit, Humanität. Man blicke auf die Fehler seines Standes! Giebt es denn nicht auch unter den bürgerlichen Beamten des Staats eine aristokratische Kette? Zwey Beyspiele. S. 279 — 281.

Ist es Schwachheit oder Humanität, dem — „galanten Sünder“ durchzuhelfen? Zwey Fälle. 281 — 283.

Wie ein Landbeamter und besonders dessen Söhne — Ehre dem Gebesserten oder weniger Schuldigen! — ein Dorf moralisch verwüsten konnten. Schwachheit oder Bosheit? 283 — 285.

Noch ein Wort von dem Beamten auf dem Lande. 285 u. 286.

F. Officierstand, Militaire.

Wie sehr besonders der junge Offizier reiner und fester Grundsätze in Absicht des Einen, was die Menschheit adelt, bedürfe. Das — Gegentheil: wer hätte das erwartet? Folgen. 286 — 288.

Noch mehr von den Gefahren dieses Stands. Rücksicht auf eine frühere Schrift. 288 u. 289.

Der Militärdienst als National-Schule betrachtet! — Die Kehrseite: ein Zug aus der Wirklichkeit So wirkt der wollüstige Sinn! 289 — 290.

Der Witzling und der Fanatiker. Ueber Ausschweifung und Cölibat ꝛc. Wer arbeitet der Wollust wahrhaft entgegen? 290 — 291.

Ein kritischer Blick auf zwey Aeußerungen über den moralischen Werth des Soldatenlebens. S. 291 — 293.

Wie verhält sich dieser Stand zur Kultur der Menschheit? 293, vergl. mit 304.

Auch ein Wink auf die Landeskultur. 293 — 294.

Die Ehelosigkeit im Großen. Folgen, besonders für den weiblichen Theil auf dem Lande. Eine starke Aeußerung der ländlichen Geradheit. 294 u. 295.

Eine Hoffnung des Bessern, Vollkommnern. Aber keine überspannte Foderung, und — keine Unbilligkeit! 295 u. 296.

Konskription; ein Spiel der Eitelkeit, der Habsucht. . . . . Neuere Thatsachen! 297 — 299.

Ein Wort der Entschuldigung. 299.

Der souveraine Einfluß des Sittlichen. „Galanterie.“ Wo ist die wahre Treue gegen den Fürsten? 299 — 300.

G. Erleichterung der Ehen; Landeskultur.

Wiefern der Staat befugt sey, die Ausschweifung ꝛc. zu bestrafen. 300.

Gelindigkeit oder Schärfe? — Schwachheit oder Folge des Aeußern: „aber ist diese Lehre nicht zu mild?“ 300 — 302, vergl. mit der Anmerk. 340.

Schärfe, Ernst. Welch ein Verderben! Der Obskurantismus. S. 302 — 303.

Liegt dem Staate nur an Kindern? Ein Rückblick auf Joseph II. „Sollte nicht jeder Landbursche, der heyrathen will, erst Soldat gewesen seyn? 303 — 305.

„Ueberbevölkerung.“ — Emigration. 305—306.

Wer darf heyrathen? — (Ein „Edelmann.“) 307.

Wiefern und wo ist keine zu große Bevölkerung möglich? 307 — 309.

Wiederherstellung der kleinern Landgüter. „Gütler.“ 308 — 310.

Kolonisten. Neue Ansiedelungen. Fremde; Landeskinder. 310 — 312.

Ehemalige Schätzung der Landgüter. „Hoffuß.“ Eine Aufgabe: wie wäre sie zu lösen? 312 — 313.

H. Weise, praktische Achtung von Seiten des Staates gegen die Ehe.

Spielereyen mit dem äußern Bande der Ehe — unter der Firma des Positiven. (Unter dem Schutze des Staats und der Kirche?) 314 — 315.

Klügeley und Kasuistik. 315 — 316.

Wer taugt in den Ehestand? — Der Beamte; so viel liegt an dem Charakter! (Sailer.) 316 — 319.

Ist die Ehe möglich ohne die Liebe? Die letztere in ihrem Wesen, nicht von Seite des Grades oder irgend einer Modifikation betrachtet! — Eine heilige Pflicht des Pfarrers. Ein Domherr kopulirt: welch eine Scene! Und auf einen Domherrn fällt auch dieser Fluch zurück. S. 319 — 321.

Ein Wort der Entschuldigung — auf Kosten des Cölibats. 321.

Gegen die Heyrathsstifter ꝛc. Spekulationen der Habsucht und des Ehrgeizes. „Verstand" und „Vernunft"! 321 — 322.

Ein Grundsatz in Bezug auf — „Karesse" und Heyrath. 322 — 323.

Wie weit geht die elterliche Gewalt? Rechte des Staats. Pflicht der Kinder. 323 — 325.

Wie mit dem ächten Begriffe von der Ehe die Aufhebung des Cölibats der kathol. Geistlichkeit zusammenhänge. Volksurtheile. (So beschleicht auch aufgeklärtere Katholiken die Mönchsansicht!) 325 — 329.

Kontrast: was ist die Ehe? Eine Definition aus Bouterweks N. Vesta! Nimmt der Staat von Herzensangelegenheiten Notiz? Stephani's „Einheit" ꝛc. 329 — 331. M. vergl. mit jener Definition ein Wort von Jean Paul, S. 419, Anmerk.

Also — Scheidung? 331.

Liberalität; Strenge: Maria Theresia. Was fodert der tiefere Blick? 332.

f. Von der Polizey auf dem Lande.

Was ist die Seele jeder ächten Polizeyanstalt? (Ein Rückblick: — „unglücklich"? S. 332 — 333.

„Sittengerichte": eine Stelle aus Kotzebue's Erinnerungen ꝛc. 333 — 335.

Zotologie. Der Bessere: so viel vermag die Umgebung!

Aber sind dann diese Scherze, diese Zotten — unschuldig? 336.

Wie das Schlimme sich ausbreite. Wirkung auf dem Lande. 337.

Das Beyspiel der Vorgesetzten. Dieß thäte selbst „der Geistliche"? Aufklärerey. 337 — 338.

Fremde; Reisende. 338.

Wo ist wahre Bestrafung zu erwarten? 339.

Und dieß wäre Bestrafung, Besserung? (Ob die ächte Moral mild oder streng sey.) 339 — 341.

Auch eine Bemerkung über den „Kindermord". Woran liegt dem Staate? — wo ist der „Mensch"? 341 — 342.

Institute der Humanität für Gefallene. Die Armenanstalt: Eingriffe der Wollust. 341 — 342, vergl. mit 301 — 302.

Der Landbeamte: wie viel der Regierung daran liege, daß er (wahre) Religion habe. 342 — 344.

„Politisirte" Religion: Aufklärerey. 344 — 345.

Die religiöse Feyer des Sonntags ꝛc. Was ist ächte Kultur des Landes? Extreme. S. 345 — 348.

Drey bedeutende Gegenstände:

a) Jahrmärkte,

b) Tänze, Pferde-Rennen ꝛc., und

c) „Kirchweihen“.

(Mit kritischen Seitenblicken.) 348 — 354.

Noch ein paar Worte über das „Tanzen“: welche Zerstörung!! (Eine Sprachbemerkung. Was liegt am „Worte“?) Eine schönere Seite. Anekdote. Ein Vorschlag der Humanität. 354 — 357.

Der nächtliche Tanz. So, wirkt die Stadt auf das Land ein! — Eine schöne Sitte. Blicke auf Bayern: eine merkwürdige Landessitte; Klage über Verfall der Polizey: ist sie gegründet? — Kommt sie nicht auch von Manchem, der das ehemalige, im Ganzen so verderbliche „Schergen-Wesen“ aus diesem oder jenem Privatgrunde zurückwünschet? — 357 — 359.

Die ländliche Unschuld.... Folgen des Kriegs. Die Aufklärung — unter den Söhnen des Landes. So konnten selbst Regierungsanstalten wider den Aberglauben ꝛc. durch Mißverstand ꝛc. wirken! 359 — 360.

Der Protestantismus im „Volkssinne“. Katholiken und Protestanten: ein schönerer Wetteifer. 361 — 362.

Was liegt im Bezirke der Polizey? — Freyheit; Mündigkeit. — Das . . . . „Braune Bier“. S. 362 u. 363.

Eine neue und wahrlich — in Ansehung des gegenwärtigen Grades der Volkskultur — nicht schöne Sitte! Pflicht der Polizey. Ein Vorschlag in Absicht der Wirthsleute. 363 — 364.

Vom „Bauernadel“ Der Pfarrer und der Beamte: ihr Verhältniß zu demselben. So verfuhr kürzlich ein würdiger Richter des Landes! 364 — 365.

Was ist „für die Regierung zu klein“? Noch zwey — in den Augen des Kenners nicht unbedeutende Gegenstände! — Eine ländliche Merkwürdigkeit. Der schöne Zweck einer würdigen Regierung. Wer ist wahrhaft mündig? 366 — 368.

Verbesserung der Druckfehler

(in der 1sten Abtheilung).

Man lese:

Vorrede IV. Z. 13 gebildetern;
Schale für Schule, S. 53. Z. 12;
schönere für schöne, — — — 14;
nur statt nun, S. 55, Z. 7;
Geistesfeigheit f. Geistesfreyheit, S. 64, Z. 1;
das f. Das, S. 97, Z. 18;
Symbolen f. Symbolum, S. 121, Z. 3;
Ihr f. ihr, S. 132, Z. 11;
Erde nach Mächte, S. 158, Z. 14;
neckend statt nackend, S. 164, Z. 7;
Mehrheit, statt Menschheit, S. 164, Z. 16;
ist nach artig, S. 174, Z. 12;
Schrift nach spätern, S. 188, Z. 22;
wiederfahren st. widerf., S. 203, Z. 6;
Indem st. Idem, S. 222, Z. 13;
hervorgingen st. hervorbringen, S. 270, Z. 3;
die st. dir, S. 303, Z. 5;
Bayern st. Baiern, S. 358 (u. f.), Z. 20.

Was S. 186 bis 191 stehet, muß, um des Zusammenhangs willen, vor dem Strich' oder Abschnitte S. 197 gelesen werden. Und was S. 255 und 256 gesetzt ward, ist auf der erstern wegzulas-

sen (auf der letztern könnte es, zum Behufe der Deutlichkeit, so abgeändert werden: Allmählig! Hiermit ist ꝛc.) Einen unbedeutendern Druckfehler da und dort, z. B. in Absicht der Interpunktion, wird der theilnehmende Leser leicht selbst verbessern.

Ueber den Geist der Verbesserung im Gegensatze mit dem Geiste der Zerstörung.

Erste Abtheilung.

Meine Herren und Freunde!

Verbesserung ist das schöne Wort, das noch immer von so vielen Lippen tönet! Verbesserung ist die Losung so mancher großen und — kleinen Geister: ehrwürdig im Sinne des edlern Mannes; aber ein Schall in dem Munde des berechnenden Eigennutzes, und wahrlich! als Spiel der kleinlichen Eitelkeit, als Werkzeug der gröbern oder feinern Leidenschaft nicht ehrwürdig.

Ja, es giebt ein Getreibe der Verbesserung, das dem Freunde der Menschheit eben so widrig auffallen muß, als ein gewisses Bestehen auf dem Hergebrachten, ein Dringen auf Erhaltung, das offenbar ein Kind derselben Leidenschaft ist. Man dringt auf Erhaltung dessen, was da ist, wegen — der bestehenden Vortheile, welche damit verbunden sind. Ueberall liegt ein Princip, ein Geist zum Grunde, der, indem sein Auge nicht auf das Wohl des

Ganzen gerichtet ist, nimmer das wahre Beste des Einzelnen schafft. Und weil das Princip überall, in diesem Dringen wie in jenem Treiben, eben dasselbe ist; so zeigt es sich auch in der Wirklichkeit, in dem großen Gange der Natur, als Eines. Was offenbar getrennt schien, was im wildesten Kampfe sich widersprach; das löset sich, über kurz oder lange, in die auffallendste — nur in keine schöne — Harmonie auf: in den Geist der Zerstörung!

Doch was ist menschlich und — nicht mißbrauchbar? Wenn der Aufklärling mit dem Worte spielt; wenn der Finsterling über die Sache schilt: so ist „Verbesserung" (Reformation), in der reinen und vollen Bedeutung des Wortes, jedem wahrhaft Aufgeklärten, jedem weisern Manne ein eben so erhabner als wichtiger Gegenstand seines Nachdenkens, seiner innigen Theilnehmung, seiner schönsten Bestrebungen.

Wenn aber jemals ein bestimmter und deutlicher Begriff von der Verbesserung, von ihrem Geiste und ihren beglückenden Folgen, Bedürfniß war: so findet das jetzo Statt. Denn noch wogen und fluthen die Meynungen der Zeit, über die wichtigsten Ge-

genstände der Menschheit; noch drängen sich Aktion und Reaktion, Revolution und Gegenrevolution. Und wenn nach dem unglücklichen Gange der größten Revolution, die vielleicht jemals der Kreis der Erde sah, das wärmere Interesse an der Vorstellung: daß nun die Menschheit mit Einem Male eine hohe Stufe ihrer Ausbildung erschwingen könne, längst dahin ist; so zeigen sich bereits andere Phänomene, die uns nicht minder zum ernstlichsten Nachdenken aufrufen. Wer kennt nicht die Unart unserer menschlichen Natur, vermöge welcher dieses Geschlecht, ewig zwischen dem Endlichen und Unendlichen schwebend, so gerne, so leicht von einem Aeußersten auf das andere hinübergleitet, oder — gar hinüberspringt, zumal wo ein leichteres Blut in den Adern rollt? Daher auch das ewige Spiel der Reaktionen! Und wer weiß nicht, wie der feinere Eigennutz die Blößen, welche die eine Parthey gab, die Mißgriffe, welche sie machte, in der andern schnell zu ihrem Vortheile benutzt, sobald ihm, dem selbstsüchtigen Spekulanten, der Moment der Gelegenheit lächelt? Und dieser Moment kann nicht ausbleiben, wo dem Gegner auf solche Art Stoff geliefert wird. Ward nicht, nach diesem

Gang' und Zusammenhang' der Dinge, selbst der plumpere Verstand des Obskuranten öfters durch das Benehmen des Aufklärers unterstützt? Auf der andern Seite, indem der Freund des Bessern diesen Gang und besonders das stete Wogen des Zeitgeistes bemerkt; indem die Möglichkeit einer frühern oder spätern Reaktion ihm stets wie ein unfreundlicher Dämon vorschwebet: so mag er desto mehr eilen, um noch des Bessern so viel als möglich zu stiften, zu gründen. Es kommt eine Zeit, denket sein für die Menschheit und das Vaterland sinnender Geist, — es kommt vielleicht bald eine Nacht, da Niemand, da kein redlicher und zugleich aufgeklärter Freund der guten Sache mehr wirken kann. So denkt er; und getrieben von einem schönen, innigern, aber nun auch dunklern Gefühle greift er rascher zu, und — verstößt gegen die Gesetze der Natur: mit einem Sprunge will er gewinnen, was diese weisere Mutter nur dem allmähligen Fortschritte gewährt.

Nun findet er da und dort, bald in dem eisernen Gange des Leblosen, bald in dem boshaften oder unfähigen Geiste der Lebendigen, Widerstand. Die feinere Leidenschaft be-

schleicht ihn, und — er macht neue Mißgriffe. Darauf lauret die Opposition, darüber freuen sich alle Gegner des Neuen und Bessern. „Nur so fort, ihr Herren, nur immer zu! (so denkt, so sagt der Schlauere im Kreise seiner Vertrauten; und im Vorgefühle, in der stolzen Vorempfindung seines nahen Triumphs spricht er sich wohl, da und dort, auch öffentlich aus) macht nur solcher Mißgriffe immer mehr, — das soll uns dienen! Nicht immer sieht das Auge eines Sterblichen: es kommt die Zeit, die es schließt! Dann schlägt die Stunde der Reaktion, „Dann soll die Reihe an Euch kommen!" Und was gewinnt dabey die Menschheit? Was gewinnt jeder Einzelne in dem großen, allumfassenden Reiche des Universums?

Also die Frage: Worin besteht der Geist ächter Verbesserung? ist noch für unsere Zeit wichtig und interessant. Und mir däucht, auch an der gegenwärtigen Stelle darf und soll dieser wichtige Gegenstand zur Sprache gebracht werden. Aus zwey Gründen vornehmlich: 1) aus der Schule gehen die jungen Männer aus, die in der Welt, auf dem großen Fel-

de der Verbesserung, der Kultur des Ganzen, wirken sollen. Der angehende oder reifere Zögling der Philosophie findet einst dort, als Jurist, Theologe, Mediciner u. s. w. den Schauplatz seiner Thätigkeit. Auch ihm mag also eine Rede über diesen Gegenstand zur Ergänzung, oder weitern Aufhellung seiner Begriffe davon, willkommen seyn. 2) Es ist in der Ordnung, daß die öffentlichen Lehrer von Zeit zu Zeit, also besonders am Ende eines den Studien gewidmeten Zeitraumes, von dem was sie lehrten, eine Art von öffentlicher Rechenschaft geben, damit das theilnehmende Publikum sowohl als die erleuchteten Vorsteher, und durch sie eine wohlwollende und helldenkende Regierung einsehen, was man von den jungen Männern, die aus dieser Schule ausgehen, nach den Grundsätzen ihrer Lehrer zu erwarten habe.

Ob ich als Organ Aller spreche? fragt man vielleicht. Wie könnte ich das behaupten? Aber ich will nichts aussprechen, wovon ich nicht innigst überzeugt bin, und dem ich nicht zugleich, nach meiner Ueberzeugung, den Beyfall oder die Zustimmung jedes würdigen Mannes zusichern kann.

Leicht sieht man ein, daß eine Rede über den Geist der Verbesserung im Gegensatze mit dem Geiste der Zerstörung diesen Gegenstand nicht erschöpfen kann: aber der Billigdenkende erwartet auch nicht mehr, als die Grenzen einer Gelegenheitsrede zu fassen vermögen; und natürlich ist es, daß ich erst von der Quelle ächter Verbesserung, und dann von einigen interessantern oder sprechendern Erscheinungen des Zeitgeistes in diesem Felde der Menschheit etwas sage.

Es giebt ein Höheres; die Schule nennt es das Absolute. Doch nicht auf den Namen kommt es (besonders hier) zuvörderst an. Wem die Sache nahe liegt; wer seine Verwandtschaft mit dem Göttlichen fühlt: den stört kein Name, indem er überall zuerst auf die Sache seinen Blick richtet. Also daran ist alles gelegen; und was immer noch hinzukommen mag, es heisse Wort oder Begriff, wird dadurch bestimmt.

Unsere Frage sey also zuvörderst diese: giebt es ein Höheres? Und wie verhält sich dasselbe zur Menschheit, oder wie realisirt es sich im

Kreise der letztern? Denn nur was im Geiste des Menschen realisirt ist, gehört ihm an, und wird, indem es in sein Eigenthum eingeht, seine Sache (res ipsius) sein Eigenthum und sein Geist. Geistlos ist der Einzelne, dem es an dem praktischen Besitze dieses Höhern fehlt, trotz jedem Schimmer von Geistigkeit, den ihm die raffinirende Sinnlichkeit, oder der blitzende Verstand anbilden mag. Und nur was in den Einzelnen ward, gehet, eben dadurch, in die Sphäre des Ganzen über.

Giebt es ein Höheres? Diese Frage ist sinnlos, oder — ein müßiges Wortspiel für den, der wirklich nichts, was ihn über das Gemeine oder Materielle seiner Umgebung erhöbe, in sich findet. Natürlich findet er dann in unserer Frage nur Thorheit und Schwärmerey, oder etwa noch den unschuldigen Versuch einer transcendenten, überfliegenden Phantasie; ein Spiel der Einbildungskraft, das empfindsame Seelen oder schwärmende Geister, deren Leere kein höherer Beruf ausfülle, unterhalten möge; eine gehalt- und fruchtlose Spekulation, die etwa den Gelehrten im fünften Stocke oder im beschränkten Raume seines Schulzimmers beschäftige, über die

aber ein Mann, der sich mit reellen Dingen abgebe, weit erhaben sey! Denn reell ist solchen Raisonneur's einzig das, was der körperliche Sinn ertastet, erblicket u. s. w. Soll ich die Wahrheit ganz aussprechen? Reell ist ihnen nur das, was dem Thiere, das sie Mensch heissen, gröbere oder feinere Nahrung zuführt. Und diese Nahrung gilt ihnen nicht mehr für thierisch, wenn der ästhetische Sinn einige Blumen darauf wirft, und der Verstand, sinnend im Dienste der herrschenden Sinnlichkeit, die gepriesene Expedition glücklich ausführt. Als ob eine Modifikation, eine Differenz in den Mitteln, das Wesen der Sache selbst aufheben könnte! Nein, was man auch sagen mag: bey diesem Streben nach Realitäten ist höchstens ein raisonnirendes Thier. (Animal rationale?)

„Aber für einen Kreis feiner, gebildeter Menschen wäre doch diese Sprache nicht schicklich!" Wir befinden uns hier in keinem Zirkel, wo man die Wahrheit maskiren soll, sondern an einer Stelle, wo sie ganz genannt werden darf. Wem diese Sprache auffiel; der bedenke, wenn ihm ein tieferer Blick ins Leben selbst vergönnt ward: er bedenke, was denn aller Verfeinerung ohne die

Basis jenes Höhern zum Grunde liege, und was dann über kurz oder lange, troz jeder Schminke der Politik und der feinern Sitte, nothwendig ausbreche. Leider bricht es nur zu oft schon in der Gegenwart aus, und bewährt durch die That, was unser Princip aussagt: nur mit dem wahrhaft Sittlichen besteht das Schöne! Und wer das erkennt; gewiß, der verkennt auch nichts wahrhaft Schönes, das in irgend einem höhern oder feinern Kreise sich findet. Wo blieben und wandelten auch die Grazien lieber als im Gefolge der Vernunft? Gerne begleiten sie auch das ernste, aber sittlich-schöne Werk der Verbesserung, indeß sie die Produkte der gröbern oder feinern Unsittlichkeit fliehen, so daß nun daran nicht nur die Tendenz zur Zerstörung, sondern auch das Gepräge der Verwilderung immer sichtbarer hervorgeht. Wer mit einem reinen Auge in den Sphären des Lebens sich umsah, verlangt wohl keine weitern Beweise! —

Doch, indem wir in die menschliche Natur und in das Leben um uns her einen Blick werfen, dringt sich auch in diesem Betrachte eine wichtige Distinktion auf: die Unterscheidung zwischen Praxis und Theorie. Denn nicht immer

hängt diese mit jener zusammen; nicht immer schließt man richtig von der einen auf die andere. Wer kennt nicht die Macht des bessern Geistes (wo er vermöge des reinern Herzens sich findet), seine Macht über den Buchstaben, über den Begriff, so weit äußere Verhältnisse diesen dem Verstande, der bildsamen Denkkraft aufdrangen? — Wer, um das treffendste Wort zu brauchen, thierisch am Niedrigen hängt, und darum jedes Höhere, wozu der Geist aller Edeln verbessernd aufstrebt, der frechen Spötterey preisgiebt: der verdient allerdings keine Ausnahme, keine Entschuldigung. Aus dem unreinen Sinne geht das unreine Wort hervor; der schlimmen Praxis entkeimt nothwendig eine falsche Theorie. Aber gesetzt, es ward Jemand früh an äußere, positive Verhältnisse gewöhnt; gesetzt, er wandelte lange, wie eingezwängt in die Sphäre positiver Pflichten, aber mit treuer, redlicher Thätigkeit in seinem Kreise dahin, und er sey nun durch die Erfahrung überzeugt, daß ein treues Verwalten dessen, was da ist, allmählig, aber dauerhaft auf das Wohl des Ganzen einwirke, während das kühne Aufstreben zum Bessern da und dort nur Verwirrung oder gar Zerstörung anrichte: wer möchte einen solchen Mann

mit jenem Feinde alles Neuen und Bessern in Eine Klasse werfen, wenn auch sein Mund eben so kategorisch über Reformen abspricht? Es giebt untergeordnete Verhältnisse, wo solche Staatsmaschinen, solche treue und feste Handhaber des Hergebrachten, der Menschheit sehr nützlich sind. Mittelbar bereiten sie selbst das Bessere vor. Wer indessen als Geschäftsmann in diesem Sinne für das Bestehende spricht, und daher nur auf Erhaltung, nicht auf Verbesserung dringt: der ist gleichwohl als Mensch von dem guten Genius der letztern keineswegs entblößt oder verlassen. In seiner menschlichen Sphäre regt sich dieser bessere Geist: hier spricht er sich durch Thaten und Worte gleich vernehmlich aus: im Schooße seiner Familie, an der weitern Ausbildung derer, die ihm die Vorsehung durch ein holderes Band anvertraut hat, und an seiner eigenen Fortbildung in Bezug auf das Wichtigste, ist dieser schöne Geist der Reform auffallend. Und es versteht sich, daß, wo eine solche Thätigkeit herrscht, die Schranke des Begriffs und der Theorie noch (wie von selbst) fallen werde, indessen das Wahre daran, in jenem Gegensatze mit dem Zerstörungsgeist', ewig bestehen wird.

Jeder würdige und wahrhaft gebildete Mensch ist mit dem Absoluten, Höhern praktisch bekannt. Daher ist es ihm unter jeder Form und jedem besondern Namen, der noch irgend eine Nebenbestimmung ausdrückt, so leicht erkennbar und verständlich. Man nenne es das Wahre, oder das Gute: er kennt es; denn ihm erscheint es bald im Glanze der Wahrheit, bald in der — Ehrfurcht und Liebe erweckenden — Gestalt der Tugend. Aber dem Egoisten, dem Lüstlinge, dem Weltlinge, dem Pfaffen, kurz, dem praktischen Naturalisten ist das Wort wie die Sache sinnlos und lächerlich: und er lacht oder spottet nur da nicht, wo das Absolute tiefer ins Leben eingreift, wo es in der Gestalt der Wahrheit und Tugend mittelbar, im Gedränge konventioneller Verhältnisse, sein Interesse berührt, und wo folglich die Politik oder die beliebte Klugheit dem Heuchler eine andere Miene, einen andern Ton gebietet. In der Sprache des Philosophen klingt ihm das Höhere eben so fremd, als komisch. Man stelle, um dasselbe völliger auszudrücken, und durch das Wort dem auffassenden Verstande näher zu bringen, — man stelle das Absolute dem Bedingten, das Höhere dem Niedrigen, das Himmli-

sche dem Irdischen, das Moralische dem Physischen, das Göttliche dem Thierischen gegenüber: er findet hier überall nur leeren Schall, oder eine Spielerey mit tönenden Worten, und eine Zielscheibe seines frechern Spottes.

Wenn jedoch der praktische Besitz des Absoluten, wenn überall die Sache das Erste ist, worauf es ankommt: so ist um deßwillen der richtige Begriff, das passende Wort und hiermit die treffende Anwendung keineswegs gleichgültig. Es giebt hier zwey Extreme, die gleich weit von dem Mittelpunkte der sicher leitenden Wahrheit abführen: 1) der sogenannte Empiriker, dessen Kopf, bey einem bessern Herzen, durch den Einfluß widriger Umstände verleitet und verstimmt ward, so daß er nun bloß oder vorzüglich auf die Schranken der Menschheit, auf den Charakter unserer Endlichkeit sein Auge heftet, und, zumal nach widrigen Erfahrungen in der Sphäre seines Berufs, oder bey dem Anblicke zerstörender Neuerungen außer seinem Kreise, verzweifelnd und träge den Gedanken aufgiebt: daß die Menschheit je mit Glück zu dem Absoluten empor streben, daß sie je einen höhern Grad der Kultur, der Veredlung und des Wohlstandes ersteigen und — des

haupten werde; 2) der *Idealist*, dessen kühne Phantasie das *Absolute*, das ihm in der Idee vor dem Geistesauge schwebt, geradezu auf den Menschen anwendet, und das Göttliche vernichtet, indem sie die Menschheit vergöttert. Doch nur von einem Mißgriffe in der Theorie sey dieses gesagt; denn wir sprechen hier nicht von dem, der mit der *Idee*, oder vielmehr mit den *luftigen Kindern seiner Phantasie* nur spielet: dieser fällt ja mit jenem angeblichen *Realisten*, der mit den klingenden Produkten seines Verstandes prahlt, ganz in Eine Klasse.

Dem *Würdigen*, dem *Gutgesinnten* leuchtet ein *Unendliches* vor, erhaben über die Schranken dieser Sinnenwelt, über die Verhältnisse der Zeit und des Raumes. Es ist ihm *reell*, indem es dem reinern und hellern Auge in Einem, dem eben darum das Prädikat des Absoluten κατ' ἐξοχὴν zukommt, *realisirt* vorschwebet; es ist ihm *ideell*, indem er es zugleich in der *Idee* als einen Punkt der Vollkommenheit, dem er sich nur annähern kann, erblicket. So wird das *Vollendete*, und *insofern* allein wahrhaft *Absolute* (absolutum omnibus numeris) für seinen aufstrebenden Geist zugleich das Urbild des *Vollkom-*

menen, oder mit Einem Worte, das Ideal. So schwebt der Mensch zwischen Himmel und Erde, zwischen dem Endlichen und Unendlichen in der Mitte; so verbindet er das Höchste mit dem Niedrigen, indem er die Schranke der Endlichkeit ewig an sich, aber zugleich den Keim des Absoluten, den Keim der Unendlichkeit in sich trägt; und die himmlische Gabe der Freyheit vereint, was sonst im ewigen Kontraste sich flieht: selbst das Göttliche und Thierische tritt, durch dieses wunderbar knüpfende Band, in Vereinigung. Aber freylich, das Sinnliche heißt nimmer thierisch, wo es durch die höhere, moralische Kraft erhoben und veredelt ist. Ja, so drückt der edle Mensch Allem, was ihn umgiebt, Allem, was er vermöge irgend eines Naturtriebes ergreift und bearbeitet, den Charakter seiner Menschheit oder, was hier Eines ist, das Gepräge des Göttlichen auf.

Aber wie heißt das Eine, in welchem der Gutgesinnte das Vollendete sieht? Es ist unnennbar: kein Begriff errreicht es; kein Wort spricht es aus. Aber bekannt ist es jedem Würdigen, da es ihm vermöge seiner höhern Natur dergestalt ideell vorschwebet, und da sein Geist sich, empor-

emporsteigend auf eine stets höhere Stufe der Kultur und so dem Unendlichen sich ewig annähernd, damit praktisch beschäftigt. Daher eine Idee, die ihn nie verläßt, und die, eine unzertrennliche Gefährtin seiner reinen Gesinnung, die Grundlage von Allem ist, was er etwa noch im Begriff' und im Worte nachbilden mag. Aber es ist unnennbar. Doch weil der Mensch auch Intelligenz und als solche zum Sprechen, folglich zum Auffassen in der fortschreitenden Artikulation, in der allmähligen Succession des Begriffs als solchen bestimmt ist; und weil ohne die Sprache das schönste und größte Band, das Menschen an Menschen knüpft, das wirksamste Band der brüderlichen und bildenden Mittheilung nicht möglich wäre: so hat sich in der Sprache aller kultivirten Völker auch für das Eine Absolute ein Wort gebildet, ein Wort, das natürlich mit einem mehr oder minder reinen Begriffe zusammenhängt, da nämlich, wo es nicht bloß von der Lippe tönet, sondern aus dem Innersten des Geistes erschallet. Unsere Sprache hat nun einmal dafür kein Wort, das so bekannt und so sprechend wäre, als das Wort: Gott.

Also, wie nun (denke ich) aus dem Vorhergehenden hinlänglich erhellet: Gott das Urbild,

der Mensch das Ebenbild! Und so tritt hier mit strahlender Wahrheit eine Ansicht hervor, die zuerst in einer heiligen Urkunde, obwohl Anfangs unvollkommen, doch in der Folgezeit stets vollkommener, aufgestellt ward. Noch hat kein denkender Kopf etwas Besseres und Tieferes ergründet, als hier das reine Herz (und wahrlich nicht ohne die denkendere Kraft einer veredelten und erhabenen Intelligenz) gefaßt und durchgeführt hat. Aber der reinern, wissenschaftlichen Theorie hat darum diese praktisch-schöne und richtige Ansicht keinesweges vorgegriffen, oder dieselbe entbehrlich gemacht; denn Vervollkommnung ist und bleibt ja, nach derselben Vorstellung unserer Verwandtschaft mit Gott, das ewige Gesetz, die ewige Aufgabe der Menschheit.

Hier also liegt der Grund, aus welchem der Geist ächter Verbesserung hervorgeht; hier die Quelle, aus der jede nothwendige und menschenwürdige Reform entspringt. So wahr es ist, daß der Mensch ein Göttliches, aber nur in der Anlage und befangen von einer allmählig zu überwindenden Schranke, in sich trägt, und folglich in der That ein Abbild des Unendlichen werden kann und soll: so gewiß ist

es, daß für ihn überall kein Stillstand, keine absolute Grenze Statt finden kann. Besser werden und Besser machen, in Bezug auf den Geist des Menschen und auf Alles, was in seinen Kreis eintritt: dieß ist die große Aufgabe der Menschheit. Und was vom Einzelnen gilt, das ist wahrlich auch von jedem Ganzen, das aus Menschen besteht, oder durch Menschen verwaltet wird, gültig, von jedem Volke, von jedem Staate, von jeder Kirche gültig.

Zwey Resultate, gleich wichtig und einleuchtend, ergeben sich aus dem bisher Gesagten.

I. Wenn stete Reform, wenn kontinuirliche Verbesserung zur Würde und zur Bestimmung des Menschen gehört; so ist der Grundsatz „Nil innovetur, keine — schlechterdings keine Neuerung!" ein Princip der Zerstörung. Ja es ist ein Princip der Hölle, wie heilig auch der Mann heißen mochte, der zuerst das schreckliche Wort aussprach: Nil innovetur! Abgesehen von dem unreinen, ungöttlichen, vom Dämon des Eigennutzes durchdrunge-

nen Geiste, in dem ein solcher Gedanke entstehen und sich ausbilden konnte: so liegt es schon in dem Begriffe der Menschheit, daß in ihrer Sphäre keine Erhaltung ohne die stete Hinsicht auf Verbesserung Statt finden kann. Nur dem oberflächlichen Blicke der Empirie oder des bloßen, an der Gegenwart und ihrem Scheine haftenden Beobachters mag da eine Konservation erscheinen, wo jener Dämon wie ein tödtender Wurm am Keime nagt, so daß die angebliche Erhaltung sich nothwendig, früher oder später, in Zerstörung auflösen muß. Und so, als Geist der Zerstörung, erscheint das Kunstgewebe der Politik schon gegenwärtig jedem reinern Denker, wenn er auch als Beobachter, aber ausgehend von jenem Standpunkte der Vollendung, in das Gewirre des äußern Lebens hineinblickt. — Die Neuerung, so fern ohne sie keine Verbesserung gedacht werden kann, gehört eben so nothwendig in die Sphäre der Menschheit; und was man sonst, etwa von irgend einer Gefahr, noch sagen und einwenden mag: dieß betrifft nur die Ausführung, nicht die Sache, nicht das Princip. Und hier, im Felde der Ausführung, mag allerdings die Klugheit untergeordnet dem reinen Willen, und folglich das

schöne Ideal des Bessern stets im Auge, der Menschheit große Dienste leisten: hier mag die Politik, wenn Erfahrung mit dem Scharfblicke des Geistes (wie dieser mit jener schönen und erhabenen Tendenz) sich einigt, ihre subalterne Rolle vortrefflich spielen.

II. Wenn die Nothwendigkeit einer fortschreitenden Verbesserung oder — Evolution — sich in unserer Verwandtschaft mit dem Göttlichen gründet; so wird nur derjenige bessern wollen, welcher diese Verwandtschaft fühlt, welcher für das Eine Göttliche regen und lebendigen Sinn hat. Ja, nur der Gutgesinnte wird verbessern können; denn hier, in der höhern Sphäre, in dem eigentlichen Bezirke der Menschheit, wird die Kraft durch die Gesinnung, das Vermögen durch den Willen bedingt. Bedingt in der Grundlage und dann in Absicht jeder einzelnen Aeußerung selbst bestimmt: eine Behauptung, die freylich dem gemeinen und konsequenten Empiriker, dessen Blick nur an der Oberfläche haftet, wieder sinnlos und lächerlich klingen muß! Wohl! ändern kann auch die Selbstsucht, der Ehrgeiz und die Eitelkeit: aber verbessern? — Nein, Aen=

derung ist keine Verbesserung, wiewohl diese auch ohne jene nicht denkbar ist. Aendern mag der Unsittliche, indem er niederreißt, und an die Stätte der alten Materie eine neue setzt. Auch der Stoff, den er wählt, mag der richtige seyn. Allein es fehlt ihm an der innern Form, an dem ächten Geiste; und darum entgeht ihm über kurz oder lange auch der richtige Stoff: er hat nicht, troz allem glänzenden Anscheine, den Geist der Verbesserung, sondern der Zerstörung; und wie scheinbar, wie herrlich sein Gebäude auch dastehen mag: es ist dennoch auf Sand gebaut! Wer denkt hier nicht an das treffende Wort aus dem Munde eines göttlichen Reformators der Vorzeit?

Den Stoff kann der selbstsüchtige, obwohl glänzende, Neuerer besonders im Anfange da und dort treffen; er kann ihn zuweilen, im Kontraste mit einer rohen und düstern Vergangenheit, recht beglückend herbeyführen, weil ihm eine glückliche Erziehung den reinern Begriff angebildet, und der günstige Zufall ihn dem drückenden Obskuranten gegenüber gestellt, und folglich gegen die Produkte des leztern seine Kraft gespannt hat. Allein beharrt er als Mensch in derselben Tendenz des Gei-

stes: dann wird sich auch sein Werk in Zerstörung, und der blendende Schein in Nichts auflösen. Denn nicht allein giebt er durch die Blößen seines Privatwandels, welche troz der hemmenden Vorsicht seines politischen Lebensprincips nothwendig stets völliger auffallen, — nicht nur giebt er dadurch dem Gegner alles Neuen und Bessern selbst die Waffe gegen sich in die Hand: sondern er befleckt auch sein eigenes Werk, bald da bald dort, mit den Ausbrüchen seiner Leidenschaft, und mit den Charakteren der Kurzsichtigkeit; denn die herrschende Selbstsucht hemmt auch den schärfsten und umfassendsten Kopf. Dann folgt um so leichter, wann der Zufall wieder eingreift, die heillose Reaktion; und die Hölle, die Finsterniß triumphirt. Ja, wer bürgt uns, daß der Reformator von diesem Geiste nicht selbst auf die Parthie der Verfinsterer hinüberspringen wird, so bald er nun hier das siegende Uebergewicht, und nur hier sein Interesse, nur hier dessen weitere Möglichkeit, und vielleicht den Schauplatz einer neuen politischen Kunstäußerung, zum Behufe seines Vortheils erblickt. Immer wird sich der Geist, welcher den Menschen beseelt, durch den öffentlichen Charakter,

und zwar durch den Lehrer wie durch den Politiker aussprechen, herrschen, und seine Herrschaft behaupten.

Nur berühren möchte ich hier den Mechaniker, der sich im eigentlichen Sinne des Wortes, als eine Staatsmaschine ansah und behandelte, der sich willig, obwohl gegen seine Ueberzeugung, sofern ihm diese durch jenes höhere menschliche Bewußtseyn kund ward, als ein dienstbares Werkzeug den Planen der Verfinsterung hingab, und der nunmehr, nachdem er lange in dieser Bahn gewandelt hat, sich vielleicht gutmüthig (in der mechanischen Beschränktheit seines Geistes) noch wundert: daß man ihn, wenn etwa ein Umschwung der Dinge erfolgt ist, nicht eben sowohl für das gute Werk der Aufklärung brauche. Denn er ist ja überall brauchbar! Und er spielt euch nun eben so gut den — Aufklärer, als er vorhin den Obskuranten gespielt hat: nur vielleicht sehr drückend für manchen rechtschaffenen Mann, der lieber der Wahrheit, als der Laune irgend eines Menschen huldigte, und folglich auch da noch die Menschheit respektirte. Eine Staatsmaschine dieser Art gehört wohl mit dem beschränktern, aber

redlichen Geschäftsmanne, dessen ich vorhin gedachte, nicht in eine Kategorie.

Nein, nie soll man den Menschen von irgend einem positiven Verhältnisse, in das er eintreten, von irgend einem öffentlichen Charakter, den er annnehmen kann, trennen. Wir stehen hier auf einem Punkte, der die ganze Menschheit umfaßt. Der Jurist wie der Theolog, der Kammeralist wie der Mediciner, der Künstler wie der gemeine Handwerker, der Fabrikant wie der undenkendere Bauer des Landes: alle stehen unter demselben großen Maaßstabe; alle sollen dem, was sie behandeln, jenes Gepräge der Göttlichkeit aufdrücken; jeder muß, soll er je des schönen Namens Mensch würdig seyn, in seinem Kreise beytragen, daß jenes erhabene Reich komme, welches der große Lehrer der Menschheit mit dem schönen Prädikate des **himmlischen** bezeichnet hat, daß der Himmel auf die Erde herabsteige, oder, was eben so viel heißt, daß jenes Göttliche in diesem Kreise der Menschheit immer völliger realisirt werde.

Wo Dieses nicht eintritt, da ist Thierheit und Teufeley. Dünkt Jemanden auch

dieses Wort zu hart oder — zu auffallend; nun so sey auch da unsere Frage: ist es wahr, oder: fodert die Sache das Wort? Ist aber die Teufeley geschminkt; so ist sie nur desto fürchterlicher, zerstörender.

Es ist also ein Princip der Zerstörung, wenn man, theoretisch oder praktisch, den Grundsatz aufstellt: „Religion sey dem Manne von Ehre und Rechtschaffenheit entbehrlich;" oder wenn man gar, wie neuerlich ein glänzender Schriftsteller in Woltmann's Geschichte und Politik, die Religiosität für unverträglich mit der Moralität erklärt, im stolzen und schneidenden Tone über alle Religion abspricht, und geradezu Religion und religiösen Aberglauben als synonym behandelt. Wer so sprechen kann, der, ich sage es frey, hat entweder keinen reinen und lebendigen Sinn für das Absolute, oder, was ich lieber annehme, sein Kopf ward durch den Einfluß abergläubischer und sophistischer Umgebungen auf dem Wege seiner äußern, frühern oder spätern Bildung, gerade in diesem Punkte gestimmt und verschoben. Denn eine solche Verstimmung und eine fixe Idee, die sich als künstlicher

Irrthum dadurch begründet, kann mit der Gesundheit des Verstandes in andern Punkten, mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit wohl bestehen. Nämlich für die Momente der Gegenwart; denn in den Sphären der Vollendung und der Totalität ist es nicht die Tugend, die Moralität, welche den Irrthum schwesterlich küßt: nur Wahrheit und Tugend erscheinen hier freundlich im ewigen Bunde.

Aber man denke, wie angenehm dem Realisten von der vorhin geschilderten Klasse eine solche Ansicht und Behandlung der Religion seyn müsse! Wenn der Weltling, der sophistische Staatskünstler, (er, der einzig im Sinnlichen und dessen Erzeugnissen Realität findet) in demselben Aufsatze von Professor Buchholz „über die Jesuiten unserer Zeit" lies't: daß die Religion nur da blühe, wo Indolenz und Müßiggang gedeihen, und daß der Staat, welcher die Industrie emporbringen wolle, zuförderst die Religiosität verdrängen müsse: freudig, begierig greift er nach dieser hohen Aufklärung, denn sie ist ihm ganz aus dem Herzen, aus der Seele genommen! Und er freut sich innig, daß diese kühnen, aber „göttlichen" Wahrheiten in einem

der gelesensten Journale stehen: in einer Zeitschrift, die besonders in den höhern Zirkeln, besonders im Kreise gebildeter und denkender Geschäftsmänner, umherlaufe u. s. w.

Geist der Zerstörung, nicht der Verbesserung ist es, wenn auf der andern Seite irgend ein Idealist aus dem beschriebenen Reiche der Phantasie die Moralität von der Religiosität absondert, und indem er diese scheinbar über jene erhebt, ihr Wesen, ihren göttlichen Charakter selbst aufhebt. Denn welche Erhebung wäre das, wenn die Religion als Sache der Phantasie und des äußern Sinnes geltend würde? Und die Sache wird um nichts besser, wenn ein Theoretiker aus dieser Klasse die Religion mit der Philosophie, die Gesinnung mit der Wissenschaft vermischt, und etwa den Grundsatz aufstellt: „die geistige Religion ist in der Philosophie selbst." Denn so wie die letzte nur zu einem Produkte des Kopfs, ohne jede rein-sittliche, ursprüngliche Theilnehmung des Herzens gemacht wird: so entflieht hier der Genius ächter Religion; und was zurück bleibt, ist ein Gespenst oder ein leeres Formelgetöne. Nein, die Wissenschaft des Absoluten ist nicht Reli-

gion, nicht Moralität: sie beruht als Wissenschaft auf ihrem eigenen Grunde. Aber als Wissenschaft des Absoluten ist sie ihrem Gehalt' und Stoffe nach von jenem Göttlichen in uns, und daher von dem reinen, lebendigen Sinne für das Eine, was gut und wahr ist, abhängig. Wir sehen hier das Wahre, was dem Bessern in den Worten „die geistige Religion ist in der Philosophie selbst" vortönen mag. Aber nehmen wir das System strenge, in seiner eignen Konsequenz: so springt uns darin überall die Verwirrung oder die theoretische Gottlosigkeit ins Auge. Nur den Jüngling, dem es am zarten Gefühle des Heiligen fehlt, oder dessen Geistesblick in das Innere des Systems noch nicht eindringt, mag das Amalgama täuschen. Und welche Beschränktheit oder welche Affektation springt dem, der auf das Wesen der Einen Religion sein Auge richtet, aus dem pleonastischen Beyworte „geistig" entgegen! —

Es ist ferner nur zerstörend, wenn der Weltmann die Religion als eine Sache des Geistlichen von sich weiset; es ist weder erhaltend noch verbessernd, wenn der Weltling die Religion in die Sphäre des Pöbels hin-

abschickt, und etwa die Meynung äußert: „für „das Volk sey die Religion allerdings nothwendig, und um des Volkes „willen müsse man sie allerdings ehren: als ein „treffliches Leitseil für die Starrköpfigen! Aber „für den Gebildetern sey die Religion überall kein „Bedürfniß; denn man wisse ja, sie sey das „Kind einer schwärmenden Phantasie, „oder die Erfindung eigennütziger Pfaf„fen" u. s. w. So trennt der Aufklärling Menschen von Menschen, indem er das Eine, was die Menschheit ehrt, und alle würdigen Glieder derselselben wie mit einem himmlischen Bande umschlingt und vereinigt, eben so grob als unwissend verkennt. Wer sieht nicht mit dem ersten Blicke auf das Gewebe dieser Sophisterey, was etwa dem Verstande des Sophisten dabey täuschend vorschweben mag? Eine graduelle Differenz, ein Theilunterschied, der in Absicht der reinern Religionsbegriffe zwischen den höhern und niedrigen Klassen des Volks Statt findet, und den allerdings auch die moralische Klugheit mit zarter Schonung behandelt: diesen Unterschied steigert sein beschränkter Blick, indem er nur daran haftet, zur Absolutheit hinauf. Und wo diese Denkweise unter den höhern Ständen sich festsetzt

und ausbreitet; wo dieser Geist in Absicht der Religion erst theoretisch im vertrautern Kreise, aber dann nothwendig auch praktisch und (jeden Zaum der Politik verschmähend oder kühn abschütteln) sich öffentlich ausspricht: welches Heil mag da aus der gerühmten Aufklärung dem Staate, der Menschheit, und folglich selbst dem Einzelnen, der in diesem Geiste spricht und handelt, erwachsen?

Aber es ist auf der andern Seite nicht minder zerstörend, wenn der Pfaffe (nicht der würdige Geistliche) seinen Glauben von dem Leben, seine Kirche von der Tugeud trennt, und etwa durch die That sowohl als mit Worten den Grundsatz aufstellt: „der wahre Glaube „könne da seyn, wenn auch die Tugend „entflohen sey: ja, der Glaube sey „noch immer eine Tugend, oder gar „die Kardinaltugend!" Und es ist mehr als komisch, wenn nun so ein armer Sünder sich in den Mantel der Religion hüllt, wenn er damit seine Blößen zudecken möchte, und wohl gar als ein Vertheidiger dieser Himmlischen gegen die gottlosen Söhne der Erde, gegen die angeblichen Freygeister, Illuminaten u. s. w. auftritt. Non de-

censoribus istis eget! möchte man solchen Helden zurufen. Man lacht bey dem Kontraste, der sich hier jedem Blick auf das Heilige und — Unheilige zeigt. Aber trauern möchte der Freund der Religion, wenn er bemerkt, wie nun der feinere Aufklärling spottet, und den Spott, welcher dem unberufenen Vertheidiger gebührt, auf diese Göttliche selbst wälzet. Auch zeigt sich da wieder die ganze Oberflächlichkeit der Empirie, indem man annimmt, oder voraussetzt, es könne jemand das Wahre erkennen, vertheidigen, wenn er gleich das Gute nicht lebendig in sich trage, oder was eben so viel heißt, von dem Geiste der Tugend belebt sey. „Aber, sagt man, kann sich der Sünder nicht gebessert haben?" Nun so zeige er zuvor durch sein Leben, durch eine Reihe schöner Thaten, daß seine Besserung wirklich sey; so trete er vor der Hand bescheiden zurück, und fühle es, daß ihm das Recht nicht zukomme, jene Himmelstochter öffentlich zu beschützen; ja er fühle, daß ihm sein Wandel dazu das Recht verwirkt habe. Nur dem Partheygeiste, nicht dem ächten Freunde der Wahrheit, der Tugend und Religion können die Streiche, die ein solcher Glaubensheld austheilt, ein belustigendes Schauspiel gewähren.

Ueberhaupt, wo der Partheygeist obwaltet, wo das wilde Spiel der Leidenschaft rauscht, oder auch feiner im Stillen getrieben wird: da ist überall das Princip der Zerstörung; und es ist eben das Spiel der Extreme und das beständige Treiben der Reaktion, wodurch sich dieses böse Princip offenbart.

Wenn der Jurist mit der Miene eines tiefern Blicks und mit dem Schalksauge des lauernden Kenners von der Katheder ruft: „meine Herren, glauben Sie nur keinem Pfaffen; es sind alle Schurken: sie haben von jeher die Welt betrogen!" — welchen Eindruck mag diese Kennermiene und dieser Ausdruck der nichts unterscheidenden, aber schimmernden, Rohheit auf die rege Schaar der aufhorchenden Jünglinge machen? welche Richtung mag so etwas dem Halbgebildeten oder — Halbrohen geben? Denn jeden Gebildetern beleidigt unstreitig diese Sprache, dieser Geist der Aufkläreren. Aber gesetzt, der Theolog spiele nun in demselben oder — in einem noch treffendern Tone den Vorwurf zurück: es ist etwas (so fern er Wahrheit sprach), aber im Ganzen wohl nicht viel gewonnen: für die Majorität der Zuhörer wird,

besorge ich, nur das Schauspiel lustiger, aber der reine, unpartheyische Sinn wenig oder gar nicht genährt.

Wenn der Aufklärling im Gewande der Popularphilosophie die Messe des katholischen Priesters für eine Harlequinade erklärt, indeß der Idealist von der besagten Art, vielleicht eben dadurch gereizt, gerade hier die poetische Religion in ihrem höchsten Schimmer, in ihrem vollem Glanze erblickt: was gewährt uns jene raisonnirende Rohheit, und diese spielende Phantasterey? wo ist hier überall Stoff zur schönen, fortschreitenden Verbesserung?

Soll ich noch ein Beyspiel anführen? — Wenn der Katheder-Philosoph, der Aufklärer aus jener bekannten Epoche, wo man die Philosophie (rächend eine frühere Mißhandlung) der Theologie scharf entgegengesetzte, diese sowohl als ihren Lehrer bey jeder Gelegenheit dem Gespötte preisgiebt; wenn er mit vornehmer Miene zweifelt, „ob denn wohl die Theologie auch eine Wissenschaft sey?“ — oder ihr geradezu den Charakter und Rang einer Wissenschaft abspricht: was mag daraus er=

folgen? Beleidigt, mißhandelt und aufflammend gegen den Aufklärling „den seichten, oberflächlichen Schwätzer" erhebt sich der **Katheder-Theolog**, und er giebt ihm wohl noch ärgere Namen, um die Wahrheit zu rächen, das Unrecht zu züchtigen, und — um auch seinem Ich das nöthige Ansehen zu sichern oder zu verschaffen. Also überall das Ferment zur Gährung, zur wilden fortdauernden Reibung, überall Stoff zu einer Zeit und Kraft verschlingenden Fermentation! kurz; das wahre Princip der Zerstörung! So kommt weder der Philosoph noch der Theolog zu dem nüchternen Gedanken: daß ihre Wissenschaften im Grunde Ein Objekt behandeln; daß jede nur eine Modifikation des Ganzen, nach dem Bedürfnisse der menschlichen Kultur, bearbeite; daß sie aber, genau betrachtet, sich in Eines auflösen: in die Wissenschaft des Absoluten! Und diese schöne Harmonie ergiebt sich um nichts leichter, wenn der Theolog nunmehr gegen den Philosophen von dem „absoluten Idealisten" Hülfe oder „Succurs" erhält, indem etwa dieser die Theologie zur **Königin der Wissenschaften** erhebt, und folglich die Philosophie wieder zur Magd, zur Dienerin der Theologie herabsetzt, oder — man

schreitet ja fort in der Kultur! — für ihre **Hofdame** erklärt.

Nirgends erscheint dieser Geist einer zerrüttenden Gährung so auffallend, als in dem Widerstreite, der noch immer in Absicht des Christenthums zwischen **Weltlichen** und **Geistlichen**, zwischen **Aufklärlingen** und **Finsterlingen**, zwischen den sogenannten **Naturalisten** und **Supernaturalisten** obwaltet.

Da erkläret Einer „das **Evangelium**“ „für **ein Kinderbuch**,“ für etwas, „das „dem Unmündigen am Geiste wohl nützlich seyn „möge;“ und dort erhebt Einer die göttlichen Urkunden des Christenthums **über jede Sphäre der Menschheit!** — Hier behauptet man: „für ein Volk, das noch auf einer tiefern Stu„fe der Kultur stehe, sey die christliche Religion „allerdings trefflich; aber der **Einzelne**, der „sich bereits aus der Tiefe erschwungen habe, „könne ihrer wohl entbehren; ja, so **wie ein** „**Volk sich allmählig ausbilde** oder zur „**wahren Kultur emporsteige**, so **müsse** „**man das Christenthum antiquiren.**“ Und dort behauptet man: „**nie, nie** soll im „**Positiven eine Abänderung Statt**

„finden, eben darum sey und heiße es posi-
„tiv; eben darauf beruhe der auszeichnende, ei-
„genthümliche Charakter des Göttlichen; und
„schön bewähre sich dieser durch die
„ewige Dauer seiner Wahrheiten, in-
„deß die Meynungen und Systeme der
„Menschen, selbst der gepriesensten Philosophen,
„wie Wasser- oder bunte Seifenblasen
„vorübergehen. Und wenn die Einen das
„christliche Moral-Princip „liebe Gott über
„alles" in die Sphäre des gemeinen Lebens
hinabweisen, und nicht undeutlich zu verstehen ge-
ben: „der gemeine Mann, z. B. der Bauer,
möge sich mit der Liebe Gottes wohl behelfen: aber
der denkende Kopf, der gebildetere
Mann müsse sich als Mensch zur Achtung
für das Moralgesetz erheben; und damit
könne er sich vollkommen begnügen, wofern er et-
wa noch zuweilen auf einen allmächtigen Exekutor
dieses Gesetzes einen Blick werfe" u. s. w.; wenn
die Raisonneurs im Gebiete der Philosophie sich
dergestalt über das Christenthum erheben: so füh-
ren die andern derbe, schneidende Hiebe auf diese
frostige Achtung, auf den stolzen Gebie-
ter, der sich das Sittengesetz selbst gebe, auf
seinen machtlosen Exekutor und seinen mehr

als egyptischen Frohnvogt, den kategorischen Imperativ! — So vergißt man, oder so erkennt man weder auf der einen, noch auf der andern Seite: daß die Wahrheit nur Eine ist, und daß folglich, sofern sie wahr sind, Philosophie und Christenthum in diesem Zentralpunkte zusammentreffen. Man vergißt oder begreift nicht: daß allerdings das Positive, sofern es Wahrheit ausspricht, ewig sey, und gesichert durch göttliche Sanktion auf dem Wege der Providenz allerdings der Menschheit, im Kontraste mit den flüchtigen Formen der Systeme und dem zerrüttenden Gährungsstoffe der Zeit, einen großen und bleibenden Dienst leiste; daß es aber, sofern es willkürliche Symbole ausdrückt, von der Weisheit dem jedesmaligen Kulturgrade angepaßt werden müsse. Man verwirrt endlich die Grenzen des des Lebens und der Wissenschaft, indem man nicht einsieht, wie das scientifische Princip unmittelbar nicht für das Leben — und wer lebt nicht? — gehöre; daß hier, im Bezirke des Lebens, der Mensch sich zum Gedanken an Gott, und hiemit zur reinen Liebe der Gottheit in dem Grad erhebe, wie er gebildeter, edler und denkender wird;

und, was ein Hauptpunkt ist: keine dieser streitenden Partheyen erkennt und entwickelt hinlänglich, wie das Christenthum mittelbarer Weise selbst für die ächte Wissenschaft des Absoluten gewirkt hat, wie es eindrang auf das innere, reine, ursprüngliche Leben, eindrang auf die Grundbedingung jedes ächten Begriffs, sofern dieser in Absicht seines Stoffes von der Entwickelung der höhern Anlage in uns abhängt, und wie daher die christliche Moral (um die alte Sprache der Trennung noch hier zu gebrauchen) vor der philosophischen in dieser Hinsicht einen unverkennbaren Vorzug behaupte, da eben die philosophische Moral nach dem bisherigen Gange der intellektuellen und insbesondere der wissenschaftlichen Kultur vornehmlich die Form kultivirte, so daß der Denker den Stoff im Grunde nur voraussetzte, oder gar davon absah, wenn er sich nicht in das Feld der Empirie selbst verirrte, und den physischen Stoff durch Phantasie, Witz und Raisonnements zum moralischen hinaufsteigerte. Der Bessere setzt den Stoff gewöhnlich voraus: und so giebt uns selbst ein Kant das Moralgesetz nur als ein Faktum der reinen Vernunft. Von dem Phantasiespiele des neuesten Idealismus sey hier gar keine Rede!

— Wohl, in Absicht der wissenschaftlichen Form habe die philosophische Moral nach dem besagten Gange der Kultur den Vorzug: aber in Absicht des Stoffs — und was ist wichtiger? — drang der Geist des Christenthums tiefer ein. Das wird, hoffe ich, kein nüchterner Denker (denn es giebt Berauschte im Lande der Wissenschaft) läugnen wollen, keiner, der in den Stufengang der menschlichen Kultur und in das Innere der Wissenschaft sowohl als des Menschen tiefer hineingeblickt hat. Daher sind die einzelnen, kurzen, aber sprechenden Aeußerungen des göttlichen Lehrers dem Freunde reeller Wissenschaft ewig merkwürdig: „die Aeußerungen über eine Reinheit des Herzens, wodurch die Anschauung des Absoluten bedingt sey; über eine Thätigkeit des Menschen, wovon die Erkenntniß des Denkers (in dieser oder jener Form) abhänge; über ein höheres Licht in uns, im Gegensatze mit einer Radikalfinsterniß, die überall (und wäre es in der täuschendsten Lichtgestalt) den wahren Finsterling bildet. u. s. w." Ja, ich behaupte es, dem tiefern Denker und dem Kenner des Christenthums sind jene Stellen, worauf ich hier anspielte, nicht bloß populäre Formeln oder ascetische Tira-

den: sie sind ihm vielmehr Aeußerungen eines reinen und hellen Geistes, Resultate eines tiefern Blickes in das Innere des Menschen und in's Heiligthum der Wahrheit.

Wenn Tugend und Religiosität, auf dem höchsten Standpunkte betrachtet, sich als Eines darstellen; so begreift man, wie sie auch in der Wirklichkeit, im Lande der Erscheinungen mit einander verbunden seyn müssen. Und überall fällt auch dem schärfern Beobachter diese Verbindung auf, wenn er nur auf der einen, wie auf der andern Seite sich nicht blenden läßt, und wo die bessere Schale mangelt, oder der Buchstabe widerspricht, auf den Geist und Kern eindringt. Daher ist dem feinern, raffinirenden Politiker, der die Religion zur bloßen Maschine des Staats und zum Eigenthume des Pöbels herabsetzt, das Sittengesetz im Grunde seines Geistes nicht minder gleichgültig, ungeachtet des Firnisses, womit er die schwarzen Punkte seines Charakters übertüncht, ungeachtet der diplomatischen Lappen von „Tugend" und „Gerechtigkeit", die er da und dort aushängt; daher verweis't er das Moralgesetz aus der Sphäre der Diplomatie, gerade wie jener So-

phist das christliche Princip ins gememeine Leben und in den Kreis der ungebildetern Menschheit hinabschickte: „der Mensch, in den gewöhnli„chen Verhältnissen des Lebens, soll an das heili„ge Gesetz der Wahrheit, der Gerechtigkeit gebun„den seyn; aber der Mann auf jenem hö„hern Standpunkte des Lebens, der „Geschäftsmann, der Gesandte, der Am„bassadeur u. s. w. — ist über diese kleinlichen, „moralischen Rücksichten weit erhaben. Wie weit „würde er auch kommen, was würde er, dem „feinern, über Alles sich wegsetzenden Diplomati„ker gegenüber, wohl ausrichten, wenn er sich an „das gemeine Moralgesetz bände?" So steigert man auch hier eine Differenz, die in Absicht der Klugheit zwischen dem gemeinen und dem verwickeltern Geschäftsleben allerdings Statt findet, auf Kosten der Sittlichkeit zum Absoluten, zu einem Totalunterschiede hinauf. Das ist Geist der Zerstörung! Und, wie man sieht, dieser Geist ist zugleich bey allem Rühmen eines weitern, ministeriellen oder diplomatischen Blick's, ein wahres Kind der Beschränktheit, der geistigen Dürftigkeit. Denn der politische Raisonneur sieht nicht ein: daß es nur der höhere Grad von Klugheit sey, was den Politiker macht; daß sich diese

mit der Moralität, mit dem Gemeingute der Menschheit, sehr wohl vertrage; ja, daß die Politik im Ganzen, trotz eines scheinbaren Verlusts im einzelnen Falle, da etwa jener durch Nichts Beschränkte vorsprang, eben durch die Rechtschaffenheit gewinne, und sich am Ende nur dadurch als ächte Politik bewähre. Nicht allein am feinern Gefühle und, was bey einem denkenden Kopfe damit verbunden ist, am reinen Princip fehlt es dem einseitigen Raisonneur: auch die Erfahrung, die Geschichte liegt nur halb, nur zum kleinsten Theil in seinem Horizonte; denn er sieht nur auf die einzelnen Erscheinungen des fließenden Moments, auf die Phänomene und Blendwerke der Gegenwart: aber die größere Strecke, und die lehrenden oder warnenden Beyspiele, welche ihm da und dort die Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Staaten und ihrer Aktionen aufweisen und darreichen könnte — diese liegen weit über den Horizont seines Geistes hinaus. Daher pflanzt er Keime der Zerstörung — der Revolution, während er angeblich an dem Heile des Staats, vielleicht gar an dem Heile der Welt arbeitet. Wer erinnert sich hier nicht an ein unvergeßliches Beyspiel der neuesten Zeit? —

Noch auffallender erscheint die raffinirende Unsittlichkeit, bey jener Denkweise über Religion, im Felde der Galanterie, da, wo der ästhetische und intellektuelle Firniß das Laster mehr als irgendwo schminkt und verhüllt, so daß seine wahre Gestalt und seine zerrüttenden, weitgreifenden Folgen öfters auch dem reinern und schärfern Auge sich entziehen. Daher die bekannte Spielerey mit der galanten Sünde, die selbst in der „eleganten" Zeitung da und dort eine Spur eindrückte; daher die feinere Zotte; daher selbst das kühne Raisonnement des gebildeten oder im Schimmer der halben Kultur auftretenden Weltlings, der wohl frey und offen an der Table d'hote über den Ehebruch spaßt, und, indem er ihn als einen nöthigen Popanz für das Volk aufstellt, den Satz mit der Miene des Siegers hinwirft: „der wäre wohl ein Thor, welcher behaupten wollte, daß auch der Regent, der Minister und — Männer wie er (das sagt sein Blick) sich an die Gesetze gegen den Ehebruch binden müßten!

Noch ist selbst von manchem Bessern der souveraine Einfluß des Sittlichen auf alle menschliche Angelegenheiten nicht hinlänglich erkannt und beherzigt. Noch trennt man nicht selten den

Menschen — vom Menschen: als ob er je aus dieser Linie herausträte, wenn er in einen äußern Beruf eintritt, oder als ob der Geist, der ihn als Menschen treibt und beseelt, nicht mittelbar und in der Folge auch sein Aeußeres stets sichtbarer, auch jede seiner positiven Handlungen bestimmte. Es ist nicht immer eine schlimme Praxis, worin die oberflächliche Theorie wurzelt; diese wird auch durch die Gewohnheit, die nun einmal den Denkgeist an die empirische Ansicht fesselte, bestimmt. Daher der Wahn, als könne Jemand ein sehr brauchbarer Geschäftsmann oder Professor seyn, wenn er gleich ein unsittlicher Mensch sey. Vielleicht als Werkzeug in der Hand eines Bessern! Aber wie lange? Und um wie viel weniger da, wo dem Angestellten mehr Freyheit gelassen seyn muß, und wo demnach sein Geist mehr frey und selbstthätig eingreifen kann? Daher endlich der Wahn, der noch immer, freylich an mehr als einer Stütze, so fest sitzt, und die Aufnahme des Bessern so mächtig hindert, — der Wahn: daß eben die Lehr- und Polizey-Anstalten, so wie das eigene Beyspiel Aller, die an der Leitung des Menschengeschlechts Theil nehmen, nicht im strengsten Zusammenhange mit einander stehen müßten, und daß insbesondere eine Polizey-

Anstalt gut, trefflich organisirt seyn könne, ohne daß sie eben von dem Geiste der Moralität geleitet werde. Als ob es nur darauf ankäme, den Schein zu retten (sauver les apparences), als ob die Unsittlichkeit, und vorzüglich die Wollust nicht im Stillen desto wüthender fortwirke, desto furchtbarer anwachse, wenn die öffentlichen Handhaber der Ordnung nicht mit herzlichem Ernste für die sittliche Ordnung und Kultur gestimmt sind! Ja, es darf laut gesagt werden: der Chef jeder Polizeybehörde muß einer der unbescholtensten und edelsten Männer des Staats seyn; denn er ist unsern Staaten, was der Censor morum der Römer war.

Wo das heilige Feuer der Sittlichkeit nicht alle Adern des Staats durchdringt; wo das moralische Princip nicht wenigstens im Ganzen überwiegt, und allmählig, zuvörderst bey denen, welchen die Leitung des Ganzen anvertraut ist, seine Herrschaft fester gründet und weiter ausbreitet; da ist das Princip der Zerstörung, nicht der Verbesserung: im Stillen, durch jede Ader des Staats, wie ein schleichendes Gift, wirkt die erstere, so auffallend, so scheinbar auch die letztere da und dort im Einzelnen seyn mag. Dieß ist ein Resultat, dessen Noth-

wendigkeit aus dem bisher Gesagten wohl mit zureichender Klarheit hervorgehet.

Wem die Religion nicht heilig ist, dem ist auch die Moralität nur ein Spiel: und umgekehrt — so daß jenes den Weltling, und dieses den Pfaffen vorzüglich trifft. Erst verachtet jener die Religion; kühner tritt die Verachtung in der Theorie im Gespräche hervor, indeß die Politik und vielleicht auch die Selbsttäuschung noch für Sittlichkeit spricht. Aber praktisch wird diese mit jener verkannt, und zwar, wie wir gesehen haben, nothwendig: sie sind ja unzertrennlich. Wenn demnach ein solcher Reformator noch von Sittlichkeit, von moralischer Bildung u. s. w. spricht: so findet der tiefer Sehende hier bloße Tiraden, bloße Redensarten, oder eine Lockspeise für die Schwachen, ein Blendwerk für die Gutmüthigen, kurz dasselbe Spiel mit der Moralität, das ehemals der feinere Pfaffe sowohl als der politisirende Weltling mit der Religion getrieben hat.

Und an der Art, wie er reformirt, kündigt sich dem schärfern Beobachter schon jetzt die kommende Deformation an; denn sichtbar ist der Eigennutz das Triebrad seiner momentanen

Verbesserungen: der Eigennutz bald in diese bald in jene Maske gehüllt, bald in dieser bald in jener Gestalt hervorgetrieben. Denn auch Eitelkeit oder Ehrgeiz ist Eigennutz. Kein Wunder, wenn auch seine Reformen das eigenthümliche Gepräge des letztern an sich tragen. Wie der Weltling nur in der Sinnenwelt das Reelle und Wahre erblickt; wie sein Denkgeist auf das Feld der Erscheinungen beschränkt ist, und daher bey allem Scharfsinn im Einzelnen als Kurzsichtigkeit und Stumpfsinn in Bezug auf das All der Menschheit auffällt: so bezieht sich dann seine ganze Verbesserung auf die Gegenwart. Er pflanzt für die Gegenwart, um noch — die Früchte selbst zu kosten. Er greift rasch zu, um — den gegenwärtigen Augenblick zu benutzen. Er denkt nur an sich, nicht an den, durch eine heilige Allmacht festgesetzten, Gang der Natur; und kühn verstößt er gegen das große Gesetz der Entwickelung. Indem er niederreißt, und, wie billig, dem Aberglauben seine Schlupfwinkel und seine Nahrung entzieht, greift er auch das Heilige mit frecher Hand an: er achtet nicht den schönen religiösen Sinn und das Wahre in den Hüllen der gutmüthigen Beschränktheit. Wie möchte er achten, was er nicht kennt, so viel er auch sonst wissen und

kennen mag — in seinem Felde der Empirie und des Raisonnements. Ihm ist es nur darum zu thun, das große Tagewerk zu vollbringen, zumal wenn ein lange genährtes Vorurtheil, oder Abneigung und Neid ihn treibet, beseelt und anspornt. Durch ihn soll Alles noch gemacht und begründet werden: es fällt ihm nicht ein, bey seinen Schritten etwas auf die Zukunft, oder auf die Vorsehung zu bauen. Vorsehung — schon das Wort ist ihm lächerlich; und fremd ist seinem in der Materie arbeitenden Geiste die große, göttliche Idee! — Aber so wie er gegen die Religion, die Moralität und (es ist hier Eins) die Natur gröblich verstößt; so empört er den Genius der Menschheit wider sich, so baut und sammelt er Stoff gegen sich: eine höhere Nemesis steht auf, und zerschmettert nach den unumstößlichen Gesetzen der Natur jenes Kunstgebäude des Eigennutzes und der Raffinerie. Nun freut sich die Hölle, nun freut sich die Rotte der Finsterniß; denn schon zu lange für ihren brennenden Wunsch, hatte sie darauf gewartet. Möge in unserm deutschen Vaterlande überall kein Ort seyn, wo dieß, mehr oder weniger eingetroffen ist, oder eintreffen wird!

Aber wohin, fragt man vielleicht, würde das moralische Princip führen, wenn man es so strenge, so in seiner ganzen Konsequenz anwenden wollte? wie könnte damit die Freyheit des Lebens, wie die Freyheeit des Denkens, Schreibens u. s. w. bestehen? Mir däucht, gerade damit würde diese Freyheit recht schön bestehen, gerade dadurch würde sie befestigt. Wer dieß Princip begriffen hat, der hat einen Punkt im Auge, dem sich der Mensch in jedem Zweige seines Daseyns nur annähern kann. Und damit verbindet sich dann auch eine schöne Geduld, eine edlere Toleranz: um des größern Guten willen erträgt man gegenwärtige Mängel, ohne darum den sittlichen Fehler selbst als solchen zu dulden, wie schön und anlockend auch seine Maske seyn mag. Keine Duldung dem Laster, so denkt er mit Cicero. Aber mit dem göttlichen Stifter des Evangeliums, diesem Vorbilde der regsten Thätigkeit und der schönsten Geduld, kann er auch das Unkraut zwischen dem Waizen erblicken. Was aber die Denkfreyheit betrifft; so hat er hierüber einen Grundsatz, den er (nach demselben Standpunkte der Totalität) zur Maxime jedes Staats erhoben wünschte: „strenge im Handeln, frey im Denken!" Denn wo die sittliche

Tendenz des Willens regiert, da erhält der Verstand wie von selbst die gehörige Leitung; und jede Kraft, die sonst noch von Außen in das Denkgebieth eingreift, kann nur zerstören, nicht verbessern, und folglich eben so wenig erhalten. Es ist nur wieder die Empirie, eine oberflächliche Ansicht der Dinge, oder gar die einseitige, und daher unsittliche Politik, welche hierüber irgend ein anderes Princip aufstellt. Wir sprechen hier vom Heiligthume des menschlichen Geistes und von dem, was der Menschheit in jeder Aeußerung ihres höhern Lebens nahe liegt. Die untergeordnete Ansicht, welche dem Staate als solchem (im Bezug auf bloße Legalität) zukommt, verträgt sich wohl mit der höchsten: nur vergesse man nie, daß auch der Staat, wie die Kirche, aus Menschen besteht! Leider! ward dieß nur zu oft, theoretisch sowohl als praktisch, vergessen.

Noch höre ich den Einwurf: „wenn ihr euern jungen Leuten solche Grundsätze beybringt: bildet ihr dann nicht moralische Schwärmer, unzufriedene Raisonneurs u. s. w.?" Wen das reinsittliche Princip interessirt, der wird nothwendig zuerst mit seiner eignen morali-

schen Reform beschäftigt. Und wie könnte er sich damit beschäftigen, ohne daß er zugleich bescheiden, mild, tolerant gegen Andere würde? Er sieht überall zuvörderst auf das Gute, was da ist, und auf die bessern Hülfsmittel, die ihm sein Zeitalter, sein Land, seine Regierung gewährt hat. Dankbar nimmt er dieß Bessere an; und das schöne Gefühl der Dankbarkeit — wie könnte es sich mit dem wilden Geiste der Unzufriedenheit oder des unzeitigen und beschränkten Rigorismus paaren? Erblickt er etwas um sich her, das er nicht billigen kann, das nothwendig, wenn er je Sinn für das Absolute oder Göttliche hat, sein Gefühl und seinen gesunden Verstand empören muß: so wird er das Unrecht, das Laster verwerfen; aber er wird zugleich in die Vergangenheit zurückblicken, und hier Gründe der Entschuldigung für den Fehlenden aufsuchen. Und wie viele solche Gründe bieten sich ihm dar? Wie wurden ehemals unsere Juristen und Theologen gebildet! — Wahrlich, der Forscher dürfte zuweilen noch staunen, daß man noch so viele Würdige findet, daß noch so Mancher sich zu einem trefflichen Manne ausbilden konnte! So vereint sich die Humanität nothwendig mit dieser moralischen Ansicht des Ganzen.

Eben dazu gesellt sich eine schöne, moralisch begründete Rücksicht auf die Autorität. Der Geist des Wahren umfaßt das All der Menschheit; dieser Geist ist nicht an irgend eine Zeitform, an irgend ein System gebunden, und jeder Würdige ist sein Organ, wie unvollkommen auch das Medium, der Begriff und das Wort seiner Zeit, seyn mochte. Wer also diese freye, moralische Ansicht gefaßt hat, der geht gern in die Vergangenheit zurück, nimmt gern alles Wahre, alles Bessere auf, was er da und dort findet; und wo die Schule oder der Buchstabe ihm widersteht, da nimmt er den Kern, und legt ihn, um der Wahrheit willen, in eine schöne Form.

Blickt er dann wieder auf sein Zeitalter; so freut er sich der reinern Begriffe, die er schon hier und dort antrifft, der Anstalten für ächte, höhere Bildung, die schon an mehr als einem Orte, in mehr als einem Lande gemacht sind. Zwar verkennt er auch nicht die Mängel seiner Zeit, und wo er sich berufen fühlt, nur für die Wahrheit zu sprechen: da spricht er sie aus — ohne irgend eine menschliche Rücksicht, sofern sie mit der Achtung für Wahrheit nicht in Eins zusammenfällt. Aber sonst, wo die äußere

Veranlassung seinen Blick mehr auf die lichten Punkte, auf die schönern Seiten in dem großen Gemählde unserer Zeit hinzieht; da hebt er mit vordringender Freude das Gute, das Vortreffliche unserer Zeit, den Grund unserer schönsten Hoffnung, hervor.

Daher freut er sich insbesondere der wahrhaft schönen Hoffnungen, die zeither in dem Lande, worein uns die Vorsehung gesetzt hat, nach einer düstern und traurigen Epoche aufgeblüht sind, und die sich bereits durch so manche treffliche Frucht bewährt haben. Allerdings auch hier ist nichts ganz Vollkommenes; auch hier giebt es Mängel. Aber auf welches Menschenwerk ist der Maßstab absoluter Vollkommenheit anwendbar? Und kann nicht, wo ein so schöner und fester Grund besteht, das Vollkommnere noch folgen? So viel, glaube ich, kann der redliche und denkende Beobachter nach Ueberzeugung, ja mit Innigkeit sagen: das Bessere dringt vor; und damit ist dem Freunde der Menschheit und des Vaterlandes der Grund gegeben, zu hoffen: daß man zum Bessern fortgehen werde. Wenn uns also noch da und dort etwas auffällt, das ein zarters Auge oder einen denkendern Kopf

beleidigen könnte; so gelte auch von den Menschen, es gelte von einem ganzen Staate, was Horaz von den Büchern sagt: ast ubi plura nitent, non ego paucis offendar maculis!

Es ist Vieles gut, es wird Manches noch besser werden. Darauf sey unser Auge gerichtet. Möge nun jeder an seinem Orte und mit seiner Kraft zum Bessern redlich beytragen!

Nachschrift.

Diese Rede ist abgedruckt, wie sie gehalten ward. Es gab (wohlwollende) Zuhörer, die Einiges darin — sehr stark, vielleicht zu sehr mit der Farbe der Individualität bezeichnet, fanden. Denn nicht allein die freundliche Einladung zur Herausgabe derselben, — auch die Frage erging an den Verfasser: ob er, vor dieser Rede, nicht hier und dort auch in eine fremde Schule gekommen sey? u. dgl. Natürlich ergab sich die Antwort: ich bin ein Schüler der ganzen Welt. Ist das nicht jeder Gelehrte, jeder Schriftsteller, der sich mit dem höhern Interesse der Menschheit befaßt? Er ist ein Schüler der Welt, so weit nämlich der Kreis seiner Beobachtung, und die Macht einer nach Wahrheit forschenden, und auf sichere Regeln gebauten Erkundigung reicht.

Ja, jeder (seines hohen Berufs nicht unwürdige) Gelehrte ist zugleich ein Schüler des Uni-

versums, indem er als Lehrer für einen Theil und mittelbar auf das Ganze wirkt. Aus einer höhern Welt strahlt ihm, mehr oder weniger, das Licht zu, das seinem Geiste das Urbild (die hohe Idee) und die Richtung giebt: aber auch die gegenwärtige darf ihm nicht fremd seyn; auch mit dieser Welt muß er stets bekannter werden, wofern er glücklich auf selbige, nach jenem erhabenen Leitstern', einwirken soll. Insbesondre muß er die Zeichen seiner Zeit kennen lernen; und er wird besonders darauf sein Augenmerk richten, so wie ihm die Veredlung oder das bleibende Wohl seiner Zeitgenossen theuer ist. Denn ihm schwebt in dieser äußern Hülle der Menschheit ein Höheres vor, das jede Schranke der Zeit und des Raumes übersteigt. Und nur weil er für das Ganze Sinn hat, arbeitet er für das Einzelne (Individuum). Aber seine Achtung für die Menschheit wird Liebe zu dem Menschen, indem sie in der fortschreitenden Thätigkeit selbst jede, an sich unschuldige, Neigung aufruft, ordnet, und sich dadurch verstärkt. Dann umfaßt das Auge des Verstandes, dienstbar dieser höhern Potenz, so viel möglich jedes Verhältniß, das dem höchsten Zwecke der Menschheit günstig oder nachtheilig seyn mag. Kurz, es gilt hier: ich bin Mensch; mir ist

also nichts Menschliches fremd (homo sum, nil humani a me alienum puto)! Ja, es giebt nichts in diesem Kreise der Menschheit, was irgend Einem, der es inne wird, gleichgültig seyn dürfte.

Wohl ist es ein eben so bekanntes Wort: die Wahrheit gebiehrt Haß (veritas odium parit)! Allein wer sich nicht bereit fühlt, um der Wahrheit willen etwas zu leiden oder — „auf das Spiel zu setzen", gegründet auf die Ueberzeugung von dem Walten einer höhern Macht, die über kurz oder lange auch die Spiele einer mächtigen Willkühr ordnet oder vernichtet: der ist nicht werth, mit seinem Munde oder seiner Feder der Wahrheit zu dienen. Auch dient er, ohne diese Geistesstimmung, nicht ihr. Spricht er auch Wahrheit; so ist sie ihm nur Maske oder Firniß, kurz nur Mittel zum Privatzwecke. Allein sie ist, in diesem Falle, nicht einmal da: es ist, was man vernimmt, nur ihr Schall, der durch ein fremdes Sprachrohr tönet, nicht die Sache, nicht ihr Geist, der aus dem innersten Keime (aus der heiligen Knospe) der Menschheit hervorging.

Daß man mit dem reinen Willen, der nur dem Wahren (wie dem Guten) huldigt, Klugheit verbinden müsse: wer, dem es um jenes Eine zu thun ist, weiß das nicht? Er bildet ja auch seine Denkkraft, um der Wahrheit willen, stets völliger aus. Nur der Klügling hat hier keine Stimme. Und wenn das Ideal, das allen Bessern vorschwebt, in keinem (völlig) erreicht wird; so verräth es doch eben so viel Beschränktheit als Rohsinn, wenn er über das edle Streben spottet. Sein Auge sieht allerdings nicht, was in der That erreicht wird; und wie fein er auch seinen Rohsinn einkleide: dem tiefern Denker fällt derselbe doch auf, so wie er jedes schönere Herz, das nur den Eindruck fühlet, zurückstößt.

Leicht ist es vorherzusehen, daß hier und dort Einer, der sich getroffen findet, in dieser Rede Manches zu stark und da, wo der Verfasser nur die Sache nennen wollte, eine persönliche Anspielung oder gar — einen Seitenhieb finden werde. Was ist natürlicher? In der zweiten Ausgabe meines Versuchs über die Gefahren der Aufklärung habe ich (S. 383.) gegen einen ähnlichen Vorwurf etwas gesagt, das mich hoffentlich aller weitern Erklärung überheben wird. Wenigstens

sey mir erlaubt, Jeden, der diesen Vorwurf wiederholen möchte, dahin zu verweisen.

Die Rede ward im philosophischen Hörsaale gehalten. Da nun ist ohne Zweifel der Ort, der Wahrheit offen und frey zu huldigen. Denn die Zeit ist wohl vorüber, wo die Philosophie nur — pro forma gelehrt werden sollte! Die Philosophie hat sich vielmehr trotz so mancher widrigen Phänomene (von mehr als einer Seite) recht kennbar als die Wissenschaft der Menschheit entwickelt, und wenigstens im Ganzen ihr Recht geltend gemacht. Keiner selbstsüchtigen Politik, sie heiße Pfafferey — oder sie nenne sich höhere Diplomatie, soll und wird es gelingen, uns diesen schönen Gewinn wieder zu entreißen; und nimmer wird die wahrhaft gutmüthige Frömmigkeit (die da weiß, was sie will) sich diesem Geiste widersetzen, wenn sie auch ihren Buchstaben vermißt. — Der Verfasser hatte indeß erwartet, daß die Rede, wie sonst bey ähnlichen Feyerlichkeiten, in der Schulkirche zu lesen oder zu halten wäre. Darauf zielet in seiner Handschrift eine Stelle, die nunmehr natürlicher Weise wegblieb; die aber nun hier stehen mag, weil sie die Stimmung ausdrückt, worin die ganze

Rede geschrieben ward. Vielleicht trägt sie bey, den eben besagten Vorwurf abzuleiten, oder die bezielte Wirkung zu erleichtern, und ihre Dauer, wo sie erzielt ward, zu sichern. „Ich spreche hier an den Verstand, nicht an das Herz *): aber ich stehe an der Stätte, wo sonst im Gefühle der nähern Gegenwart des Heiligen vornehmlich auf das Herz gewirkt werden soll. Möge auch dieser Umstand mir die Erlaubniß sichern, frey und muthig nur der Wahrheit zu huldigen, ohne die mindeste Rücksicht auf irgend einen Menschen, wie er auch heißen, von welcher Parthey er seyn, und in welchen Verhältnissen er auch stehen mag! Die

*) Nach dieser Entgegensetzung sieht wohl jeder Billige und — jeder Kenner leicht ein, wie das Wort „Verstand" hier zu nehmen ist. Wer denkt hiebey nicht an die neueste, idealistische Scheidung zwischen Verstand und Vernunft? Und wer, wenn ihm sonst die Philosophie näher bekannt ist, kennt nicht das Wahre an diesem Gegensatze? Verfolgt aber Jemand (wie so mancher Idealist) diesen einseitig, so fällt er in eine neue Beschränktheit: er begreift nicht, wie der, welcher (vom Standpunkte der Totalität aus betrachtet) an den Verstand, nicht an den Unverstand spricht, die Vernunft in oder mit dem guten Willen voraussetzt; die Vernunft, wie sie nun als Basis auch durch den Verstand, aber als eine untergeordnete Potenz, sich ausspricht.

Wahrheit kennt keine Parthey, und kein einzelnes Interesse. Aber indem sie ihren Blick auf das Ganze richtet, schützt sie die (allgemeine) Ordnung und den Wohlstand jedes Einzelnen. Denn selbst für die vorübergehenden Opfer, die sie von dem letztern fodert, gewährt sie ihm einen schönern Gewinn im großen Zusammenhange des Ganzen."

Möge, was ich hier — durch die Verwandtschaft der Materie geleitet, und veranlaßt durch gewisse Erscheinungen des Zeitgeistes — noch beysetzen will, in demselben Geiste der Wahrheit geschrieben und beurtheilt werden!

I.

Wer wünscht Gemeinplätze?

Was nicht aus dem Leben genommen ist, trifft nicht; was nicht die Farbe der Wirklichkeit an sich trägt, das wirkt nicht! Es streicht vorüber an dem Ohre des Geistes wie eine Formalität, wie ein Spruch aus der gemeinen Sphäre der — Höflichkeit.

Wem nun dergleichen Sprüche behagen; wer besonders daran gewohnt ist: dem fällt jede Aeußerung, welche tiefer ins Besondere eingreift, widrig auf. Ein Mißton trifft sein geistiges Ohr. Denn

was ihm in seiner beschränkten Sphäre für „Gesetz der guten Lebensart“ gilt, das möchte er auch in der höhern Region des Schriftstellers geltend machen. Er begreift nicht, wie sich der Muth des freyen Mannes (die Freymüthigkeit) mit der Humanität verbinden, und einen edlern Ton erzeugen könne: einen Ton, der sich über die engen Schranken des gemeinen Welttons erhebt, ohne gegen das Richtige oder Schätzbare daran zu verstoßen. — Verstößt irgend ein Schriftsteller dagegen; setzt er sich durch die Art, wie er denkt und schreibt, selbst in die Kategorie roher, ungebildeter Menschen (vielleicht gar in die Klasse des Pöbels) herab: was geht das den Bessern an? Oder warum soll darauf ein Grund gebaut werden, durch die engere Fessel irgend einer konventionellen Willkühr den Geist zu binden, seinen freyen und edlern Flug im unbegrenzten Reiche der Wahrheit *) zu hemmen? Ein Versuch dieser Art gehört allerdings zu den Zeichen der Zeit. —

*) „Was ist denn die Wahrheit?“ fragte ein Weltling der Vorzeit. Vielleicht hat Einer, der das Vorhergehende las oder davon hörte, dieselbe Frage gethan: „Was ist denn Eure Wahrheit? Was ist das Wahre, von dem Ihr so viel sprechet? Ist es mehr als Schein oder — ein schallendes

Es giebt eine Geistesfreyheit, die wohl mit einer gewissen Gutmüthigkeit, aber keineswegs mit dem Adel des Herzens besteht.

Fehlt

Wort?" Wem die reine, eigentliche Tugend ein leerer Schall ist: wie könnte dem irgend ein Mensch oder ein Gott sagen, was die Wahrheit ist! Das Wahre begreift nur, wer dem Guten huldigt. Allerdings macht die Wahrheit auch in der Außenwelt im gemeinen Verkehre des Lebens ihr Recht geltend. Allein dadurch geräth der Weltling, der praktische Naturalist (also von welchem Stande er übrigens sey!) nur in einen Kampf mit sich selbst: er kommt, dergestalt in die Enge getrieben, wohl zur Verstellung, zur Heucheley (oder zur Politik?); aber nimmer zur Ueberzeugung, nämlich zur wahren, die den Geist erhellt und beruhigt. Diese Ueberzeugung wäre ihm nur durch die schöne Revolution des Herzens zugänglich. Wohl indeß zeuget das Spiel der Heucheley, der sogenannten feinern Politik, für die Realität der Wahrheit sowohl als der Tugend: durch ihren souverainen Einfluß bewährt sie — eben in diesen Windungen, in dem Zwange, den sie der raffinirenden Unsittlichkeit auflegt — ihr Daseyn; und durch eine freye Reflexion dieser Art wird die Ueberzeugung (des würdigen Menschen) verstärkt. Nun sieht er im Leben, als Beobachter, Wahrheit und Tugend wieder recht schwesterlich vereint, so wie der wissenschaftliche Denker sie, auf dem (ächten) Standpunkte des Absoluten, als Eines begriff. — Der

Edle-

Fehlt es aber selbst an dieser Gutmüthigkeit; dann entsteht ein noch unedlerer Grund, warum man sich gegen alles Individuelle, Eingreifende wehrt oder sträubet: eine Furchtsamkeit, welche die

Edlere, dessen Geist nur von dem schwarzen Schleyer des Zweifels umhüllt, oder von der Schlinge irgend einer künstlichen Sophistik von außen umfangen ist, hat die Sache: ihm fehlt nur die Klarheit oder Vollständigkeit des Begriffs, und hiermit das richtige Wort. Aber sicherlich gelangt er noch dazu. Und so lange irgend ein äußerer Umstand seine Denkkraft fesselt, müssen wir ihn bedauernd in die Klasse der Unglücklichen, die man sonst Kranke heißt, setzen, oder — hinausblicken in die schönere Zukunft, die auch diesen Mißton heben wird. Der reine Blick, dem in der Vollendung (im Punkte der Totalität) die Zukunft mit der Gegenwart zusammenfließt, zeigt uns allerdings schon eine schönere Gestalt: den Gesunden, indeß der empirische Blick noch den Mangel (den intellektuell Kranken) aufweist. Allein beyde vertragen sich wohl miteinander: sie gehören wesentlich zur menschlichen Ansicht. — Wer übrigens den „Glauben an die Fortdauer unseres Geistes" für einen (schönen, oder kindischen) Traum hält und erkläret: den wollen wir gern entschuldigen, wenn irgend ein neueres Spiel oder eine vorüberwandelnde Gestalt im äußern Gebiete der Philosophie ihn erschreckt, oder zum Lachen gereizt hat; aber mir, ich gestehe es, verräth sein Urtheil keinen tiefern Blick, kein zarteres Gefühl, keinen umfassenden Geist.

Geburt eines unreinen, und die Verrätherin eines getroffenen Herzens ist. Aber wozu diesen Widerstand? Ist es nicht die Wahrheit, die spricht und trifft?

Daß man keinen Ort nenne, keine Person namentlich auszeichne: das versteht sich unter gebildeten Männern von selbst! Denn hier ist nicht die Rede von den Fällen, wo die Publicität um der Menschheit willen auch diese Auszeichnung fodert (um z. B. das mächtige Laster zu schrecken, oder die sinkende Unschuld, der man auf keine andere Art mehr zu Hülfe kommen kann, empor zu heben). Mag die Wahrheit, im Total-Eindrucke ihren innigen Geist aussprechend, sich in diesen Fällen selbst bewähren, und — mag die Weisheit, folglich zuerst das eigne Gewissen des Schriftstellers entscheiden, wie weit hier die Publicität gehen dürfe! Nur, däucht mir, hat die Wahrheit einen eigenen Ton: sie will nicht — „hauen"; und leicht unterscheidet der Kenner ihre Sprache, sey diese auch scharf und eingreifend, selbst von der Sprache der feinern Leidenschaft. Wenigstens in der Tendenz des Ganzen offenbart sich, was eigentlich herrscht.

Aber die Wahrheit wirkt, auch ohne dieß schärfere Mittel; sie trifft, wenn sie (ohne dasselbe) auch in der Form der Geschichte (des Geschehenen) treu aufgefaßt wird. Nun stellet sie, als „nackte" Wahrheit (in dieser schönern Bedeutung des Wortes), sich dem geistigen Auge so dar, daß keiner, dem diese oder eine ähnliche Partie des Lebens bekannt ist, ihrem Eindrucke sich entziehen kann. Man fühlt die Wahrheit. Und stellt der Ausdruck zugleich zwischen dem, was ist, und — was seyn sollte, einen auffallenden Kontrast dar; so ergreift derselbe innig und tief jedes offene Gemüth, und erschüttert selbst den Geist, der sein Ohr gerne der heiligen Stimme der Wahrheit verschlöße, so kräftig, daß nun sein Gewissen, wenigstens vernehmlicher, sprechen, und mit ihm eine Art von Schamgefühl entstehen kann.

Freylich wem jetzt diese göttliche Stimme zuruft: das ist dein Fall, das bist du! — der empfindet keinen wohlthuenden Eindruck: er findet sich gedrückt, beklemmt; und nothwendig, wofern nicht die schöne, geistige Revolution schnell in ihm vorgeht, wird ihn das Gehörte entrüsten, das Gelesene empören. Ein solcher nun wünscht „Gemeinplätze"! —

Was so recht allgemein, ohne seine Individualität auf irgend eine Weise zu berühren, vorbeyrauscht: das belobt ein solcher Mensch mit lautem Geräusche; denn es ist ja nur — pro forma! Und was jeder ruhige, theilnehmende Zuschauer „wahr, treffend-wahr, so recht aus dem Leben geschöpft" findet: das nennt der Getroffene „hämisch, boshaft", oder gar — „Pasquill."

Daher der Haß, den von jeher der Unwürdige, dessen Wandel, dessen geheimere Thaten ihr Strahl beleuchtete, dem Sprecher der Wahrheit schwur, er mochte sie in der profanen oder in der geheiligten Form (als bloßer Redner oder als Prediger) ausgesprochen haben.

Hier besonders offenbart sich der innere Widerstreit, hier zeigt sich der ewige Kampf zwischen dem guten und bösen Princip. Wenn sich der Verdruß, oder die erste, aufspringende Abneignng in ein tiefes Gefühl, in einen bittern Groll fortbildet; wenn dieser Haß bis zur tödtlichen Feindschaft, bis zum wirklichen Morde *) heranwächst: so offenbart sich hierin jener natürliche Kampf. Und

*) Wer kennt nicht mehrere Beyspiele, aus der ältern und neuern Geschichte?

beyde, der rohere und der feinere Mensch, sofern dasselbe (böse) Princip sie treibet, stehen hier dem wesentlichen Punkte nach ganz auf Einer Linie. Der unsittliche, aber zugleich abergläubische, Bauer — der rohere, auf den kein Bild der ländlichen Einfalt und Redlichkeit paßt — wagt es nicht, über die Wahrheit selbst, über das „Wort Gottes" seine Entrüstung zu äußern, oder auch bestimmt dagegen einen Haß zu fassen: allein um so mehr fällt diese Entrüstung, wiewohl nur im dunkeln, verworrenen Gefühle, auf den Prediger — auf den Mann, der ihm das Wort der Wahrheit so brennend in die Seele warf, obgleich, wie ich setze, ohne daran zu denken, ohne vielleicht das Individuum, das er traf, zu kennen; und jetzt lauert der Beleidigte auf jede Gelegenheit, wo er seinen Haß, unter einem andern Vorwande, recht praktisch äußern mag. Vielleicht überrascht den Undenkendern die Gelegenheit selbst, und er wundert sich, gleich Andern, daß er sich gegen einen Mann, der ihm doch (persönlich) nichts zu Leide gethan hat, so erbittert fühlt! Nur feiner, aber in der Sache um nichts besser, mag der Kultivirtere — dem es jedoch an reiner und umfassender Kultur gebricht — verfahren. Und wenn sein freyerer Geist, erhaben über diese gemeinen Schran=

ken des Aberglaubens, nimmer jene schüchterne Achtung vor der Wahrheit oder vor irgend einem Heiligen fühlt und äußert: so hebt diese Freyheit ihn wahrlich auf keine höhere Stufe der Bildung. Im feinern Intriguenspiele einer friedlichen (?) Politik webt und wirkt gewöhnlich dieser schlimme Dämon: aber nicht selten verdeckt die Kunst sein Wirken. Rascher, freyer entwickelte er sich in dem wilden Kampfe einer Revolution, die so viele Guten verschlang, und dem Freunde der Menschheit so wenige Hoffnung des Bessern zurück ließ: wie Mancher, der, besonders in der ersten, schönern Periode derselben, mit edler Freymüthigkeit von der Tribüne gesprochen, nur die Wahrheit mit so viel Würde als Kraft gesprochen hatte, ist darauf als ihr Opfer gefallen!! —

So gewiß ist es, daß auch den reinen, wohlwollenden Sprecher der Wahrheit eine Art von Haß treffen könne. Aber wie könnte dieß den Freund der Wahrheit abschrecken? Wie dürfte es seinen Muth lähmen, seine Hoffnung schwächen? Außer dem Beyfalle aller Bessern ist etwas in der Brust jedes Menschen, das für ihn spricht. Darauf rechnet er, zufrieden, wenn ihm sein Gewissen und der gerade Anblick dessen, was er

schrieb oder sagte, bezeuget: er habe nicht wehe thun, sondern nur veredeln und beglücken wollen! Dieß ist es, was aus dem Total-Eindrucke jedem offenen Auge entgegen springt, was im zartern Gefühle wenigstens dem Herzen sich ankündigt, wenn auch der Verstand nicht sogleich im klaren Begriff' es zu ordnen vermöchte; denn es bleibt dabey: die Wahrheit hat ihren eigenen Stempel. — Und es ist fürwahr nicht wenig, es ist im Reiche des Guten schon viel gewonnen, wenn zuförderst nur die Kühnheit der zerrüttenden Frivolität gehemmt, niedergeschlagen oder eingeschränkt wird.

In dieser Absicht muß es, wie mir däucht, erlaubt seyn, hin und wieder auch einen individuellen, auffallenden Zug so ganz rein aus der Wirklichkeit herauszunehmen und öffentlich darzustellen, z. B.: „Jemand in einem angesehenen Amte, das ihm die öffentliche Sittlichkeit zur besondern Pflicht machet, erzählt öffentlich, im Kreise gebildeter Männer, wie er zu einem hübschen Mädchen der Freude (einer Lustdirne) ging; und wie sie . . . wie er sich benahm." — Der Kontrast ist auffallend; die Sache ist so lä-

cherlich als empörend. Sey es nun, daß eine solche Publicität dem Manne bekannt wird: er mag sich schämen, sein Gewissen mag sprechen (vielleicht giebt es ihm einen Stoß zum Bessern. Kann doch keine Lust und keine Klügeley diese göttliche Stimme je ganz ersticken!) Sey es, daß Einer und der Andere bestimmt sage: das ist der, das gilt dem! — was schadet es? Es kann nützen, indem der Unwürdige allmählig in seiner wahren Gestalt mehr erkannt wird. Und möge es nur weiter kommen, wenn derselbe durch ein (ihm) günstiges Verhältniß auf einen Höhern, den wir mit Recht achten und lieben, nicht wenig Schatten wirft, und mittelbar der guten Sache mächtig schadet!

Der Einwurf, daß die Bekantmachung solcher Züge das öffentliche Vertrauen störe, und den gesellschaftlichen Umgang selbst vergifte, ist hier von keinem Belange; denn er ist von der Oberfläche geschöpft. Kann die Wahrheit, kann die Liebe zu ihr vergiften? Schreckt sie Aeußerungen wie jene zurück: um so besser! Und keine Gesellschaft soll bestehen, wo dieser Ton gälte oder herrschend würde! „Aber die Ehre des Andern?" — Hat er sie nicht selbst öffentlich preisgegeben? — —

Was aber eine gepriesene moralische Toleranz betrifft; so denken wir ja mit Cicero: keine Duldung dem Laster! *) Ein schonender Blick auf menschliche Schwächen, wo sonst im Ganzen die ächte, edlere Tendenz vordringet, verträgt sich wohl mit dem sittlichen Ernste. Auch schließt dieser, indem er seinem innern Geiste nach sich mit der Humanität einigt, keine schönere Freude des Lebens aus.

Wer endlich in dieser Ansicht der Sache, oder in dem Benehmen darnach, spöttelnd den „geistlichen Ton" finden möchte: der zeigte allerdings, daß er geistlos wäre. Wie könnte er, verlassen vom Geiste (der Wahrheit, der Tugend), einsehen, was in der That geistig, menschenwürdig und wahrhaft beglückend ist? Hieße er auch, seiner äußern Weihe nach, selbst geistlich: er wäre nur ein Pfaffe, der mit dem Weltlinge ganz in eine Klasse hinein gehörte; denn ihm fehlte, wie diesem, die schöne, hohe Geistesweihe. Ja, wer über dem Mißbrauche des „Geistlichen" das Wahre an dieser Vorstellung, die rei-

*) „Nolim tolerari ab iis, qui vitia quæque toleranda putant!"

ne und allumfassende Ansicht des Höhern, welche in den Augen jedes nüchternen Denkers sich als Charakter und Geist des Christenthums bewährt hat, übersieht und als Pedanterie verspottet, oder als eine Beschränktheit kalt und vornehm abweis't; wen etwa gar jede reinsittliche Sprache, wenn sie mit Ernst' in Bezug auf das All der Menschheit gesprochen wird, jede Hinweisung auf das reinpraktische, lebendige Fundament zu dem Ausrufe bringt: „das ist mir zu geistlich!" — der mag in den empirischen oder bloß intellektuellen Zweigen der Literatur sehr vieles wissen und schwatzen können; er ist doch ein Sophist! Denn noch hat er sich zu dem Centralpunkte der Wahrheit und zu dem Einen, was — nichts Menschliches ausschließend — dem Ganzen Noth ist, nicht erhoben. Wie könnte er begreifen, welche Denkart, welcher Ton, man nenne ihn philosophisch oder christlich, menschenwürdig sey?

Es giebt eine halbe Kultur, die, auf einer gewissen Höhe der Ausbildung, verderblicher ist, als die gemeine Barbarey selbst, weil sie das Laster maskirt, oder durch eine Art schonender Achtung, die nur dem schwächern, aber zur Tu-

gend ankämpfenden Willen gebührt, die Unsittlichkeit praktisch ehrt, den Unterschied zwischen dem sittlich Schönen und Wilden trübt, und das letztere mit der Larve des erstern künstlich verdeckt. Gegen diese halbe Kultur, zumal wo sie mit der Miene der Wissenschaftlichkeit auftritt, sollte daher jeder Freund des Bessern mit Ernst und Muth auftreten, so wie jedem die Gelegenheit winkt, und wie der freundliche Stern einer reifern und prüfenden Weisheit ihn leitet.

2.

Was ist moralische Schwärmerey? — Der Gelehrte; der Geschäftsmann.

Es giebt, wie es sonst hieß, liebenswürdige (ja sogar „edle") Schwärmer, und folglich eine liebenswürdige Schwärmerey. Abgesehen von der Willkühr der Sprache, oder — von dem Spiele der Phantasie, die allerdings hier sich lebendiger regt: so erscheint doch dem tiefern Blicke zugleich ein Grund, der im Innern des Menschen, im Heiligthume des Geistes liegt. Kein Mensch kann diesem Grunde seine Achtung ganz versagen. Es ist das Herz, es ist die schöne Richtung des Willens, die entscheidet, wenn auch der Kopf nicht gehörig, — nicht so

rein, als die Weisheit es fodert — gestimmt ist. Fehle es immer an Klugheit und an dem reinern Begriffe: das reine, edle Gefühl, vereint mit dem Schwunge einer schönern, von der Idee dessen, was seyn soll, belebten Einbildungskraft, und das muthige Aufstreben dazu spricht jeden Bessern, Wohldenkenden an, und bestimmt das mildere Urtheil, das in jenen Worten sich ausspricht.

Und seyen uns die Züge eines wilden Enthusiasmus nur zu wohl bekannt: finden wir nicht, in der Geschichte der Menschen und Völker, auch Beyspiele eines sittlich-schönen Enthusiasmus? Ihm verdankt die Menschheit jede außerordentliche, jede große und zugleich beglückende That. Aber der Enthusiasmus als solcher grenzt sehr nahe an das Gebiet der Schwärmerey. Wenigstens erinnert der Enthusiast sehr leicht an den Schwärmer. Und sehen wir gleich in dem härtern Begriffe, der sich mit dem Worte „Enthusiast" (im Vergleiche mit jenem „Enthusiasmus") verknüpft hat, etwas von der besagten Willkühr der Sprache: so weis't uns doch eben das Herrschende oder Vordringende dieses Begriffs, wenn unser Auge seiner Indikation psycho-

logisch nachgeht, auf die Gefahr des wärmern Sinnes für Tugend und Recht hin.

Bekannt ist es, welche Mißgriffe auch der gute Wille, im Gewirre des äußern Lebens, in den verwickeltern oder schwerern Verhältnissen desselben, machen könne. Es ist der Wille in den Schranken der Menschheit, das schöne Herz, das dem Guten und Edeln huldigt, das sich eben darum zum Handeln gespornt oder hingetrieben fühlt, indeß ihm, dem Handelnden, noch die reifere, umfassende Kenntniß mangelt, und im Gefühle der Pflicht, im Drange nach Thätigkeit selbst das Bewußtseyn dieses Mangels entgeht. Gut ist der Wille durch die erste (innere) That seiner Freyheit, sofern er das heilige Gesetz in seine Maxime aufnimmt, und eben hiermit nur dem Rechte, der Wahrheit und Tugend huldigt. Aber die, im äußern Bezirke der Menschheit, erfoderliche Einsicht, Klugheit u. s. w. erlangt er nur, indem er besser wird, oder auf dem Pfade der Tugend fortschreitet. Hier und insofern sind Verstand und Wille nicht trennbar. Aber man sieht, inwiefern es wahr ist, was Wieland irgendwo bemerkt: daß der Mensch eher zur Tugend als zur Weisheit gelangt, ol.vohl jene nicht nur die Basis

von dieser ist, sondern auch einen wesentlichen Bestandtheil davon ausmacht. Das heißt: ohne den guten Willen ist wohl der Kluge, aber nicht der Weise gedenkbar. Nämlich für die Sphäre der Gegenwart! Denn auf dem Standpunkte der Vollendung (Totalität), welcher Gegenwart und Zukunft umfaßt, und das Wahre in seinem ewigen Bunde mit dem Guten aufweis't, erscheint allerdings die wahre, bleibende Klugheit nicht ohne die Sittlichkeit oder, was im Keime des Lebens davon nicht getrennt ist, die Religiösität *). Aber wohl verträgt sich dieser Total-Blick mit jenem gemein-menschlichen, in Bezug auf die gegenwärtige Sphäre der Menschheit, ihre Bestimmung und den Gang ihrer Entwickelung. Diese empirische Ansicht ist untergeordnet, indem sie die Realität, das Daseyn und den absoluten Werth des Sittlichen, nach der rein-moralischen Ansicht, voraussetzt; und nach diesem menschlichen Blicke, auf die Anlage und das gegenwärtige Verhältniß der Menschheit,

*) Nur der wissenschaftliche Denker trennt sie, nach seinem Bedürfnisse. Noch immer, wie es scheint, begreift man nicht hinlänglich, wie der (wahrhaft) Gute nicht-gottlos, also religiös ist, wenn ihm auch (wegen äußerer Einflüsse) das Wort „Gott" mangelt, oder in der Reflexion nicht jedesmal begegnet.

begreift man, wie der Wille gut seyn, und gleichwohl so mancher Mißgriff noch Statt finden könne.

Es ist wahr: leicht kann den Gutmüthigen, indem der rege Sinn für das Bessere ihn zum Handeln hinreis't, etwas Menschliches von der gemeinen, oder gar von der niedrigern Art beschleichen. Mit der aufflammenden Phantasie steht das raschere oder wärmere Geblüt, und mit diesem der sinnliche Trieb in Verbindung: wie leicht mag nun der letztere einwirken, überwiegen, und das schönere, gemeinsame Interesse irgend einem Privatzwecke weichen! Allein wenn nicht etwa, in diesem Falle, nur die physische Kraft dem schwächern Willen vorspringt; wenn dieser vielmehr auch da noch selbstthätig eingreift: dann verschwindet alle Güte, und mit dieser Richtung des Willens auch jede eigentliche Gutmüthigkeit. Es entsteht Selbstsucht, die gröbere oder geheimere Tendenz zu dem eignen Vortheile, in welcher Form, in welcher besondern Richtung auf das Sinnliche, sie dann auch erscheine! Denn, wie gesagt, auch der Stolz, der Ehrgeiz oder die Eitelkeit ist Eigennutz. Nun verwandelt sich die, im Anfange (ihrem Princip nach) schöne und

liebenswürdige Schwärmerey in eine wilde und zerstörende. Oder vielmehr: das Schöne und Liebenswürdige verschwindet, und — es bleibt nur die Schwärmerey: eben die Phantasie und die physische Kraft, die im Bilde des moralischen Enthusiasmus ästhetisch, wie von selbst durch das sittliche Gefühl oder durch die Kraft der Freyheit geregelt, erscheint, und in der moralischen Schwärmerey schon mächtiger oder stärker, aber noch immer einigermaßen gehemmt, hervorsticht — eben diese bricht nun zügellos aus, ganz im Dienste der herrschenden Lust, also verwüstend und wild. Es entsteht Fanatismus; ganz dieselbe Gesinnung oder Denkungsart, welche den feinern Weltling, den raffinirenden und gewandten Politiker *) auszeichnet: aber ohne die schönere Form, wozu jener sich gebildet, ohne die künstliche Selbstverläugnung, welche dieser errungen

*) Nämlich den bloßen und dann unsittlichen Politiker (dem Princip und der Anwendung nach): nothwendig, wie sehr auch die Form den Geist maskire! Daß die Politik die Sittlichkeit ausschließe: wer hat das behauptet? — So wenig, als die Klugheit die Tugend! Gerade durch ihre Verbindung entsteht ja die Weisheit.

rungen hat; und daher in einer so viel andern Gestalt! Und nothwendig, nach der genannten und erörterten Total-Ansicht, nimmt die sogenannte moralische Schwärmerey diesen Gang. Denn im Fortgange des Lebens macht der Wille, wofern er wirklich gut ist und bleibt (d. h. besser wird), alles Ausschweifende, Einseitige und Uebertriebne in eben dem Maße unmöglich, als er nun jede andere Kraft, und besonders die Denkkraft redlich gebraucht, diese mehr entwickelt, sie weiter ausbildet, dadurch zur größern Einsicht gelangt, und damit jede Blöße, die er gab, jeden Mißgriff, den er früherhin machte, in der Folge reichlich vergütet. So erscheint dann die jugendliche Schwärmerey, sich im Fortgange auf die schönere Weise verwandelnd, in dem Spiegel des männlichen oder menschlich-schönen Enthusiasmus, und im Bilde der ruhigen, aber darum nicht minder thätigen, Weisheit. Wo aber dieser Gang nicht eintritt — doch es ist schon gesagt, was dann erfolgen müsse! Wem böte nicht die Geschichte des Tages ein sprechendes Beyspiel dar? Nicht nur die große, in ihrem traurigen Fortgange (durch so viele Einflüsse, von Innen und Außen) mißlenkte und Alles verwildernde Revolution liefert uns solche Belege: auch ein Blick

F

auf den Gang der Kultur im deutschen Vaterlande, besonders ein Rückblick auf die ehemalige Epoche der Empfindsamkeit, und auf ein wandelndes Nachbild — das noch da und dort unserm Auge oder unserm Nachdenken begegnen mag — weis't uns dergleichen Beyspiele. Aber wessen Blick weilte nicht lieber auf den schönen, die uns die große Lehrerin alles dessen, was ist und war, nicht minder aufzeigt?

Es ist unläugbar, daß besonders da, wo man Staaten an dem moralischen Maßstabe mißt, der Ehrgeiz unter dem Schutze einer in's Schöne und in's Häßliche ausmahlenden Phantasie sich einschleichen könne. Der sinnliche Trieb springt vor, indem man sich im Gegensatze mit dem (wahrhaft oder angeblich) Unwürdigen erblickt und dann, vermöge eines bekannten Kunstgriffs, schnell an die Stelle des letztern setzt. Dem Würdigen gebührt ja diese Stelle, und ihn zeigt hier — die Einbildungskraft oder, vermittelst ihrer, die Sinnlichkeit! So spielt da die Leidenschaft — mit dem moralischen Begriffe. Natürlich ist dieser, in seiner Reinheit und Vollständigkeit, nicht vorhanden: es wird nur der allgemeine Unterschied des Guten und Bösen (nach

dem kurrenten Begriffe) insoweit vorausgesetzt, als man denselben auf den Gegenstand, worauf gerade der Eigennutz hinzielt, beziehen oder für sich, in jenem Gegensatz', anwenden kann.

So entstanden, vornehmlich in der neuern Zeit, politische (oder wenn man lieber will, in dieser Hinsicht) moralische Schwärmer, die offenbar, indem sie Fürsten und Minister meisterten, ihr theueres Ich an deren Stelle hindrängten. So kräftig war — ihr Wunsch. Aus der Heftigkeit, womit sie sprachen, aus dem Total-Eindrucke und selbst aus einigen speciellen Windungen stach diese Tendenz hervor. Auch da lebte dann, trotz aller sittlichen oder rechtlichen Floskeln, eben so wenig die Sittlichkeit, die Tugend, als die Wahrheit.

Was aber auch den Bessern hier leicht irre leitet, dieß ist, weil 1) das Mangelhafte der Staatsverfassungen von so vielen Seiten und so tief in das Interesse der Menschheit eingreift, folglich den wahren und nachdenkenden Freund der Menschheit innig beleidigt; und 2) weil man dabey sehr schwer die mannigfaltigen Bedingungen erkennt, unter welchen eine dauerhafte, wahre Verbesserung allein

Statt finden kann. Hier besonders kann die Phantasie, auch ohne den geheimen Einfluß eines selbstsüchtigen Herzens, den Verstand auf Abwege leiten, indem sie nicht nur auf die besagte Weise — mahlt, oder Kontraste zwischen dem, was ist und was seyn sollte, entwirft, sondern auch die Masse des Anwendbaren, das der Verstand sammelte, steigert und übertreibt. Allerdings kann nur die Vernunft, in ihrem innern Bunde mit dem guten Willen, diesem Mißgriffe vorbeugen, diesem Unheil' abhelfen: die Vernunft, so wie sie auf dem Wege der moralischen Evolution (des gedachten Fortgangs) sich völliger äußert, und ihr praktisches Urtheil mit den Resultaten des Verstandes, dem Begriffe und den Datis aus dem Felde der Beobachtung, verbindet, oder die Wahrheit — in Beziehung auf die äußere Sphäre der Menschheit — durch dieses Medium ausspricht, auf diese Weise ausführt. Der Denkende sieht da im Vorbeygehen, wie zwischen denen, welche die „Rechts- und Staatsprincipien" entweder auf die Vernunft oder auf den Verstand bauen, die Wahrheit (wissenschaftlich betrachtet) gerade in der Mitte liegt. —

Indessen, wenn in jenem National-Versuche das Unheil überwog; wenn es nicht gelang, die

ewigen Rechte der Menschheit zu retten; wenn selbst so manche Bessern — schwärmten, oder von der Phantasie und dann von der Leidenschaft zu weit geführt wurden: warum soll uns das wieder der kalten, raisonnirenden Politik in die Arme werfen? Die ersten, schönen Feste der französischen Revolution sind unvergeßlich. Welchen Edlern (von welcher Nation er auch seyn mochte) erhoben, entzückten sie nicht, indem er sie gegenwärtig, oder in dem lebendigen Gemählde eines Girtanner *), Campe, Posselt und Anderer sah? Nahmen nicht deutsche Fürsten und Staatsmänner Theil? Jeden bessern Menschen interessirte das große Ereigniß: es ward Sache der Menschheit! Und es ist in der That kein gutes Zeichen der Zeit, wenn nunmehr Schriften über dasselbe eben so (wie es scheint) geflohen und entfernt werden, als sie noch vor kurzer Zeit gesucht und verschlungen wurden. Dem flüchtigen Franzosen mag der Denkende diesen Umschwung des Geistes verzeihen; ist er auch dem ernstern Deutschen verzeihlich? Sey es, daß so

*) Bekanntlich enthalten die ersten Bände seines Werks über die französische Revolution manches Schöne, Gelungene.

Manches die geschwächte Neigung (Apathie) und den Widerwillen entschuldige: gerechtfertigt kann es in keinem Falle werden, wenn das andere Extrem sich nunmehr, vielleicht kühner und muthiger unter dem Schutze einer sophistisirenden Staatskunst, hervordrängt.

Was jene Feste für jeden Würdigen — für jeden, den ein warmes Herz und eine schöne Einbildungskraft, also nicht ohne die praktische Grundlage der Vernunft, belebet — so entzückend machte; das war nicht die Schwärmerey, die offenbar mitunter lief, und so oft, obwohl auch in edlern Formen, hervorschien: es war der gemeinsame, moralische Grund, wie er das All der Menschheit rechtlich umfing. Dieser Grund glänzte selbst im Spiegel einer erhöhten und verschönerten Einbildungskraft wieder; der Einbildungskraft, wie sie von der Idee dessen, was seyn soll, getragen ward, und nun selbst das Ideal im Rosenschimmer eines neuen, politisch-schönen Tages, einer beseligenden Gegenwart und — einer goldenen Zukunft aufstellte. Wer sieht nicht das Wahre, Vernünftige, troz der auffallenden Schwärmerey? — Dieser Grund soll bleiben, nachdem das Uebertrie-

bene wegfiel: er bleibet, indem, was die Leidenschaft und der (empirisch-raisonnirende) Verstand noch hinzu that, dahin schwindet. Also nur darauf, nur auf diese Entfernung des Irrigen, des Schwärmerischen und Sophistischen, sey unser Auge gerichtet!

Ja, noch gilt der Aufruf zum Bessern, im Staate wie in der Kirche; noch gilt jenes ewig Wahre in den Grundsätzen von der Menschheit Rechten, in den Begriffen von (rechtlicher) Gleichheit und Freyheit: nur das Oberflächliche, das Empirische, das Einseitige oder Uebertriebene, was dem Begriffe, der Vorstellungsweise so vieler Franzosen anhing, müsse wegfallen! Und was die französische Raschheit mit Einem Sprunge erreichen wollte; das müsse dem deutschen Ernste nur als Leitstern, oder als ein Punkt vorschweben, dem der Wohldenkende nur allmählig (auf dem gedachten Wege der Evolution, auch in rechtlicher oder politischer Hinsicht) sich annähern kann.

Hierbey kann es nicht schaden, wenn er, der festere Deutsche, selbst zuweilen auf Frankreich, auf jene schöne Vergangenheit und die edlern Männer derselben (wer kennt sie nicht?) zurücksieht.

Aufmunternd kann und muß ein solcher Rückblick seyn, zumal wenn die Gegenwart oder eine spätere Wendung uns betrübt. Wer, um dieser willen, die Sache ganz aufgeben wollte: der wäre (ich sage es frey,) entweder ein Schwachkopf, der den ewigen Punkt des Wahren und Rechten nicht ganz gefaßt hat, und daher nicht festhalten kann; oder ein Schurke, der nur umwälzen möchte, um zu gewinnen, sollte er auch auf den blutigen Nacken seiner Mitwesen, seiner moralischen Mitgeschöpfe, wandeln müssen. Nein, diese Wendung, diese Mißlingung — in welchem Zeitpunkte man dieselbe auch finden mag *) — kann den nicht stören, welcher der Wahrheit und hiermit dem Genius der Menschheit und des Universums selbst huldigt, und dann auch im Begriffe, in der reinern Ansicht des an sich Wahren sowohl als des Anwendbaren, sich dazu erhebt. Die Sache ist heilig; sie ist ewig: nur die Art und Weise (der Ausführung), wenn sie unglücklich ausfiel, und folglich nicht von der Weisheit geleitet war, leidet und — fodert eine Abänderung. Es gilt die gute Sache der Menschheit! —

*) Und warum sollte uns jetzt die Hoffnung des Bessern ganz verlassen? Oder wer dürfte läugnen, daß Einiges wirklich schon erreicht worden ist?

Wer nun nach solchen Grundsätzen noch jetzt, und zwar jetzt kräftiger als in den wilden Epochen jener Revolution, auf Verbesserung dringt; wer z. B. gegen einige drückende Reste der alten Barbarey, der Leibeigenschaft und der Sklaverey, muthig arbeitet, um ein Hinderniß zu entfernen, das, genau betrachtet, nicht nur die Kultur des Ganzen, sondern auch das wahre Beste jedes Einzelnen stört: mit welchem Rechte nennt man den einen „Schwärmer" oder gar einen „gefährlichen Menschen"? Es ist wahrlich kein Vorzug, keine schöne Seite des Zeitgeistes, wenn diese Sprache „Ton" wird, wenn sie jetzt wieder, und zwar jetzt (da und dort) lauter als vorhin, erschallet. „Da seht nur die Schwärmer! „Selbst der Ausgang des Dinges in Frankreich „hat sie nicht klug gemacht: noch immer möchten „sie mit ihren Idealen die Welt umkehren. Man „hat gesehen, was herauskommt! Man weiß, „welch ein Geist auch die sogenannten Bessern „treibt oder — beschleicht! Nein, wir wollen, „wie die gescheuten Franzosen" (welche?) „Ruhe, Ordnung." Leicht sehen wir, wie da die Wahrheit dem täuschenden Irrthume, dem sophistisirenden Eigennutze selbst dienen muß. Aber

die Beschränktheit, oder der Mangel an tieferer Einsicht, das verwirrende und insofern Nichts-unterscheidende Raisonnement, und hiermit die — Bosheit *) fällt darum jedem Unbefangenen nicht minder auf.

Eben weil im Sturme der Revolution auch so manche Bessern von der Bahn des Rechten abgeglitten, oder, um ihr Ideal (noch so viel möglich!) zu realisiren, selbst da und dort von den Blendwerken einer sophistischen Politik getäuscht worden sind, so daß sie zu Mißgriffen, ja zu gröbern Fehltritten fortgingen: eben daher gewann dieselbe Politik, nur in einer andern Richtung, neuen Schein gegen den Freund des Bessern; und — sie weiß ihn zu benutzen! Man wittert, hinter jedem Vorschlage zur Reform, eine böse Absicht, einen argen

*) Wie soll man die überall hervorblickende Selbstsucht und den Menschen-verachtenden Stolz nennen? Denn nur davon — nicht von einer beschränkten Gutmüthigkeit, oder einer gewissen Schwachheit, die nur mechanisch für den fortdauernden Besitz ihrer Vortheile zittert — sey das Obige gesagt! O mit Recht zittern wir vor dem Despoten in dem Busen jedes (unveredelten) Menschen!!

Plan; man bezweifelt die Tugend des redlichen Geschäftsmannes, der zum Bessern fortrücken möchte: ja, man rückt nun wiederum freyer mit dem alten Satze heraus: es giebt keine Tugend unter den Menschen!

Leider giebt es Menschen, die nicht begreifen, wie man etwas aus reiner Absicht thun könne. Und je mehr sie in einer Denkweise, die auf den eignen Vortheil Alles zurückführt, sich festsetzen oder — zu Politikern in diesem Geiste ausbilden: desto fester wird ihre Meynung, desto entscheidender ihr Ausspruch: „es existirt keine reine Tugend; eu're Tugend, wie eu're reine Sittlichkeit, ist ein Wahn, eine Chimäre." Wie der Mensch ist, so urtheilt er (über das Heilige.) Jedoch, auch da kann die Praxis besser seyn als die Theorie, die sich von außen, etwa nach widrigen und tiefschmerzenden Erfahrungen „im Laufe der Welt", dem Kopf' und dann um so fester der Phantasie einbildete. Wo indessen der Grundsatz von der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts auf die gedachte Weise praktisch verworfen wird; wo man sich gegen alles Vollkommnere sträubt, und in den Ton, worin man jede reine

(eigentliche) Tugend verwirft oder bezweifelt, eine gewisse Bitterkeit mischt: da ist sicherlich der Unglaube an die Tugend aus dem Mangel an Tugend entstanden.

Ob dieser Unglaube, den man in der „Welt" so häufig antrifft — und der eben nicht zu den Zeichen der Zeit, aber wohl zu den Kennzeichen der Welt, in dem alten, bekannten Sinne gehört — sich öfter von Außen hinein, oder von Innen heraus bilde, bleibt hier der Entscheidung jedes Kenners überlassen.

Charakteristisch, auch für unsere Zeit, ist das Vorgeben: den Charakter, die Moralität könne man nicht wissen oder bestimmen; die Absicht des Menschen könne man nicht erkennen: „denn sie liegt im Innern, und de internis non judicat Prætor!" Als ob alle Menschen dergleichen juridische Prätoren wären! Oder: als ob, wer es ist, nicht zugleich und zuerst auch Mensch wäre! Freylich giebt es wiederum solche, denen wohl daran liegt, daß man es glaube: die Moralität sey unerforschlich, der Charakter unbestimmbar; denn wo dieß angebliche Princip gilt, da stehen sie (wie auch ihr Wandel beschaffen seyn mag) mit jedem Andern noch auf Einer Linie,

und es kommt nur darauf an, wem es gelinge, seine physischen Schaumünzen, seine intellektuellen oder ästhetischen Qualitäten besser geltend zu machen: und warum sollte ihnen das, dem edeln (aber vielleicht weniger gewandten) Manne gegenüber, nicht besser gelingen? — Ist aber das besagte Princip nur wieder das Kind einer von Außen angebildeten Theorie: so begegnet uns darin ein neuer Mißgriff der wohlbekannten Empirie, und damit ihre ganze Oberflächlichkeit. Der Raisonneur dringt nicht ein in die Geburtsstätte des Lebens; er sieht nicht, wie der Mensch (als solcher) nothwendig von einem bestimmten Geiste regiert wird, und wie dann, wenn die Heucheley den bösen Geist längere Zeit barg, er um so wilder ausbrechen müsse, ja, wie er schon jetzt dem feinern Auge (des Weisen, des ächten Kenners) nicht entgehe, u. s. w. Wie könnte der empirische Raisonneur die reine und tiefe Wahrheit des evangelischen Wortes „Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen" auffassen? Er begreift nicht, wie auf eben diesem Grunde jede ächte Menschenkenntniß, und hiermit eine — zwar untergeordnete, aber dann — gültige Empirie ruhet. Und so verkennt er dann, in Bezug auf den ganzen Menschen, das Empirische nicht weniger

als das Reine. Denn es ist im Grunde nur Physisches, mithin nur Thierisches, was er am Menschen bemerkt, und was er nun so gern für Kenntniß des Menschen ausgäbe. Allein umsonst stempelt er sein physisches Aggregat mit diesem schönern Prädikate, so lange seine Theorie folgerecht (ungestört vom edlern Gefühle) fortgeht: eine Konsequenz, die allerdings nur da zu erhalten ist, wo das Herz dem verstimmten Kopfe entspricht. Aber wer kennt nicht eine schönere Inkonsequenz? Wenigstens ist man mit jener von der Weisheit, bey aller logischen Stärke und Harmonie in den Momenten der Gegenwart, weiter entfernt; denn, wie bekannt, nur durch das Gebiet der Tugend gelangt man in das heilige Land der Weisheit.

Es giebt also ein sicheres Mittel, um zu erkennen, ob Jemand, der auf Reformen im Staate dringt, von dem rechten Geiste getrieben werde: man blicke auf sein Leben, man beobachte seinen Wandel, und sehe besonders, wie er im Kreise seines Berufs oder sonst in einem engern und schönern Verhältnisse des Lebens sich benehme! Schwerer ist allerdings diese Erkenntniß; und so viel ist einzig an jener Vorstel-

lung wahr. Aber was zum Theile wahr ist, was dem Grade nach gilt, wird übertrieben und zur absoluten Unmöglichkeit hinaufgesteigert; oder man spricht es allgemein aus: man sagt ein Paradoxon, um zu frappiren und zu — glänzen. Eine Weise, die sich dann gerne, aus der Sphäre eines gesellschaftlichen „Tons“, in den Kreis des Schriftstellers eindränge! —

Doch nicht immer wird die Tugend geläugnet, indem irgend ein feiner, ihrem Geiste widerstrebender Plan durchgesetzt werden soll. Man giebt zu, daß Jemand, der mit Wärme für das, was auf irgend einer Seite recht ist, spricht oder handelt, es gut meyne; man lobt seine Absicht, man findet sein Herz gut, vortrefflich: aber — um so stärker greift man seinen Verstand an; um so mehr spricht der Politiker ihm, fest und entscheidend, die Klugheit, die Kenntniß der Menschen, der Geschäfte u. s. w. ab. Vielleicht die feinste Intrigue, die gegen den Rechtschaffenen, dem man auf der moralischen Seite nicht beyzukommen vermag, von der selbstsüchtigen Politik gespielt werden mag! Denn hat man ihm einmal den Kopf abgesprochen, so ist man auch mit dem Her-

Bayerische Staatsbibliothek München

zen bald fertig: bald erscheint er dann als ein gemeiner „Schwärmer“, als ein „gefährlicher Mensch“, als „Narr“ oder „Intriguant“! In jedem Falle muß er wohl bewacht und eingeschränkt werden: der Zweck ist erreicht. —

Es erhellt leicht aus dem bisher Gesagten, worauf diese feinere Politik sich stütze, oder was ihr trefflich zu statten komme. Nur so viel sey mir erlaubt, hier zu bemerken: 1) Da die Beobtung lehrt, wie leicht auch den Gutmeynenden in der Folge ein schlimmerer Geist anwandeln könne; so wirkt, indem man von etwas Aehnlichem hört, eine dunkle Erinnerung, und daran schließt sich dann leicht der Gedanke: daß eben diese Tendenz auch hier Statt finden könne; und nun erscheint der lobende Politiker noch im Lichte der Humanität, vielleicht gar als zu gutmüthig. Desto mehr gilt und wirkt seine Versicherung, daß jener Gutmeynende nur die Menschen, den Geschäftsgang u. s. f. nicht kenne: und dieser Mangel an Kenntniß (beweis't er nicht einen Mangel an Kraft, an Talent?) führt natürlich den Gedanken herbey: daß er um so leichter sich selbst täuschen, um so mehr von seiner Phantasie geblendet,

und

und dann von der „Eigenliebe" oder von der Sinnlichkeit selbst verlockt werden könne. 2) Da auf dem Standpunkte der Totalität ein gutes oder gar ein vortreffliches Herz ohne einen hellen und umfassenden Kopf nicht gedacht werden kann; und da diese Idee „das Wahre mit dem Guten!" jedem Gebildetern stets, wenigstens im dunkeln Gefühle, gegenwärtig ist: so regt sich ein Trieb zum Widerspruche gegen eine Güte, wobey so viel Irrthum, oder so wenig richtige Erkenntniß sich findet. Nun rauscht das Lob vorüber, und nur der Tadel macht bleibenden Eindruck, — wofern nicht ein Umstand hinzukommt, der dem Nachdenken eine andere Richtung giebt, und die bezielte, nachtheilige Wirkung auf den Politiker selbst zurückspielt; so daß nun er in der Gestalt des Intriguanten da stehet.

Doch — eine Bemerkung, die auch hier die Wahrheit, die Gerechtigkeit fodert! — Das Lob, welches dem Herzen in einem kritischen Falle ertheilt wird, kann auch aus einem guten Herzen kommen; aus einem Geiste, dem Billigkeit und Humanität Bedürfniß ist, und der nun die Absicht um so mehr lobt, weil er nach seiner Ansicht der Sache, vielleicht weil er sie nicht ganz rich-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

tig erfahren hat, den gethanen Schritt nicht billigen kann. Nur ist er im Widerspruche mit sich selbst, wenn er dem Andern ein vorzügliches Talent beylegt, und ihm gleichwohl bey einem edeln Willen, in diesem oder jenem Falle, einen solchen Mißgriff zuschreibt. Auch bildet sich unter gewissen Verhältnissen leicht, auch bey dem bessern Herzen, eine politische Denkweise, die den freyen und muthigen Trieb zur Thätigkeit für das Bessere hemmt, oder eine Besorgniß erzeugt, die ihn da und dort lähmet. Man sieht, wie nun der Andere verkannt werden mag! —

Bey dem neuen Gewichte, das man (mit Recht, gegen den zerstörenden Revolutionssinn) auf das Staatsverhältniß legt, ist eine dogmatisch-politische Ansicht entstanden, die, um das bürgerliche Band fester zu knüpfen, jedes rein-menschliche zerreißen will. Der Mensch soll sich dergestalt in die Fugen des Staats einschränken, daß, wo ihn keine Amtspflicht auffodert, von ihm kein Schritt in Bezug auf das öffentliche Wohl gethan werden könne. Also keine Empfehlung eines Würdigen, Trefflichen, den etwa eine Kabale unterdrückt, oder die Unkenntniß eines Mächtigen übersehen hat; und

Bayerische Staatsbibliothek München

keine, schlechterdings keine Privatanzeige irgend einer zerstörenden Unordnung, die sich, selbst mit der Form, künstlich deckte! So wird auch hier, was nur zum Theile gilt, oder eine besondre Vorsicht und Behutsamkeit fodert, zur Absolutheit hinaufgetrieben! Wer unter dem Schilde der Staatsformen seinen Vortheil betreibt, dem mag freylich jeder Privatschritt des redlichen Bürgers sehr widrig seyn; und kein Wunder, da er Jeden nach sich beurtheilt, wenn er darin nur die „Intrigue" oder den Mann sieht, „der sich in fremde Dinge mischt, der mitregieren möchte" u. s. w. Aber hat denn der Bessere, zu dem man von einem Würdigen spricht, nicht die Kraft, nun selbst zu prüfen, und kennt er nicht den Charakter des Empfehlenden? Wo ist der vollkommene Staat, der jeden Schritt dieser Art entbehrlich machte? Gerade im Staatsverhältnisse zeigt sich auf eine auffallendere Art die Beschränktheit unseres Geschlechts; und hier wahrlich gilt es, indem man auf einer Seite die Leidenschaft bezähmt, oder den unreinen Trieb ausschließt, auf der andern zur Ergänzung der Staatsmittel jedes reinmenschliche zu benutzen.

Officielle Berichte sind allerdings eben so schätzbar als nothwendig: aber woher kommt es, daß gerade solche Anzeigen schon so oft eine Zielscheibe des Spottes und ein Gegenstand des öffentlichen Mißtrauens geworden sind?

Und wie manchen Mißgriff hat der einseitige Bericht dessen, den gerade (bey einem beschränktern Kopfe oder einem unreinern Willen) die äußere Form schützte, schon veranlaßt! Solche Mißgriffe, wenn sie zumal tief in das Ganze eingreifen, sind keinem Einzelnen, dem Kopf und Herz an der rechten Stelle sitzen, gleichgültig. O daß Ihr fühltet, wie ein solcher Mißgriff den redlichen Bürger, den ruhigen Zuschauer schmerzen müsse! Er achtet seine Regierung, er hat (wie ich setze) für den Fürsten, für manchen Staatsmann eine innige Verehrung, vielleicht ein Herz voll dankbarer Liebe; und nun bemerkt er, wie die Schadenfreude da oder dort jubelt, wie der Gegner, der Obskurant wiederum etwas freudig auffaßt, darüber laut und stolz lästert, oder es wohl im Stillen, sinnend auf eine künftige Reaktion, sammelt! — —

Formen sind für den Staat von großem Werthe: sie bilden, wenn sie glücklich angelegt und durch die Macht der Zeit oder der Gewohnheit befestigt sind, eine Art von natürlicher Kontrolle u. s. w. Allein es ist dennoch die Oberflächlichkeit des empirischen Raisonnements, welche darum allein oder vorzüglich auf die Formen und auf äußere Anstalten sieht. Erst bessere Subjekte, edlere Werkzeuge zur Ausführung! Wird nicht so manche schöne, treffliche Verordnung auf dem Wege der Exekution verkrüppelt oder gar vereitelt?

Der Gelehrte soll sich nunmehr — nach den Blößen, die einige sogenannte Philosophen Frankreichs gegeben, nach der Verwirrung, die sie angerichtet oder veranlaßt haben — von der Politik, von der Führung des Staats u. s. w. ganz entfernen. Ja, man fodert, daß er nicht einmal an den politischen Blättern des Tages Theil nehme, oder etwa nach einem größern Zeitraume sie überblicke, um irgend ein spekulatives Resultat abzuziehen oder zu bewähren. Als ob eine solche Apathie irgend Einem möglich wäre, der das Homo sum, nil humani &c. lebendiger fühlt! — Wohl, es ist gefehlt, wenn der

Gelehrte die Sphäre seiner Spekulation, sofern er nur darin zu Hause ist, überschreitet, oder ohne die zureichende Kenntniß des Empirischen sich damit praktisch befaßt. Aber es ist kein geringerer Fehler, wenn der Geschäftsmann von den Resultaten der Theorie, von dem Golde des reinern Forschens keine Notiz nimmt, oder jede schönere, humane Verständigung mit dem Gelehrten verschmäht. Beyde machen dann Mißgriffe. Und obgleich der letztere, sofern er ein gebildeterer Mann ist, auch an der Wissenschaft Theil nimmt; so kann er, im Gedränge des Positiven (der Staatsgeschäfte), doch nimmer alles Nothwendige umfassen. Denn auch die Beobachtung im weitern Kreise gehört zur Sphäre des Gelehrten: ihm ist, sofern er philosophischen Geist hat, alles Menschliche wichtig. Daher müsse (bey dem Fortschritte der Kultur) ein schöneres, menschliches oder republikanisches Verhältniß eintreten; ein Verhältniß, das sich mit der Staats-Hierarchie wohl verträgt, indem es auf einer Seite die Kriecherey, den Sklavensinn oder die Unbescheidenheit und den Stolz des Pedanten, und auf der andern Seite die Affektation, den Stolz und die Miene des Despoten ausschließt.

Der Philosoph als solcher muß besonders darauf sehen, daß in dem politischen Getriebe nicht das Ferment aller beglückenden Thätigkeit im Menschenreiche, aller dauerhaften Anordnungen oder Reformen im Staate, verkannt und zertreten werde: die Moralität. Er wird darauf dringen, daß man diese immer mehr zum Staatsprincip selbst erhebe. Denn es ist ja in dieser Sphäre der Endlichkeit nur Fortschritt; aber nothwendig ist solcher in jeder menschlichen Verfassung. Es muß erkannt werden, daß, gleichwie auf dem Standpunkte der Totalität alle Differenz zwischen dem Sittlichen und bloß Legalen verschwindet, im Staate selbst die Legalität ohne die Moralität nicht bestehen könne. Die einzelnen Bessern im Staate, zumal am Ruder desselben, sind das Salz der Erde: ohne sie wäre das Ganze, die große politische Masse längst verfault.

Wer im Geist' und Tone eines politischen Dogmatismus sagen kann:

> „es wird nicht besser, es war immer so, es kann nicht anders werden";

der zeiget fürwahr, wie stolz oder spöttisch seine Sprache auch tönen mag, keine erhabne Verfassung des Geistes. Im Gegentheile, wer die Worte:

es soll —
es kann —
es wird besser werden,

nicht faßt; wer darin nicht etwa nur einen logischen Schluß, eine Steigerung der scientifischen Willkühr oder eine künstliche Postulation, — wer nicht vielmehr darin eine reine und nothwendige Wahrheit begreift: dessen Kopf ist empirisch verstimmt, oder dessen Herz moralisch verdorben. Ob die Verstimmung des Verstandes auch vom Willen, oder nur von einer äußern, sophistischen Umgebung herrühre: dieß wird aus dem Gange seiner menschlichen oder bürgerlichen Thätigkeit, und einigermaßen selbst aus dem Tone, worin er sich über die Freunde des Bessern äußert, erhellen. Denn, was man auch sagen mag: es spricht sich aus, was im Menschen ist.

Uebrigens gilt auch, was kürzlich ein würdiger Mann gesagt hat: „Man muß immer für das Bessere arbeiten; denn sonst wird es gleich schlimmer!" — Wäre auch dieß Schwärmerey? Allein wo es nicht schlimmer wird;

da geht man vorwärts, da erreicht man eine neue Stufe des Vollkommnen, so weit auch dieses, in seiner Vollendung betrachtet, noch entfernt seyn mag. Denn nimmer steht die Menschheit stille, nimmer beharrt sie auf Einem Punkte, obwohl dem Auge der Empirie, dem Blicke des bloßen (an der physischen Welt und ihren Erscheinungen haftenden) Beobachters allerdings nicht selten ein Stillstand dieser Art an dem Menschen begegnet. Tiefer dringt die reine Wissenschaft, und muthiger erhebt sich mit ihr der Sinn für das Bessere.

3.

Opposition: der gutmüthige Gegner des Neuern.

Es ist billig, es ist der Wahrheit gemäß, daß man den gutmüthigen und redlichen Gegner des Neuern von dem selbstsüchtigen Finsterling' unterscheide. Beleidigt durch gewisse Aeußerungen des Zeitgeistes, bebt er davor zurück, und er zittert für die Wahrheit, für die Menschheit, während dieser Obskurant nur für die Erhaltung des alten, wohlerworbenen (?) Stoffs zur Befriedigung seines eigennützigen Triebes besorgt, oder für den Erwerb

irgend eines neuen Mittels zu dem alten Zwecke bemüht ist.

Wie ganz anders ist jener Redliche gestimmt! Vielleicht arbeitete er vorhin selbst für das Licht, für die Aufklärung; und die Beobachtung, wie der zerstörende (niederreißende) Sinn des Aufklärlings, die feinere und gröbere Leidenschaft, selbst die Wahrheit in dieser menschlichen Hülle mißbrauchen könne, hat nun seinem Gemüthe einen Stoß, hat seiner Denkart eine solche Richtung gegeben, daß er bedauert, und sogar vertilgt wünschen möchte, was er vorhin selbst im Geiste der Aufklärung geschrieben hat.

Vielleicht ruft mehr als Einer bey dem ersten Anblicke dieser Schrift: „Geist der Verbesse„rung — ja, wohl waltet jetzt der „Geist der Zerstörung! Der ist blind, wer „nicht sieht, wie dieser Dämon nun bald feiner, „bald gröber auftritt, und wie ihm selbst heilige „Formen dienen, um alles Heilige zu untergra„ben, zu verdrängen.“ Wehe dem Weltlinge, dem Aufklärlinge, der Schuld daran ist, wenn nicht etwa nur der Fanatiker, oder der Phantast, der gutmüthige Schwärmer, und der spekulirende Heuchler, der die Wolfsklaue unter dem Felle des

religiösen Lammes birgt, — wenn selbst der Edlere, dem Keiner, der ihn kennt, das Prädikat des würdigen und gebildetern Mannes abspricht, sich in solche Klagen (öffentlich oder im vertrautern Kreise) ergießt! Wo immer, an welchem Ort' oder in welchem Land', eine solche Klage erschallt, da wirkt sicherlich der reine Geist der Aufklärung nicht: wenigstens streut der böse Geist der Aufklärerey den Saamen des Unkrauts unter die gute Saat; und jene Klage des Redlichen dient nun dem schlauen, politischen Finsterlinge zur Flamme, oder wenigstens zum Feuerstoffe gegen die bessere Saat. Er trägt diese Klage im weitern Kreise umher; und, bauend auf die Autorität, auf das Ansehen fremder Tugend und fremder Kenntnisse, entzündet, unterhält und erweitert er das Feuer der stillern, aber kräftig fortwirkenden, Unzufriedenheit; ja, im Stillen sammelt er des Stoffes und hiermit der Mittel stets mehr, um den Schlag der Reaktion in der günstigen Stunde desto kräftiger zu führen.

Wer im G r o ß e n eine r e i n e Aufklär u n g (oder keine!) fodert; der verlangt mehr, als die Natur des Menschen gewähren kann, oder seine Bestimmung in den frühern Epochen der kei-

menden und aufstrebenden Menschheit erwarten läßt. Genug, wenn nur das Unkraut nicht überwiegt, und die Zahl der Einzelnen, die vom Geiste der reinen, moralischen Aufklärung beseelt werden, zunimmt. So gewinnt die Wahrheit, die Tugend, selbst in die großen, öffentlichen Angelegenheiten allmählig mehr Einfluß; und mächtiger, stärker ist ihre Kraft, als der bloße Beobachter sich vorstellen mag. Ist es doch, nach der Bemerkung eines Weisen, nur ein Minimum sapientiæ, wodurch bisher die Welt regiert ward! Aber — sie ward regiert. Man weiß, wie! sagt vielleicht ein Spötter. Gleichwohl, wer in das Buch der Geschichte recht hineinblickt, und ein größeres Feld, das sie vor seinen Augen entwickelt, übersieht: der wird nicht läugnen, daß die Menschheit zu einer höhern Stufe der Ausbildung gelangt ist. Nicht darauf beruht, wenn er moralisch denkt und urtheilet, seine Ueberzeugung von der steigenden Vervollkommnung des Menschengeschlechts: aber freundlich entspricht diese Ansicht der Geschichte seinem Princip; und innerlich hängt mit der genannten Ueberzeugung der Glaube an die Tugend in den individuellen Aeußerungen der Menschheit zusammen. Daher die innige Geneigtheit, da, wo etwas Besseres hervorblickt, den Flecken, der es entstellt, ir-

gend einer äußern oder fremden Ursache zuzuschreiben: eine Neigung, die freylich durch widrige Erfahrungen sehr geschwächt werden kann. Aber sollte sie in einem wahrhaft guten Gemüthe je ganz vertilgt werden können?

Indessen ist es merkwürdig und für den Beobachter des Zeitgeistes interessant, wie da und dort ein gutmüthiger Gegner des Neuern bedauernd auf die redlichen Freunde des letztern blickt, wie er sie mißtrauisch betrachtet, oder ihnen warnend zuruft:

„Ihr sehet nicht, Ihr merkt nicht, daß und wie man Euch mißbraucht! Was Ihr gegen Vorurtheile, gegen Aberglauben, Pfafferey, Mönchsunfug u. s. w. sagt und schreibet: das nimmt man auf, das ist willkommen. Aber man gehet weiter, als Ihr wollt: man braucht es, um alles Heilige, alle Religion, alle eigentliche Moral zu beschimpfen, zu brandmarken, zu entfernen."

Wie, so leicht wären diese zu verdrängen? Und wohl uns, sind nur erst jene Ungeheuer, jene Gespenster, die so oft (auch in den Augen der bessern Weltmänner) ihren tödtenden Schatten auf die schöne, gute Sache des Himmels geworfen haben,

entfernt! Für die Wahrheit, für den positiven Theil der Aufklärung läßt sich's desto muthiger und glücklicher sprechen, wenn man erst für den negativen kräftig gesprochen hat. Denn nun erst hat der Freund des Bessern eine Stütze, gegen den Aufklärling, das erfoderliche Ansehen, um mit Erfolg auch dem gewandtern begegnen zu können. Und muß man nicht erst aufräumen, wenn an einer unreinen Stätte gebaut werden soll? Wer den Irrthum, das Vorurtheil und den Aberglauben bekämpft; aus dessen Munde, aus dessen Feder muß die Wahrheit, der reine Glaube und die reine Tugend desto mehr Eingang finden.

„Ihr glaubet das, Ihr Armen, Gutmüthigen! Sehet nur zu, wie man Euern positiven Theil, wenn Ihr wirklich mit Geist und Wärme sprecht oder schreibet, aufnimmt, ob man Euch nicht für Schwärmer, für erhitzte Köpfe oder gar für Narren erklärt?"

O davor ist der nüchterne Denker, der ruhige, obgleich warme, Freund alles Bessern sicher! Und wenn auch —: hat er nicht eine stärkere Kraft, den göttlichen Schild der Wahrheit, an dem jede Insulte des Weltlings apprallt? Ja, wer darf, wer kann es dem Freunde der Wahrheit verwehren,

die reine und offene, die nackte Wahrheit vorzutragen, wenn er sie nur im Tone der Bescheidenheit und mit der offenbaren Tendenz zum Bessern darstellt? Und dieser Ton schließt nicht die Stärke, nicht die Freymüthigkeit aus.

„Probiert es nur, stellet einmal die Wahrheit offen hin, übet, befolgt Eure gepriesene Publicität, greifet auch den praktischen Irrthum freymüthig an, deckt ihn und das Laster auch in den feinern Hüllen oder in der Gestalt eines Mächtigen auf: und sehet zu, gebet wohl Acht, ob man Euch nicht bald auf die Finger klopft, ob Ihr nicht förmlich zu gefährlichen Menschen, denen man das Handwerk legen müsse, gestempelt werdet? O man will nur halbe, oder geschminkte Wahrheit!"

Und doch zeigt die Erfahrung, daß man im Lande der Aufklärung auch die Wahrheit ganz gesagt, daß man beyde Extreme gleich stark bekämpft hat: nicht der mindeste Tadel, nicht der leiseste Angriff hat darum den Sprecher der Wahrheit, den muthigen Vertheidiger der reinen, moralischen Aufklärung getroffen.

„Ja, man wartet noch zu, man läßt das noch gelten, man findet es vielleicht gar — schön,

als etwas, das seyn müsse — pro forma, oder als einen Deckmantel für gewisse Plane. Aber nimmt man denn auch wirklich davon Notiz? Macht man davon Gebrauch, für sich oder für den Staat, z. B. bey Anstellungen? Und bemerkt Ihr denn nicht, daß man im Allgemeinen eben diese Partien Euerer Reden oder Schriften sehr frostig aufnimmt, und daß Ihr Euch dadurch keineswegs empfehlet? — — Fahret nur so fort: bald wird man Euch für Sauertöpfe, die den frohen Genuß des Lebens stören, für unruhige Köpfe, die sich in fremde Dinge mischen, oder für Pedanten und Finsterlinge öffentlich erklären."

Die Prophezeihung tönt schlimm. Aber sollte da wohl nicht die Phantasie das Gemählde verfinstert, die Farbe zu stark aufgetragen, und eine, nicht ganz ungegründete, Besorgniß viel zu weit getrieben haben? Gerade dem bessern Herzen kann ja die Einbildungskraft, in gewissen Verhältnissen, einen solchen Streich spielen. Sollte sie nicht, was da und dort von Einem gelten mag, zu sehr ins Allgemeine gespielt haben, und folglich würdigen Männern zu nahe getreten seyn? Leicht dürfte man auch dem Menschen aufladen, was nur

die

die Folge oder die Wirkung der gegebenen Umstände, der vorbereitenden Zeit war. Auf diese fällt dann, wenigstens großen Theils, die Schuld zurück, wenn an irgend einer Stelle kein Würdiger steht. Und wenn sich überdieß zeigte, daß man edle Männer nicht verkennt, daß man an ihnen, wenigstens für die Masse des Ganzen, ein vortreffliches Ingrediens findet? —

„Ein vortreffliches! Gut, man sieht auch auf den Charakter. Aber sieht man darauf vorzüglich? Und faßt man ihn im rechten Lichte, als moralischen Charakter? Erklärt man nicht vielmehr das Edle oder Treffliche, was man nicht läugnen kann, als eine natürliche oder ästhetische Produktion? Noch mehr: gesetzt, man fände solche Männer nur nothwendig, um damit die Blößen Anderer zu decken, den Plan, alles Höhere, Uebersinnliche zu verdrängen, künstlich einzuhüllen, und ihn auf solche Art desto gewisser durchzusetzen!"

Diese Vorstellung von dem Plane eines Chors von Weltlingen *) sieht so düster aus, daß sie we-

*) Raisonneur's, die an der „Welt", am Sinnlichen, theoretisch und praktisch hängen. In diesem Sin-

nigstens meinem Kopfe nicht eingeht, vielleicht weil mein Herz sie zurückstößt. Aber noch einmal: warum wollten wir nicht vielmehr auf eine schönere Art unterscheiden? Mit Recht, denke ich, schieben wir selbst die Ursache von Manchem, was an diesem und jenem Einzelnen unläugbar seyn mag, auf einen äußern Umstand, auf eine frühere Umgebung zurück. Die Tugend, das wahre Verdienst vermag etwas über den Geist jedes Menschen: denn wo der göttliche Funke ganz unter der Asche steckt, da findet sich ja in der That die Menschheit nicht mehr. Auch dem Schwächern flößt die Tugend eine heilige Scheu ein; und diese beruht auf einer Achtung, die dem Verdienste, wo es auch erscheine, wenigstens einen Theil seiner Rechte sichert.

„Nun wohl, widerspräche nur der Augenschein nicht! Was soll aber der unpartheyische Zuschauer denken, wenn er sieht, wie gerade die Unsittlichen oder Ausschweifenden — ja wohl solche, die das öffentliche Urtheil mit dem Prädikate der „Lieder-

ne ist, wie man sieht, auch der Pfaffe ein Weltling; und wohl möchte es räthlich seyn, beyde — dem Princip nach, trotz einer bekannten Differenz in der Erscheinung — für Eins zu nehmen. Spricht man z. B. nicht auch „Pfaffen im Layenrocke"? — —

lichen" bezeichnet — hervorgezogen, auf eine neue Ehrenstufe erhoben oder mit neuen Einkünften begabt werden, indessen das bescheidene, aber in seinem Berufskreise sehr laut sprechende, Verdienst beschränkt und wie vergessen dahin lebt, oder von dem Orte, von der Stelle entfernt wird, wo es einen neuen, beglückenden Einfluß auf das Ganze erhalten konnte? Zeigt das einen lebendigen Sinn für das Gute, einen regen Abscheu vor dem Bösen? Jedoch diese Worte — klingen dem Ohre des Weltlings wie der Schall aus einer fremden Welt. Sey es! Aber wie muß dieses Verfahren auf die öffentliche Moral, insbesondre auf die Denkart der heranwachsenden Jugend wirken?? — Wenigstens ist klar, daß man auf das Talent, auf die äußere Brauchbarkeit oder gar irgend eine specielle Verbindung noch immer den ersten Werth leget. Was kann dabey die ächte Volkskultur, das Vaterland oder die Menschheit gewinnen?"

Wohl stände es schlimm um ein Volk, um ein Land, wo dieß Alles Statt fände! Zugegeben, daß hier und da etwas davon sich

wirklich einfinde: leidet es wohl keine mildere Erklärung? Zuvörderst wollen wir auch das Einseitige oder Uebertriebene jenes „öffentlichen Urtheils" nicht übersehen: wir kennen ja die Uebertreibungskunst gewisser Leute. Und die scheinbare Zurücksetzung eines Edlern dürfte selbst nur — scheinbar seyn, wenn z. B. vorausgesetzt würde, eben dem bescheidenen und genügsamen Verdienste möchte mit einer solchen Auszeichnung nicht gedient seyn, und wenn man späterhin dasselbe auf irgend eine Weise besonders hervorhöbe. — — Was aber den Werth betrifft, den man gewöhnlich in den Verhältnissen des Staates dem Talente als solchem, der Kenntniß und Geschicklichkeit beylegt: so bringt es ja offenbar der Gang unserer bisherigen Kultur mit sich, daß man auf das Intellektuelle einen besondern Werth setzet, zumal in einem Lande, wo das Talent durch Stupidität oder Superstition lange unterdrückt war. Schreiben doch selbst so manche Bessern, wenigstens in der Theorie, dem Intellektuellen einen koordinirten Rang mit dem Sittlichen zu; und diese theoretische Ansicht bleibt nicht ganz ohne Einfluß auf ihre Praxis. Freylich geht diese Theorie nicht tief genug ein; sie faßt das Moralische nur in der Erscheinung auf, so wie es dem menschlichen Sinne,

der ein Sittliches neben dem Intellektuellen vorausſetzet, auffällt: ſie iſt alſo wenigſtens halbe Empirie. Aus dem Standpunkte der Totalität betrachtet, d. h. in den Augen des reinen Denkers, der Gegenwart und Zukunft umfaßt, erſcheint das Talent und jede phyſiſche Kraft oder Gewandtheit ohne die Grundlage und Leitung der moraliſchen Potenz nur wie ein Meteor; und dann entwickelt ſich auch dem Auge des empiriſchen Denkers ein Nachtheil, der jeden Vortheil, den jene Kraft für die Gegenwart ſtiftete, aufwiegt oder gar plötzlich verſchlingt, wenigſtens im Fortgange des Lebens ſtets völliger und ſichtbarer überwiegt. Wie wenig iſt dieſe Total-Anſicht und dieſer Blick einer geſunden Beobachtung ſelbſt von ſo manchem ſpekulativen Kopfe gefaßt, wie ſelten recht begriffen und zur lebendigen Anſchauung gebracht! Und wir wollten es dem Geſchäftsmanne verargen, wenn er ſich dazu nur ſchwer erhebt, oder wenn ihm der Begriff auf dem Wege zur Anwendung wieder entſchwindet, zumal da gerade im Staatsverhältniſſe die Gegenwart, und folglich, in Bezug auf dieſelbe, das Talent oder der Verſtand als ſolcher, eine beſondere Rolle ſpielt? — Hier liegt die Quelle ſo mancher Mißgriffe. Allein

die wissenschaftliche Fortbildung kann nnd wird auch diesen Mißgriffen abhelfen. Indeß sey unser Auge zugleich auf das gerichtet, was jene Empirie auf eine schönere Art erklären und, insoweit, entschuldigen kann. Muß nicht eben jenem gemeinmenschlichen Sinne der Gedanke, die Foderung widrig auffallen: daß ein glänzendes Talent darum, weil es mit einem schlechten oder leidenschaftlichen Charakter sich in Einem Subjekte befindet, nicht gebraucht, oder von der passenden, ihm sonst sowohl angemessenen, Stelle entfernt werden soll? Ist ihm — dem gemeinen, aber sonst edlern Denker dieser Art — nicht vielmehr der Gedanke natürlich: man müsse jeden nehmen wie er ist, und folglich seine bessere Seite fassen, diese zu seinem Besten sowohl als zum Dienste des Staates benutzen? Und wie leicht schließt sich dann, selbst in der schönen Form eines humanen und edlern Sinnes, die Vorstellung an: ein reiferes Alter, ein weiteres Nachdenken, selbst eine Auszeichnung, etwa verbunden mit einer kräftigen „freundschaftlichen Predigt", müsse den Mann zur bessern Denk- und Lebensweise führen, müsse ihn zu neuem Fleiße, zur größern Thä-

tigkeit aufmuntern, und diese werde dann selbst auf seine moralische Ordnung, in und außer dem Hause, wohlthätig wirken.

„Fein genug! Aber darum nicht besser, wenn so vieles Andere widerspricht, und den Geist der Zerstörung, also das gerade Gegentheil, auf die widerlichste Weise darstellt. Wie empörend für jeden rechtlichen Mann, wenn das zerstörende Ferment gerade auf den Theil der Nation, welcher zum Salz der Erde, zum künftigen Leiter des Ganzen bestimmt ist, am stärksten wirkt! — Einige Züge! Man erzählt eine scandalöse Anekdote, aus dem Leben des Mannes, der mit dem Ansehen der höhern Wissenschaft, im Glanze ausgezeichneter Kenntnisse auftritt; die Anekdote wird geglaubt: sie läuft in den Kreisen der raisonnirenden Jugend umher. Man erzählt bald diesen, bald jenen lustigen Zug, aus der frühern und spätern Zeit: eigentlich Züge der Liederlichkeit, der ausschweifenden Lust. Welcher Zunder, welche Lockung für den Jüngling, den die kräftigere, aufwachende Natur und das beginnende, in der sophistischen Tendenz bald kühnere, Raisonnement schon von selbst zur Nachfolge

stimmen! — Mit dem Leben stimmt die Lehre überein. Von der Stätte aus, wo nur die Stimme der Weisheit erschallen sollte, zeigt der Sophist, wie man z. B. einen und denselben Rechtshandel (gesetzt, er sey ungerecht) verlieren oder gewinnen könne: „Meine Herren, da muß man schleifen!“ ruft er mit einer schlauen Miene; und — es wird Bon-Ton unter dem jungen, raisonnirenden Volke: „da muß man wieder schleifen!“ Eines greift in das Andre. Um so mehr gattet sich mit solchem Raisonnement die wildere Zotte und selbst die rohere Ausschweifung, zumal wenn noch da und dort jenes Beyspiel vorleuchtet, wenn der Sophist auch da als Anführer glänzt. Wild und empörend für alle Bessern“, aber willkommen dem lauernden Finsterlinge, „tritt nun die Ausschweifung selbst an öffentlichen Orten hervor. Noch mehr: von derselben Stätte aus greift der Aufklärling gewisse Nebendinge der Religion so rauh, so schimpfend an, daß nun der junge Feuerkopf, durch Mißverstand und durch seine eigne Natur noch weiter getrieben, nothwendig alle Religion verwirft. Im mittheilenden Gespräche, im Schooße jugendlicher Zirkel wird der Spottgeist fertig, und der irreligiöse, sophistische Schwätzer ganz ausgebildet. Nun

tritt da und dort ein literarischer Bube aus, und vergreift sich kühn an der Religion des Landes, an den ehrwürdigsten Symbolum der Volksreligion. Ist es ein Wunder, wenn die öffentliche Unzufriedenheit wächst, wenn selbst der ruhige Zuschauer hier überall keine Verbesserung, keine wahre Aufklärung, sondern vielmehr die schrecklichste Zerrüttung findet?"

Schlimm genug! Mögen nur diese düstern Partien nicht die Phantasie ergreifen, und die schönern Seiten dem Auge entziehen! Auch der ruhige Beobachter kann ja von dieser Zauberin leicht zu weit geführt werden. Wir wollen zuerst — entschuldigen, indem wir einen Blick auf die Zeit, wo dieser oder jener Mann sich bildete, auf seine Erziehung und den Gang seines Lebens zurückwerfen. Wir wollen mit einem kritischen Auge das Ganze umfassen, nicht bloß auf die Gegenwart, sondern auch auf eine frühere Zeit, auf die (geistlichen und weltlichen) Behörden hinblicken, die des Abergläubischen und Widersinnigen so viel zurückließen oder gar unterhielten: gaben nicht sie dieser Aufklärerey Stoff und insofern ihr Daseyn? *) Ich fürchte, es ist nicht

*) Keinem Bessern kann und soll dieß zu nahe treten!

bloß Spiel der Phantasie, es ist auch Sache der Leidenschaft, wenn nunmehr auch Mancher, dem ich sonst einen bessern Sinn gern zugestehe, so vorzüglich, so offenbar von dem Schlimmen der vorhergehenden und von dem Guten der folgenden Zeit absieht. Und was auch an jenen Geschichten wahr seyn mag: Vieles ward doch dabey übertrieben; und selbst dieß Wahre soll so vieles Bessere, wahrhaft Schöne und Glänzende nicht verdunkeln.

„Gut! — so zeige man praktisch, daß ein moralisches Princip im Ganzen herrscht. Noch eine Geschichte, von guter Hand und aus einem sichern Lande! Gegen eine Verordnung, die das Volk an gewissen Tagen zum Arbeiten anweis't, zeigen die jungen Handwerker Widerstande Der Aufstand wird bedeutend. Es wird ein Commissarius abgeschickt — ein junger Mann, der wegen seiner lustigen oder liederlichen Streiche in demselben Orte berüchtigt war. Kein Zutrauen! Das Uebel wird ärger. Einige wackere Bürger, die an dem Widerstande keinen Theil genommen hatten, suchen zu vermitteln. Das empört den jungen Helden; und er weiß es dahin zu bringen, daß gerade solche Männer am härtesten gestraft werden. Denket Euch nun den Un=

willen, den Groll, der im Stillen fortglimmt! Muß ein Subjekt dieser Art nicht selbst auf eine sonst gute Regierung, auf einen edeln, wohlwollenden Fürsten Vorwürfe oder bittern Tadel wälzen? Aber warum werden solche Subjekte angestellt? Warum werden sie gewählt?"

Ich habe schon bemerkt, wie man sich das Phänomen auf die bessere Art erklären könne, und — was man auch in Bezug auf den Einzelnen nicht vergessen dürfe.

„Man spricht von der moralischen Kultur des Volkes. Aber dringt man praktisch nicht weit mehr auf die ökonomische, auf die Kultur des Landes? Was thut man positiv für jene? Denn das Niederreißen allein frommt nicht. Was thut man z. B. für die ordentliche Feyer des Sonntags? Der Mangel an Polizey auf dem Lande, und die heillosen Folgen dieses Mangels, z. B. die krasse Wollust und ein gewisser (raffinirender) Wirthsgeist, reißen offenbar ein; wie selten findet sich Einer, der „von Amtswegen" dem Unfuge steuert, oder auch nur zu steuern wünscht? O wahrlich, wer dieß bedenkt, wer so vieles Andere dazu nimmt; dem ist es nicht verargen, wenn er geradezu denket und

spricht: es geht nicht gut; die gute Sache ist in schlimme Hände gefallen."

Es wird besser gehen: so manches Gute, was geschehen ist, verbürgt uns diese Hoffnung. Nur müssen wir unsre Erwartung nicht überspannen. Schimmernde Ideale schaffen keine Wirklichkeit. Nur müssen wir nicht vergessen, daß eine Regierung, besonders eine beginnende, sich ihre Werkzeuge nicht selbst schafft: sie werden ihr von der Gegenwart gegeben, so wie diese sie von der Vergangenheit empfing; und nur allmählig kann sie die tauglichern auswählen, oder sich bessere heranziehen.

„Was dem Bessern besonders widersteht, ist die kleinliche Abneigung und Eifersucht, die so manche sonst aufgeklärte Weltmänner gegen den Geistlichen als solchen hegen. Es war ein Held dieser Art, und zwar in einem angesehenen Amte, welcher vor kurzem öffentlich gesagt hat: „Mein Zimmer stinkt immer noch vierzehn Tage, wenn ein Pfaffe darin gewesen ist." So heißt dem Weltlinge bekanntermaßen jeder Geistliche. Unverkennbar ist eine Art von Neid, oder gar eine Dosis von jakobinischer Wuth gegen Alles, was geist-

lich heißt. Findet man Einen, dem man Kopf und Charakter nicht absprechen kann; so regt sich dieser Neid, und der Weltling ist nun sichtbar darüber verdrüßlich, daß er — nicht so ungestört schimpfen und wegwerfen kann! Daher auch das Bekannte: die Geistlichen kosten so viel, indeß ein Prediger oder ein Professor so gering, ja so ärmlich (im Vergleiche mit gewissen Andern, die wahrlich dem Staate nicht so viel leisten) besoldet ist!"

Der würdige Geistliche, der Arbeiter im Dienste der Menschheit wird sicherlich, wo er noch so weit zurücksteht, besser gestellt werden, so wie gewisse „Geistliche", die ohne ein bestimmtes Amt im Staate Hunderte und Tausende verzehrten, dahin sterben werden. Was aber jenen Haß gegen die Geistlichkeit betrifft; so bedenke man dabey: wie Vieles vorhin von Seiten der letztern, von Seiten der Subjekte sowohl als der Anstalten, zusammentraf, um in dem Herzen des aufgeklärtern Weltmannes diese Abneigung zu gründen *); und

*) Freylich ist dabey auch zu bedenken, daß im Ganzen die Studierten des weltlichen Standes um nichts besser waren; ja man dürfte auffodern, zu prüfen, ob z. B. vergleichungsweise unter den Landpfarrern nicht

wie dann dieselbe, schon im Geiste des Jünglings gewurzelt, nun mechanisch nachwirken möge. Aber es ist schon ein Zeichen des Bessern, wenn der Weltmann wenigstens da und dort den gebildetern Geistlichen unterscheidet (distinguirt); und es sieht naiv aus, wenn er sich ordentlich Mühe giebt, von den äußern Qualitäten des „Geistlichen" abzusehen. So ist man doch auf dem Wege, die Trennungen der Willkühr allmählig aufzuheben, und überall nur auf das Eine, was den würdigen Menschen bildet, zu achten.

„Möge es nur der ächte Grund seyn, was einer solchen Distinktion zum Grunde liegt! Denn wie viel gewännen wir damit, wenn sie allein auf den hellern Kopf gebaut wäre? —

mehr würdige oder redliche, als unter den Landbeamten seyn mochten? — Unglaube oder Indifferentismus, zumal bey einem sonst gewandtern Kopfe, zeugt nur desto mehr Unheil: er entfesselt den Tieger in des Menschen Brust, indeß der Aberglaube, besonders wenn auch das Gewissen noch da und dort durch eine Umgebung aufgeregt wird, denselben immer in einigem Grade noch bindet. — Fällt ein Theil der Schuld überall auf eine frühere Zeit zurück; so blicke man um so mehr dankbar auf eine schönere Gegenwart.

Mit dem Hasse gegen das Geistliche hängt offenbar, bey so Manchen, eine Abneigung gegen das Religiöse und insbesondre gegen das Christliche zusammen. Springt diese nicht selbst aus dem Eifer hervor, womit man da und dort alle frommen Denkmahle der Religion, Kreuze, Kapellen u. s. w. von den Straßen und Feldern entfernt. Eine Thatsache, aus der neuesten Zeit! Indem ein Tapferer dieser Art mit seinem Amtsdiener umher gehet, erblickt er nahe an einem Dorfe, das noch in seinem Bezirke liegt, ein hohes und starkes Kreuz *), das die Gemeinde gegen seinen Befehl noch nicht niedergerissen hat. Zürnend auf die Ungehorsamen, legt er nun, gemeinschaftlich mit dem besagten Diener, selbst Hand an: sie drücken, sie schieben — das Kreuz fällt, und — da liegen sie, beyde im Koth! — Darüber entstand eine Freude unter den Bauern, das ward umher getragen, und Ihr könnet denken, was dabey das Ansehen des Amtes gewann! — Zu diesem Eifer gesellt sich eine Härte, die stark an den alten Despoten-Ton erinnert. Unser Mann tritt in die Stube eines Bauers; rasch fragt er dessen Knaben, ein kräftiges Naturkind

*) Die bekannte Vorstellung des Gekreuzigten!

von etwa 4 oder 5 Jahren: wo ist dein Vater? — „Was gehts dich an?“ erwiedert der Junge, dessen muthige Natur gegen den Ton und die Miene des Fragenden aufstand. Die Mutter erzählt, der Vater sey nach . . . . wallfahrten gegangen. Gegen das landesherrliche Verbot? Er schmäht“ (mit Recht gegen den Ungehorsam, oder die unsittliche Blindheit)“ und ruft, indem er geht, dem Knaben zu: sag deinem Vater, er sey ein rechter Spitzbub! — „Du bist auch einer!“ ruft ihm der Junge nach. Ihr begreift, wie auch dieß weiter erzählt wurde, und welchen Eindruck es, wohl auch mit einer Dosis von gröberm Witze gemischt, machen müsse! — — Die Raschheit, womit man jene Symbole des Heiligen wegnimmt, gehet so weit, daß man auch die Warnungssäulen (Denkzeichen irgend eines Unglücks oder einer schrecklichen Unthat rc., zur Belehrung für das Volk, und zur Schärfung oder Weckung seines moralischen Gefühls) überall entfernt: also eben das, was zur Kultur des Volkes trefflich dienen könnte, was sicherlich bisher nicht ohne wohlthätige Einwirkung auf den Volkssinn gewesen ist! Und ließe sich von jenen Symbolen keine besserer Gebrauch machen? Könnte man ihnen keine an-

dere

dere Richtung, keine schönere Gestalt geben? Ja, wohl sehen wir auch hier das Princip der Zerstörung!".

Was auch an jenen Anekdoten historisch wahr oder richtig seyn mag: ein wenig mag die Sache doch übertrieben oder, auf der andern Seite, verschönert seyn. Größere Schärfe ist gegen ein roheres Volk nothwendig; und Ehre dem würdigen Beamten, der mit Ernst auf die Befolgung höherer Befehle dringt! Etwas mehr Humanität oder freundlicher Ernst wird sich geben, so wie die Kultur des Ganzen steigt. Ist nicht Humanität ein Losungswort unserer Zeit, und ein Kennzeichen jedes gebildetern Mannes? — Den Unfug aber, der mit jenen angeblichen Symbolen des Heiligen getrieben ward, wird hoffentlich kein Beobachter, kein denkender Mann verkennen: diese Geschmacklosigkeiten, diese widrigen, den Sinn und das Herz beleidigenden, Vorstellungen, diese finstern Sitze des Aberglaubens!! Oder was thaten denn bisher eben die Behörden, für welche so etwas unmittelbar gehörte? Befolgten sie z. B. auch nur die Anweisung ihres tridentinischen Kirchenraths; daß jedes Bild, dem der Volksglaube eine wunderthätige Kraft bey-

legt, weggenommen werde?? — War auch da und dort etwas Besseres *): das Schlechte oder Mangelhafte war doch weit überwiegend. Ist nun dieses entfernt, so kann in der Folge etwas Besseres aufgestellt werden. Und wofern sich dort die Aufklärerey einmischte: kann nicht die Volkspoesie („Religion"!) des neuesten Idealismus dieser Uebertreibung und Einseitigkeit wehren, ja im Kontraste mit dieser negativen Aufklärung ein glückliches Resultat hervorbringen? Vielleicht drängt sich diese Schule bald noch kräftiger vor; vielleicht dringt sie, wenn auch nur auf

*) Z. B. eine Statue im freyen, offenen Felde, ein Symbol des schönsten und edelsten Opfers, das je für die Wahrheit, für die Menschheit blutete, und das nun, im Auge des Frommen, wie segnend über eine große Strecke, worauf etwa eine neue Fülle der Natur blühet, umhersieht. Allein wie sehr störet diesen bessern Eindruck die mönchisch-düstere Vorstellung, die noch immer so vorzüglich herrscht, und die vielleicht, schon in früherer Jugend durch einen abergläubischen oder sehr mangelhaften Religionsunterricht eingepräget, nun mechanisch wurzelt, und auch da noch wirkt, wo der freyere Kopf das Herz von einer sklavischen Achtung für den Gegenstand bereits losgebunden hat! Aber man sieht, wie sie nun gerade das Gegentheil wirken müsse. Wenn sodann gewisse Beamten sich in der Entfernung jener Denk

kurze Zeit, da und dort in die Welt, in das Leben selbst ein. Wenigstens mag dann ein Extrem das andre einschränken, so daß nun die Wahrheit in der Mitte, oder die Weisheit, die auf ihrer Bahn wandelt, desto leichter emporkommen, siegen, und ihren beglückenden Plan um so völliger in diesem Kreise der Menschheit durchsetzen könne. Nur keine — Reaktion! Denn sie hat eine natürliche Tendenz zu der entgegengesetzten Uebertreibung, sey sie dann ein Kind der Leidenschaft oder eines beschränktern Kopfes.

zeichen der Religion weit rüstiger zeigen, als sonst bey irgend einem Geschäft' im Bezirke ihres Amtes, z. B. in der Beendigung eines zerrüttenden Prozesses, oder in der Ausführung einer neuen Verordnung zum Behufe des Schulwesens: so liegt hierbey offenbar nicht allein Mangel an Religion oder (was damit innerlich zusammenhängt) an Moralität, sondern auch irgend eine mönchisch-finstere Idee, ein dogmatisch-schreckendes Bild zum Grunde. Mit Recht fodern wir denn auch von der Kirche, von den Lehrern der Religion, daß sie reinere Begriffe von Gott, von Christus u. s. w. verbreiten, und selbst die äußern Anstalten immer mehr (nach Maßgabe der steigenden Kultur) mit denselben in Uebereinstimmung setzen.

„O sie ist nur zu oft das Produkt beyder! Und schränkt die Leidenschaft nicht selbst den größten Kopf ein? — Dieß erhellet, däucht mir, auch aus der Art, wie sich gewisse Mächtige (deren Kenntnisse, deren Aufklärung und anderweitige Thätigkeit ich gern anerkenne) gegen die äußere Religion benehmen. Anstatt etwas Besseres zu thun, thut man lieber gar nichts! Die Gleichgültigkeit, die Abneigung, ja die Leidenschaft gegen alles Kirchliche ist unverkennbar, möget ihr sie dann auch erklären, wie ihr wollt. Warum richtet man nicht irgend eine Kirche (z. B. die des Hofes) besser ein? Warum beruft und besoldet man nicht Männer, die eine zweckmäßigere Anstalt zu machen oder zu unterhalten im Stande wären? Warum läßt und giebt man noch Hunderte oder Tausende irgend einem Titular-Diener, indeß der redliche Arbeiter, z. B. der Prediger beynahe darbt, oder ein Besserer, der schon da war, sich gezwungen sieht, anderswo irgend eine ergiebigere Stelle zu suchen, weil er dort als ordentlicher Mann und seinem Stande gemäß nicht leben kann? — Noch mehr! Warum erkennt man nicht, daß Niemand, der ein würdiger Mensch seyn und bleiben will, einer religiösen oder moralischen

Stärkung entbehren könne? Warum begreift man nicht, daß, soll je die (ächte, religiöse oder sittliche) Aufklärung gedeihen, das Beyspiel von Oben vorleuchten müsse, und daß eben dadurch das Vertrauen und das öffentliche Ansehen zum Besten so mancher an sich guten, ja zum Theile trefflichen, Verordnungen bey der ganzen Nation steigen würde? Nein, man sieht nicht (oder doch nicht hinlänglich) ein, wie man der guten Sache, sofern diese wirklich der Zielpunkt ist, oder — sich selbst schadet. Man nimmt nur halbe Maßregeln, bey allem Gerühme von einer weitern, umfassenden Ansicht, von einem Total-Blicke!"

Kein nüchterner Denker wird so etwas vertheidigen, wo es immer Statt finde. Nur fodre man auch von dem Staatsmanne nicht zu viel. Was soll er für das Kirchliche thun, wenn selbst der Vorsteher (irgend einer Kirche) zum Bessern keine Hand bietet? Fürwahr, es gereicht einer weltlichen Behörde schon zur Ehre, wenn sie manchen Mißbrauch, so manchen Unfug, der offenbar (wie z. B. einige sogenannte religiöse, bloß mechanische Umgänge) das Wesen der Religion störte, muthig entfernt, wenn sie

da und dort einen Auswuchs, eine Frucht des alten, unter einer christlichen Maske fortwuchernden Heidenthums wegschneidet, zum reinen Christenthume aufruft, oder wenigstens im Allgemeinen eine kräftige Anweisung zu dem giebt, woran Jedem, der Mensch ist, also auch dem Staate liegt, und ohne das eben darum kein Staat lange bestehen kann! Uebrigens kann ja der Fehler auch bloß im Kopfe liegen: was vom gebildetern Manne zum Theil oder dem Grade nach gilt, wird unvermerkt wieder zur Totalität hinaufgesteigert; denn unläugbar ist es doch, daß ihm die äußere Religion weniger Bedürfniß ist. Freylich sehen wir an dieser Totalität nicht die schöne Idee, welche dem Weisen vorschwebt, und die ihn, wenn er damit beobachtend oder handelnd ins (äußere) Leben herabsteigt, zu bessern Resultaten, zu edlern Schritten leitet. Offenbar ist dieselbe nur ein Kind des Verstandes, und zwar in einer beschränkten, individuellen Sphäre. Allein was diesen Mißgriff, diese einseitige Steigerung nicht wenig befördern mag, ist der Kontrast, der in Absicht des Kirchlichen der Religion zwischen dem, was ist und was seyn sollte, so oft sich äußert, und der nun — vorausgesetzt, daß man überhaupt ein Moralisches anerkenne — dem Au=

ge des Verstandes selbst begegnet. Was könnte ich auch, denkt dann etwa der gebildetere Weltmann, für meinen Geist, für mein Herz dabey gewinnen?

„Immerhin gelte diese mildere Erklärung von Einigen: gilt sie aber von Allen, gilt sie auch nur von der Mehrheit? Offenbar, betrachten wir so manche laute Aeußerungen, ist es ein Princip dieser Herren: „Die Religion und die „Geistlichkeit sey eine Last des Staates, „ein nothwendiges Uebel, so lange das Volk, „der Pöbel daran hänge; sey höchstens ein nöthi„ger Kapzaum für die rohere Leiden„schaft, bis sich eine Nation zur Aufklärung „und Kultur erschwinge: eben darum müsse der „Staatsmann allmählig und immer mehr darauf „hinarbeiten, die Religion entbehrlich zu „machen, zu antiquiren, zu verdrän„gen." Thut man diesem Princip zu viel, wenn man es teuflisch nennt? Und welchen Mangel an Kenntniß der Menschheit, an Kenntniß des Volkes und — des eigenen Selbst's verräth diese Denkweise! Nackter und beschränkter hat sich wohl die Aufklärerey nicht gezeigt, als in dergleichen Raisonnements über die Religion. Und der Auf-

klärling bewährt nur seinen moralischen Rohsinn, wenn er etwa noch im Tone des spottenden Stolzes und der Schadenfreude beysetzt: so entzieht man dem Pöbel seinen Popanz, so verstopft man dem Pfaffen seine Goldquelle! — Sey es, daß hier oder dort Einer nur durch eine unglückliche Konjunktur des Aeußern (vielleicht wie Diderot) zu jenem Grundsatze verleitet ward; sey es, daß bey diesem, wie man sagt, der Fehler bloß im Kopfe liege: so hat doch gewiß ein solcher Held in Ansehung des Wichtigsten keine Stimme; und wehe dem Staate, wo er Einfluß gewinnt! Aber bey so vielen Andern leuchtet aus der Bitterkeit, womit sie über alles Religiöse und Geistliche absprechen, ja selbst aus ihrem öffentlichen Wandel hervor, daß sie, um mit dem Heiligen des Evangeliums zu reden, das Licht (die Wahrheit, die Religion, und folglich auch Christus) hassen, weil ihre Werke böse sind, weil die Religion bald da bald dort, selbst in einer — mangelhaften äußern Anstalt, ihnen etwas Höheres vor das Auge führt, ihr Gewissen aufregt, sie an eine Pflicht erinnert, und die erschlichene oder erheuchelte Ruhe ihres Gemüthes stört. Und selbst der Feinere, der irgend einen politischen Lappen von „Religion", von „rei-

nem Christenthum", von „sittlicher Volkskultur" aushängt, soll uns nicht länger täuschen: wir wissen ja seinen Wandel, und — sehen, wie sein Plan sich entwickelt! Geht man nicht rasch, planmäßig fort? Nachdem man das Mönchthum zerstört *), die Ordensgeistlichkeit aufgehoben und dem nahen Tode übergeben hat, geht nun der Gedanke sichtbar dahin, auch die Weltgeistlichkeit — erst zu beschränken, und dann — aufzuheben. Desto besser, denkt man, wenn der Klerus sich (in der Folge) selbst aufhebt! Vortrefflich stimmt zu diesem Plane der neueste Vor-

*) Mit Recht! Denn was nicht ganz natürlich ist, was, wie ein geistiges oder geistliches Treibhaus, der Natur von irgend einer Seite Gewalt anthut: das kann und soll nicht dauern. Der Nutzen, den es ehemals im Kampfe mit der rohen Natur oder im Gegensatze mit dem andern Extreme stiften mochte, ist nun dahin; und so wie die Kultur fortging, trat der Nachtheil hervor, auf mehr als Einer Seite. Auch hier bewährte die Erfahrung, was die Vernunft als nothwendig für jede Zukunft aussagt. — Was aber den politischen Grund betrifft, den irgend eine profane Opposition, z. B. ein „Dietrich von Plieningen" für die Fortdauer der Klöster vorbringen mag: so verräth derselbe (nach meiner Ueberzeugung) eben so viel Stumpfheit des Geistes, als Rohheit oder eigennützige Tendenz.

schlag, die Geistlichkeit in Baiern zu besolden: jedem Pfarrer 500, höchstens (zur Aufmunterung!) 800 fl.!! Welcher bessere Jüngling möchte noch in diesen Stand treten? Wie könnte der Pfarrer das ihm nöthige Ansehen (zumal dem, sonst mit ihm auf der Linie der Gleichheit stehenden Beamten gegenüber) in den Augen des Volkes behaupten? Wie könnte ein Edler der Wohlthäter seiner Gemeine seyn, wie der Geschicktere mit dem Geiste seiner Zeit fortschreiten, ja, wie möchte sich jeder Würdige die nöthigen Hülfsmittel anschaffen?" —

Und, setze ich bey, wie dürfte der Freund des Bessern da, wo einmal diese Einrichtung gemacht wäre, je hoffen, daß (früher oder später) der Todfeind aller höhern und bleibenden Reform des katholischen Klerus verschwinden würde? Nie, was man auch sagen und thun mag, wird man ohne die Entfernung dieses Radikalübels — wer kennt es nicht? — eine edlere und dem Bedürfnisse der Menschheit, dem Bedürfnisse der höhern Kultur entsprechende Geistlichkeit erhalten. Hier besonders, in den fanatischen und politischen Vertheidigern des Cölibats, zeigt sich die Empirie in ihrem vollen Glanze, d. h. in ihrer ganzen Dürftigkeit, trotz

jedem Schimmer ascetischer Floskeln oder sophistischer Raisonnements. Selbst jeder wahre Beytrag zur Veredlung des Klerus ist mittelbar eine Vorbereitung zur endlichen, von so vielen Edeln gewünschten Besiegung eines Ungeheuers, das nur derjenige verkennen mag, welcher die Natur und die schrecklichen Folgen des Uebels nicht kennt, entweder weil ihm die Gelegenheit zur nähern Beobachtung desselben entzogen war, oder weil sein stumpferer Sinn nur über die Oberfläche schielend, und vielleicht getäuscht von der Außenseite des schlauern Pfaffen *), hinglitt. Jede wahre, umfassende Bildung der jüngern Geistlichkeit führt näher zu diesem Ziele: darauf baut der Freund der Menschheit seine Hoffnung. Kein Wunder, wenn jener Vorschlag besonders aus diesem Grunde so manchen Bessern beleidigt oder gar empört hat! Indessen, so beschränkt das neue Projekt von mehr als einer Seite seyn mag: darum soll jedoch das Princip einer bessern Einrichtung

*) Daß aber ja der Weltling nicht wähne: dieß gelte jedem Geistlichen! Er begreift freylich nicht, wie man mit einem gefühlvollen Geiste (und das schöne Ideal der Liebe, des ehelichen Lebens vorm Auge) gleichwohl derselben aus einem edlern Triebe — unter diesen Umständen — muthig entsagen könne!

überhaupt, wovon dasselbe ausgeht, und selbst so manches Treffende in der Ausführung (Darstellung) nicht verkannt werden! Und kann das Mangelhafte daran nicht ebenfalls im Kopfe, in einer unglücklichen Spekulation seinen Grund haben? Wer berechtigt uns, diesen Grund im Herzen, oder in einem geheimen Hasse der Religion aufzusuchen? Wer berechtigt insbesodre den Mann, welcher schon jetzt für die Pfarrer Baierns eine „Rumfordische Suppenanstalt" *) errichtete, so geradezu und so bitter gegen den Verfasser des Vorschlags auf einen geheimen Bund anzuspielen, der seit längerer Zeit und schlau auf die Unterdrückung der Religion, der Geistlichkeit u. s. w. losarbeite. Zugegeben, daß der Ungenannte gegen jenes Projekt manches Richtige bemerkt, manches Treffende gesagt habe; so finde ich doch wahrlich in solchen Ausfällen kein Heil: wie leicht verstoßen sie wider die Wahrheit, wider die Gerechtigkeit gegen den Einzelnen, und wie rasch ergreift sie der Partheygeist!! Ja, gewissen Pfaffen und Finsterlingen waren diese Ausfälle willkommen! Wer möchte aber zu dem Gespräche, zu den Lästerungen dieser Leute Stoff liefern? Auf-

*) München 1803 und 1804 (2t. Ausg.)

fallend war mir besonders, was der Verfasser als Motto aus Voltaire's Schriften angeführt hat: eine Stelle, worin derselbe Friedrich II. lobt, „daß er mit Aufhebung der Mönche angefangen habe; denn seyen einmal diese weg, so werde der Irrthum, die christliche Religion, von selbst fallen." Außerdem, daß ein Denker oder Dichter, wie Voltaire, von dem Christenthume keinen reinen Begriff hatte, da wohl in seiner Ansicht dasselbe mit dem Mönchthume verwachsen seyn mochte: wie könnte ein würdiger Lehrer der Religion, ein Kenner der Religion und der Geschichte, je behaupten, daß die Mönche — zugegeben, was auf die besagte Weise für die Kultur des Ganzen geschehen ist, und was Einzelne als würdige Menschen noch in der Folge gethan haben — die Stütze des Christenthums waren, oder daß ohne sie dasselbe nicht sicher fortdauern könne? Bedauernd überlassen wir eine solche Behauptung einigen Schweizer-Deputirten vom neuesten Schlage, die freylich keinen Anstand nehmen, sich damit vor dem ganzen Europa, vor allen denkendern Zeitgenossen lächerlich zu machen: aber mit Unwillen blickt der Freund des Bessern auf sie, wenn es ihnen, durch eine unglückliche Reaktion

des Zeitgeistes, zur Schande ihrer Nation gelingt, die Mehrzahl der Stimmen für den heillosen Plan zu gewinnen *). — Der Seitenhieb, den jenes Motto enthält, ist um so unbilliger, empört um so mehr jeden ruhigen, aber warmen Freund des Bessern, da unsre Regierung gerade mit der Aufhebung der **Bettelmönche** begann, selbst zur Freude aller Bessern, die ein feindliches Schicksal in diesen Stand geworfen hatte: wie ganz anders hat in der neuesten Zeit eine gewisse Finanzkunst gehandelt, und zwar in einem deutschen Lande, wo man so etwas, nach einem andern Verhältnisse,

*) Die Schande, welche vor dem Gerichtshofe der richtenden Mit- und Nachwelt wenigstens diese Mächtigen träfe, würde um so größer seyn, da kürzlich in der Schweiz selbst eine treffliche Schrift gegen das Mönchthum (nach den Auszügen, die uns mehrere Zeitungen davon lieferten) erschienen ist. — Ein sehr würdiger Mann, der ehemals im Rathe dieser Herren saß, hat mir gesagt, was eigentlich die Fortdauer der Klöster stützt: 1) einige **katholische** Familien ziehen theils **unverzinslich**, theils **sonst auf einem indirekten Wege Geld aus den Klöstern**; und 2) einige **protestantische** Herren wünschen die Fortdauer derselben, **damit die katholischen Kantone nicht so blühend und mächtig werden, als die protestantischen**. Gott, welche Politik!!

gar nicht erwarten konnte! — Haben auch in unserm Vaterlande Mehrere, denen die Gerechtigkeit sonst eine mannigfaltige Kultur nicht abspricht, keinen würdigen oder reinen Begriff von dem Christenthume, und begegnet uns zuweilen auch da, wo sich der vergleichungsweise reinere Religionsbegriff findet, eine Beschränktheit oder ein Mangel an Energie für die höchste und schönste Angelegenheit des Menschen; so nehme man zusammen, was uns diese Erscheinung so natürlich erklärt, und eben daher auf das Ganze bey einem Blick auf die schönern Seiten der Gegenwart und auf die Hoffnungen der Zukunft, ein milderndes Licht wirft: den natürlichen Gang der Kultur, die frühern Begriffe, die Macht der Gewohnheit, den langen Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, und etwa eine besondre, geheime Verbindung, die sich im Kontraste mit der herrschenden Pfafferey, mit der Politik des Obskurantismus u. s. w. (also im Schooße des Hasses gegen dieselben) ausbildete; das gemeinschaftliche Leiden, die gegenseitige Mittheilung, Aufmunterung; die, in diesen Verhältnissen so natürliche Tendenz zur (theoretischen) Wegwerfung aller Re-

ligion u. s. w. Man bekämpfe das Einseitige oder Irrige, das unter solchen Umständen sich einschlich, und das noch immer, da und dort, nachwirken mag: aber man ziehe auch die Wahrheit nur als ein Gemeingut der Menschheit hervor! Also, in dieser Hinsicht, müsse jeder Gegensatz zwischen Kirche und Staat, und mithin auch jedes Pfaffen-Interesse verschwinden! Man bemäntle, in Absicht des Vergangenen, nicht die historische Wahrheit, sondern trete frey und offen für die gemeinschaftliche Angelegenheit auf! Die Billigkeit unterscheidet, auf jeder Seite; sie blickt auf das Bessere, und ihrem Blicke kann gewiß die bekannte, treffliche Aufmunterung des Klerus, und die schöne wiederholte Hinweisung auf den Hauptzweck (moralische Bildung des Volkes) nicht entgehen."

„Recht, man unterscheide! Aber es muß ja, wie Ihr saget, aus dem Ganzen erhellen, was eigentlich herrscht. Ihr behauptet, daß Moral und Religion innerlich zusammenhängen, und daß, wer nicht sittlich lebt, auch nicht wahrhaft vom Sittlichen sprechen könne. Soll man sich nach diesem Grundsatze die Formel erklären, die neulich irgendwo figurirte: „Unerlaubte

Aus-

Ausschweifungen werden strenge bestraft werden!" Also, ward gefragt, giebt es auch erlaubte Ausschweifungen? Und welches sind denn diese? Etwa die" . . .

Allerdings liegt dort das Nebenwort schon im Hauptworte. Aber gesetzt, eben das Mißfallen, das Gefühl des Unwillens gegen irgend eine (z. B. jugendliche) Unordnung, habe im Momente des Schreibens den Hauptbegriff dergestalt herausgehoben? — Sey es aber auch ein Mißgriff im Worte: warum sollten wir darauf ein besonderes Gewicht legen, oder gar ein Wort zur Zielscheibe des Spottes machen? Wahr ist es: ein Mißgriff dieser Art, als Folge der innern Stimmung, wäre eben so merkwürdig als komisch. Er charakterisirte den Weltling. Allein wir sahen, wie so etwas auch dem edlern Weltmanne begegnen könne. Dem Geschäftsmanne dieses Standes ist überdieß ein Mangel des Ausdrucks sittlicher Gegenstände verzeihlich, wenn das Aeußere, Empirische seine Denkkraft lange und vorzüglich beschäftigt hat. Kein Wort hier von den mancherley Fehlgriffen des Pfaffen, des unwürdigen Geistlichen!

Noch möchte ich hier an etwas erinnern, das schon oben bemerkt worden ist: an die mangel-

hafte Bildungsanstalt der Vorzeit für den Jüngling, der sich den Rechten, der Medicin u. s. f. widmete. Ohne reine und feste Begriffe, auftretend in dem bekannten Gegensatze mit der Theologie und — der Religion, hineingeworfen in den Strom des Lebens, und dem Zauber der Wollust, den Versuchungen der Intrigue (zumal bey einem vorzüglichen Talente) preisgegeben, konnte sich Keiner, den nicht ein besonderer Genius stützte, zur reinern Ansicht des Menschenwürdigen und hiermit zur ächten Kultur erheben. Desto mehr Achtung verdient jeder Bessere. Und solcher Würdigen, die das Schicksal, die Freundschaft und ihr eigener Wille gebildet hat, giebt es allerdings mehrere. Stößt uns aber noch immer, da und dort, etwas Unwürdiges auf; so erhalten wir einen neuen Beweis, daß die Kultur der studierten Weltlichen im Grunde nicht besser war als jene der Geistlichen. Ein Mehr auf der intellektuellen oder ästhetischen Seite dürfte leicht durch ein Weniger auf der moralischen beschränkt seyn. Doch wie könnte, was das äußere Verhältniß bestimmt, über den Menschen entscheiden? Aber der Vorschlag, den kürzlich ein denkender Kopf gemacht hat *), verdient wohl (dem Vor-

*) Grafer in seinem Archiv für Erziehung.

hergehenden zufolge) alle Prüfung: eine besondre Bildungsanstalt für die angehenden Beamten des Staats, und zwar vorzüglich in Absicht des Höchsten, Menschenwürdigen, was aller empirischen Thätigkeit, soll sie je gelingen, zum Grunde liegen muß! — Irgend ein grober oder feinerer Spott über das neue „Seminarium" (von „Beamten"!), über eine moralische oder religiöse Schule von Juristen, ist sicherlich kein Beweis gegen den Vorschlag. Genügt wohl dem Jünglinge, was er als angehender Denker aus den Magazinen der Philosophie auffassen konnte? Unterstützt von einem günstigern Genius auf dem Lebenspfade, mag da und dort Einer sich zur ächten, höhern Kultur selbstthätig fortbilden. Allein es ist die Frage, was der Mehrheit nothwendig sey, bey der natürlichen Konstitution des Jünglings, und den verführerischen Reizungen seiner Umgebung.

Fichte hat neuerlich die Idee gefaßt, eine „Weisheitschule" für reifere Männer, (im Gegensatze mit der Philosophie, wie man sie dem Jünglinge vorträgt) zu errichten. Gut, wenn sich diese Schule nur nicht vom Leben trennt, und

keinen Würdigen ausschließt! Denn die Weisheit ist so wenig, als die Philosophie, ein Privilegium einzelner Geister: sie ist, wie man weiß, ein Gemeingut der Menschen, d. h. aller, die zur wahren Bildung anstreben, oder an dem Geiste der Wahrheit Theil nehmen. Mit der bloßen Spekulation (nenne man sie auch Weisheit) und mit einer Kunst, die nur darauf beruhte, wäre der Menschheit nicht mehr gedient: so wenig, als mit den Geheimlehren eines Ordens. Die Stufe von Kultur, welche die Menschheit bereits erstiegen hat, fodert eine offene und freye Mittheilung, in Bezug auf die wichtigsten Angelegenheiten derselben, so wie diese in den äußern Sphären der Kirche und des Staates vorkommen. Indessen erhellt aus dem oben Gesagten, inwiefern diese Fichtesche Idee gegründet und wichtig ist; und wohl sind wir, nach Fichte's neuern Erfahrungen und nach so manchen trefflichen Aeußerungen in seinen Schriften, berechtigt, von seinem Geiste etwas Höheres und Besseres zu erwarten.

Schelling, in seiner neuesten Schrift „Philosophie und Religion" findet die alten Mysterien der Griechen auch für unsre Staatsmänner wichtig. „Durch Mäßigung,

Weisheit, Selbstüberwindung und Hinneigung zum Unsinnlichen soll Jeder sich bewähren; und keiner, der nicht die letzte Weihe empfangen, soll in den Stand der Staatsoberhäupter eintreten können." S. 80. Nur dürfte, was S. 78 und 79 von der „Zurückziehung vom Leibe", und „Vernichtung der sinnlichen Affekte" gesprochen wird, dem aufgeklärten Weltmanne mystisch oder gar mönchisch vorkommen. Die Religion könnte dabey nicht gewinnen, zumal bey der Stimmung, die noch immer gegen dieselbe vorwaltet.

4.

Noch einige Beyspiele der raisonnirenden Empirie. Was trübt unsre Aussicht? — Ein Blick auf die öffentliche Sittlichkeit und — Polizey.

Oben, in der Rede, ist aus einer sonst trefflichen Zeitschrift (die Mehrheit der Aufsätze, und das hervorstechende Gute in jedem Einzelnen entscheidet!) eine frappante Aeußerung über die Religion in ihrem Verhältnisse zum Staat' angeführt worden (S. 26.) Hier ein Seitenstück! „Alle Religion ist Erfindung eines poli-

„tischen Kopfs: ihr Hauptzweck geht darauf „hinaus, vollkommene Gesellschaften, aber keines„wegs (!) vollkommene Menschen zu bilden. — „Jesus war ein eifriger, redlicher Sektirer; die „Apostel wollten eine Religion bauen.“ u. s. w.

Dieses Machtwort findet sich in den „Ideen zur natürlichen Geschichte der politischen Revolutionen“ (von Saul Ascher in Berlin). M. vergl. die Allg. Lit. Z. von Halle (1804, Num. 94), wo diese Ideen, freylich nicht wegen jener Stelle, als eine gesunde und kernhafte Nahrung des Forschungs- und Beobachtungsgeistes empfohlen werden. Allein enthält die Schrift sonst vieles Treffliche; so können einzelne Stellen, wie jene, gerade um so mehr blenden: ein Umstand, der wohl auch einen kritischen Blick verdient hätte! — Nicht allein muß eine solche Vorstellung den Schwächern, vor dessen Augen nun der Schriftsteller in der Glorie des Talentes und der Kenntnisse auftritt, mächtig treffen, indem natürlich der Gedanke sich aufdrängt: „Sollte der Mann, welcher sonst so viel Wahres, so viel Treffliches sagt, nicht auch in diesem Punkte die Wahrheit gefaßt, und ein freymüthi-

ges, aber treffendes Wort gesagt haben?" — nicht allein den Schwächern oder den Halbdenker von dieser Art kann die neue Ansicht der Religion, selbst nach einem sonst schönen Zuge der Humanität, täuschen: sondern auch der gewandtere, politische Raisonneur findet daran eine neue Bestätigung seiner lange gehegten Ansicht alles Religiösen; und desto muthiger spricht er für diese, desto lauter nennt er jeden, der ihm nicht beystimmt, einen Schwachkopf oder, etwa noch mit der Miene des Bedauerns, einen gutmüthigen Schwärmer.

Uebrigens, so harmonisch die angeführten Stellen aus Ascher's Ideen und Buchholz's Aufsatz im Woltmannischen Journale sind: so findet sich doch etwas darin, was einen komischen Abstich bildet. Man vergleiche!

Auf der andern Seite ist für die gute Sache der Religion (hängt sie nicht innerlich mit der Moral und mit dem höchsten Zwecke der Menschheit zusammen?) um nichts besser gesorgt, wenn in einem neuen — politischen? — Hof-Gebete ein Mächtiger der Erde zum Sekundanten der Gottheit erhoben, oder wenn Gott dazu aufgerufen wird, er wolle oder solle gestatten, daß derselbe die

Wunder seiner Allmacht unterstü- ze („de feconder les merveilles de votre puissance“). Daß hierbey überall keine Sylbe von einer sittlichen oder christlichen Beziehung, sondern einzig die Bitte um Stärke oder Tapferkeit vorkomme: dieß mag allerdings in der Ordnung der alten und neuen Politik seyn. Allein so erhält ja das „Gebet“ eine altjüdische oder gar pharisäische Tendenz; es erhält, dem Geiste nach, eine ächtheidnische. Und wer dürfte es dem Freunde der Religion, des Christenthums und der Kirche verargen, welcher dabey mit Innigkeit, im Tone der Entrüstung ausriefe: „was ist Heidenthum, was ist Gotteslästerung, wenn es dieses nicht ist?“ — Gerade dieser (politische) Mißbrauch der Religion giebt ihren Feinden Anlaß zum Spotte, giebt dem Atheismus Nahrung, und stößt selbst die Denkkraft, den Kopf so manches Bessern dem andern Extreme zu, so daß nur eine glückliche Inkonsequenz das Herz retten kann. Welchen Eindruck müßte so etwas machen, wenn es durch die öffentlichen Blätter der Welt mitgetheilt würde, und in den Zirkeln aller Aufgeklärtern umherliefe! Welche Wirkung müßte es selbst in einem Lande thun, wo erst kürzlich der Atheismus recht

wild und kühn gehandelt hätte, und wo dessen Keime noch stark im Stillen fortwirkten, wenn auch die retrograde Bewegung des Augenblicks nun offenbar das andre Extrem hervorhöbe! *)

*) Der berühmte Karl Villers, der als Emigrant aus Frankreich sich in Deutschland trefflich ausgebildet, und seither so schön als kräftig für Kant und die Aufklärung (die weitere Ausbildung der Menschheit) geschrieben hat, — ließ kürzlich in das Journal Le Publiciste gegen seine französischen Gegner einen Artikel einrücken, worin er unter Andern sagt: „On dit dans le journal de Paris, que *l'experience de la France a gueri l'Europe de l'esprit d'innovation.*" (Man erinnere sich hierbey dessen, was vorhin über moralische und politische Schwärmerey gesagt ward!) „Je ne vois trop comment une experience mal faite pourroit dégoûter d'en risquer d'autres plus heureuses; pas plus que l'etincelle qui foudroya l'infortuné Richmann, n'a pu dégoûter un physicien de l'électricité." (Nur keine Revolution, im gemeinen Sinne dieses Wortes! Weit sicherer erlangen wir, was recht und beglückend ist, auf dem schönen Wege der Evolution — bey dem gegenwärtigen Zustande der Kultur; und gewiß wünscht ein Mann, der so schön und warm für die Reformation sprach, nur diese.) „*La raison a des droits bien superieurs à ceux de toutes les fausses experiences et de timides conclusions de l'empirisme.* C'est

Noch ein Beyspiel der raisonnirenden Empirie aus unserm deutschen Vaterlande! In der, eben

elle qui prescrit et qui prescrira encore des innovations raisonnables en Europe. *Un prince, ami de tout ce qui est grand et liberal, introduit de tout son pouvoir de telles innovations en Baviere;* une réforme se prepare pour le clergé de l'Allemagne catholique." (Das gebe der Himmel! — Man sehe Häberlin's Staats-Archiv, H. 43.) „Le parlement d'Angleterre s'occupe de l'Abolition d'un trafic infame" (des Menschenhandels. — Die Achtung aller Guten dem unermüdlichen Wilberforce!) „Voila pourtant des innovations dont s'applaudit l'humanité. *Il a eté à la mode, dans un pays ou tout est mode, de crier à tort et à travers contre la religion;* maintenant il semble qu'*on voudroit y accréditer un clabaudage pareil contre la philosophie;* cela prouve qu'aucun des deux partis n'a jamais su ce que c'etoit que religion ni philosophie, et que les esprits vulgaires ne savent sortir d'un extréme que pour se jetter dans l'extréme opposé. *Le monde,* dit Luther, *ressemble à un paysan ivre: le met—on en selle d'un côté, il retombe de l'autre.*" Sollte das nach einem weitern Fortschritte der Kultur auch in Deutschland (hier oder dort) noch zu besorgen seyn?

zuvor genannten, Lit. Zeit. (J. 1804, S. 435.) bemerkt der Recensent einer historischen Schrift: „daß nach aller Erfahrung der Himmel und die seine Absichten oft ohne ihr Wissen vollziehenden Mächte der Erde gewöhnlich nur denen helfen, die sich selbst zu helfen Hand anlegen." Also zuweilen auch mit Wissen und Willen? — fragte dagegen ein Ungenannter in der „Aurora, einer Zeitschrift" (die uns bereits, zur Ehre des Vaterlandes, so vieles Schöne und so manches Treffliche geliefert hat) „aus dem südlichen Deutschland"; und die ganze Frage, die, wie es scheint, hier ein Katholik gegen einen Protestanten aufstellt, lautet — also: „Anfrager, der zwar nicht unter die Mächte der Erde, aber zu der zahlreichen Zahl ihrer Rathgeber gehört, möchte von dem Recensenten gern erfahren, wie jene es machen müssen, um in kritischen Fällen (etwa durch seine Vermittlung!) von den Absichten des Himmels genau unterrichtet zu werden. Er würde den Regierungen, die bisher mit Wissen und Willen noch nichts für die Absichten des Himmels zu thun im Stande waren, durch einen solchen Fingerzeig den wichtigsten Dienst leisten." Nr. 64.

Was sollte man auf diese „Anfrage" wohl antworten? Oder wie soll man ihre Tendenz, ihre geheimere Beziehung nehmen? Sie persiflirt; das ist klar. Aber wen trifft, wem gilt die Persiflage, dem Wort oder der Sache, dem Recensenten oder — dem Himmel?

Unter den Protestanten herrscht bekanntlich die Vorstellung, daß sich die Theorie des Unglaubens vorzüglich in katholischen Ländern ausbilde und festsetze, weil der denkendere Kopf hier vorzüglich Stoff zum Unwillen über Satzungen der Willkühr, über den Aberglauben in seinen mancherley Gestalten, und hiermit einen Stoß zu dem andern Extrem erhalte. Zum Beyspiele wird besonders Italien angeführt. Und leicht dürfte man (wenn der Gefragte antworten sollte) auch ein deutsches Land wählen, wo etwa ein gewisser Katholicismus des Mittelalters sich am reinsten, wie seine Freunde und Vertheidiger rühmen, erhalten hatte. Die Antwort möchte also etwas unfreundlich oder stark ausfallen.

Aber, wie man sieht, der Fragende kann nicht begreifen, was denn der Himmel und seine Absichten seyn sollen! Es mag seyn, daß er vorhin den „Himmel" vorzüglich in dem be-

schränkten und düstern Bilde der Pfafferey oder — nach der Beschreibung eines Mönchs kennen lernte, und daß ihm nun derselbe (das Wort) widrig tönet, oder gar eckelhaft auffällt. Vielleicht, wenn er ein schönerer Geist ist, verwandelte er das „Himmlische", wie das „Göttliche", in eine ästhetische Floskel, in eine Redensart, wobey man sich — Nichts oder etwas recht Irdisch-Schönes denkt!

Es gab indeß gebildetere Menschen, die über den „Anfrager" nicht günstig urtheilten, indem sie an seiner Einwendung eine schlimmere Tendenz bemerkten, z. B.:

„man sieht wohl, es ist hier ein Angriff; aber man will nicht merken lassen, was man angreift";

„es ist ein maskirter Hieb des Unglaubens, der Irreligion";

„o es ist ein offener Zug der bayerischen Aufklärerey";

„der Vogel ward, wie so manche andere, im Neste des Illuminatismus ausgebrütet";

„wenigstens zeigt sich daran kein reiferes Urtheil, kein zarterer Sinn für das Göttliche";

„es zeigt sich eben so viel Einseitigkeit als Kühnheit des Urtheils: ein ächtes Produkt der schimmernden Halbkultur"!

U. s. w.

Indessen läßt sich, wie mir däucht, die Erscheinung wohl noch auf eine andere Art erklären. In der Schule des Rechtes, durch eine herrschende Lektüre, und dann praktisch in irgend einer Sphäre des Staats konnte sich der Ungenannte an die Ansicht gewöhnen: daß der Staat sich nur mit der äußern Gesetzmäßigkeit und mit den Dingen der Erde befasse. Natürlich mußte dann ihm der Gedanke sich aufdringen: was haben die Mächte mit dem Himmel und seinen Absichten zu thun? Kam noch ein leichterer Sinn oder etwas Muthwille hinzu; so war die Frage, wie sie oben steht, fertig.

Und noch herrscht ja, besonders in einigen höhern Klassen, der Wahn, daß man von den Endabsichten der Gottheit nichts wissen könne; noch ist selbst von den denkendern Köpfen die innere, ursprüngliche Einheit zwischen Moral und Religion so wenig gefaßt, und selbst neuere Denker (im Vorhofe der Philosophie) unterstützten die alte, besonders in jenen Klassen herr-

schende, Vorstellung: daß Jemand auch ohne Religion rechtschaffen seyn könne *). Dieß spricht Alles für unsern Mann. Freylich, daß er sich zum reinen, umfassenden Standpunkte der Menschheit, und hiermit zur Idee einer göttlichen Providenz, zur Vorstellung von dem Einen, was den Menschen adelt, und wodurch er die Zwecke der Gottheit erkennt und befördert, nicht erschwungen hatte: so viel springt aus seiner Anfrage, wie ich sie auch ansehe, unläugbar hervor; und insofern finde ich an seiner Darstellung allerdings einen Zug der raisonnirenden Empirie. Es ist die physische Denkweise, welche auf dem bekannten Wege allmählig entsteht, und dann herrschet. Glücklich, wo das Herz seine Rechte noch rettet, wo das bessere Gefühl dem Kopfe, dem irrigen oder einseitigen Begriffe, den Vorsprung und hiermit eine rühmliche Inkonsequenz abge-

*) „Also könnte kein Atheist ein rechtschaffener, moralisch guter Mann seyn? Ist dieses nicht die gewöhnliche Pfaffen-Behauptung? Spricht hier nicht das Standes-Interesse?" — Wem daran liegt, der sehe eine nähere Bestimmung jener Begriffe (mit praktischer Tendenz) in meinem Versuche über die Gefahren der Aufklärung, 2te Ausg. S. 423 bis 425.

winnt! Unterstützt vom reinern Herzen, gehoben von der Energie des guten Willens, wird dann auch der Denkgeist zur völligern Einsicht des Wahren gelangen.

Mit den Raisonnements der Empirie über Religion hängt immer, was man auch sagen mag, der Mangel an reinen und festen Grundsätzen der Moralität zusammen. Der wäre kein Kenner der Welt, welcher nicht wüßte, daß der Grundsatz des Eigennutzes, geschminkt oder fein, wie ihn Helvetius aufgestellt hat, noch immer in so manchen höhern Kreisen regiert, und daß selbst der Materialismus sich da und dort noch, zuweilen recht derb, ausspricht. Voltaire's Name (in Bezug auf das Christenthum) wird nun weniger genannt: aber seine Denkweise ist darum nicht viel weniger herrschend. — Sey es, daß die reinere Philosophie der Deutschen, insbesondere Kant's, hin und wieder glücklich eingewirkt habe; so ist es doch jene „französische Philosophie", welche noch immer das Uebergewicht und die Herrschaft der Welt behauptet. Helvetius bleibt, sein System beharrt, während die (zumal neuern) Systeme der Deutschen vorüberwandeln. Kein

Wun-

Wunder! Denn sein Princip begünstigt nicht allein das Interesse der Leidenschaft oder des unreinern Herzens; sondern es entspricht auch der natürlichen, gemeinen Denkweise, die sich auf dem ersten Wege der Erziehung (nach den Umgebungen einer physischen Welt) und dann besonders im Staatsverhältnisse ausbildet. An diesen zwey Punkten hat Helvez eine natürliche Haltung. Und der Spott, womit nun der Witzling die fliehenden Systeme der Deutschen verfolgt, gewährt dem Franzosen neues Ansehen: auf ihn fällt ein verschönerndes Licht, so wie der Deutsche, als Grübler und gleichwohl unstet oder handelnd wie ein metaphysischer Krämer mit Formeln, da steht. Dagegen behauptet Helvetius den Ruhm des „Praktischen"!

Und Thatsache ist es, daß sich die materialistische Tendenz bereits auch auf das neueste Philosophem eines Deutschen stützt. Die Wahrheit darf und soll genannt werden. — Eine Anekdote! Vor kurzer Zeit kam ein Meister unseres neuesten Idealismus (man nennt ihn den absoluten) in eine deutsche Residenzstadt. Der Mann hatte Lärm oder Aufsehen gemacht. Bald wurde nun, als man ihn selbst hatte, seine „Philosophie" hier

und da in einem Zirkel von Distinguirtern, Gebildetern u. s. w. mit besonderm Lobe gefeyert. — Ganz anders sprachen freylich viele Andere! — Und was man daran so vorzüglich lobte, dieß war: „weil hier die Natur gelte, weil man da nicht von Moral oder Sittlichkeit spreche, ja weil man in dieser Philosophie keine Moralität brauche"!! Dabey fielen Seitenhiebe auf zwey Männer (aus jener Stadt), die zeither muthig gegen den Obskurantismus gekämpft, aber zugleich auf reine, moralische Aufklärung gedrungen hatten: eben die, welche man kurz zuvor als aufgeklärte Köpfe pries, hießen nun Pedanten und Finsterlinge oder — Obskuranten. So charakterisirt sich, auf dieser Seite, der Zeitgeist! Wir haben indeß zu erwarten, ob nicht gewisse neuere Ausdrücke, denen es wahrlich am Tone der Strenge nicht fehlet, irgend eine Reaktion hervorbringen werden: sie bringen ja, wie man eben vorhin gesehen hat, auf Entkörperung oder — Entleibung! Nur ist, nach meiner Einsicht, sehr zu besorgen, daß der schärfere Gegner dieselben, etwa nach dem vorherrschenden Geiste des Systems, ganz anders darstelle: leicht möchte dann, trotz dem scheinbaren Rigorismus, alles Moralische (in dieser Theorie)

wegfallen. Naiv klang es, wenn kürzlich selbst ein Anhänger des besagten Idealismus (Herr Schleyermacher) in der neuen Lit. Zeit. von Jena frey und wie im Tone des Bedauerns gestand: die Moral incommodire das System, man sey mit ihr in Verlegenheit, da man nicht wisse, wo man sie hinstellen solle. u. dgl. Und ein Freund jenes Meisters, selbst ein öffentlicher Lehrer, hat muthig gesprochen: „mit der Moralität bleibe man mir vom Halse!" *). Welchen Eindruck eine solche Aeußerung, indem sie bekannt wird, hervorbringen mag? Man sehe wohl zu, wohin so etwas den Jüngliug, bey dem regern Triebe der Sinnlichkeit und bey dem vordringenden Hange zum bloßen, einseitigen Raisonnement, führen müsse! Gewiß, es wäre nicht gut, wenn diese Denkungsart Ton und — Zeichen unserer Zeit würde.

*) Treffend gegen den beschränkten Praktiker, der bey seinem einseitigen Blick' auf das Sittliche den Werth des Intellektuellen und Aesthetischen, oder selbst die Brauchbarkeit des Empirischen, übersieht! Aber welcher Mensch von zarterm Gefühle oder tieferm Blicke könnte dennoch so geradezu sagen: „mit der Moral bleibe man mir vom Halse!" ? —

Der Materialismus, wie er zuvörderst aus jener französischen Schule hervorging *), steht in einem natürlichen Antagonism (Widerstreite) mit der Grundlehre aller Moralität, mit der Lehre von der menschlichen Freyheit. Denn sein Princip ruht in dem Schooße der Nothwendigkeit. Bald nackend im Geiste der Spielerey, bald kämpfend mit der Miene des Ernstes verfolgt er das Princip der erstern. In einer Zeitschrift, die besonders für die feinern und höhern Klassen des deutschen Publikums bestimmt ist, ward kürzlich behauptet: „noch immer sey der Streit über „die Freyheit des Willens nicht entschie„den, ob es nämlich ein reines, gewolltes „Wollen (? !) giebt, oder ob dasselbe durch „die Menschheit der Triebe unwiderstehlich bestimmt „wird," (dasselbe! — wäre das ein Wollen?) „d. h.: ob unsre anmaßlich-morali„schen (!) Handlungen anders, denn als phy-

*) Noch lebt er natürlich in Frankreich, und im Gegensatze mit dem andern Extreme drängt er sich (nach mehrern neuen Produkten im Gebiete des Denkgeistes) wiederum stärker hervor. Gewiß, wenn auf dem Wege der allgemeinen Kultur öfters ein Extrem das andere beschränkt; so trifft es sich wohl eben so oft oder — noch öfter, daß eines das andere unterhält.

„sische Phänomene betrachtet werden können, „oder als reine Akte der Souverainität „des Willens?“ Wer die Welt, wer die natürliche Stimmung und das mannigfaltige Getriebe der Geister kennt, bedarf wohl keiner Bemerkung, daß und wie eine solche Darstellung der raisonnirenden Aufklärerey, wo zumal die Frivolität und die sinnliche Tendenz vordringen, Nahrung oder Stoff geben könne, ja geben müsse! Und was hilft es, wenn man beysetzt: „Es sey fern „von mir, etwas gegen das Letztere“ (die Freyheit) „sagen zu wollen; aber oft habe ich doch den „Vergleich jener Souverainität (!) mit dem „großen König Ahasverus in Göthe's „moralischem Puppenspiele kaum unter„drücken können, der sich mit seiner Allmacht pa„thetisch brüstet, indessen er von seinen Ha„man's und Esther'n, wohin sie wollen, ge„leitet wird.“ Willkommen, entsprechend ist das Letztere der Denkweise des Weltlings von jeder Klasse; und das Erstere (jene Versicherung) erscheint ihm dann um so mehr als eine bloße Floskel oder — als ein nothwendiger Ableiter gegen irgend einen vatikanischen oder politischen Blitz. Welch eine Wirkung muß nun die Anekdote hervorbringen: „So sah ich einst, daß zwey Schü-

„ler der Weisheit (!) unter sich heftig über diese „Materie disputirten; der Verfechter der Souverainität gerieth durch den Widerspruch nach Art „der Selbstherrscher (!), endlich stark in Feuer: „Kann ich hier nicht — sagte er mit aufgehobenem Stocke — das Caffee-Geschirr zerschmettern, wenn und weil ich will?“ Ruhig lauernd antwortete der kältere Gegner: „das kannst du.“ „— Nun — sagte der erstere — ich will es, „weil ich will!“ und wie Spreu flogen die Scherben umher. „Gewonnen — rief der Andere seiner Triumphators-Miene entgegen — du hast „es gewollt, nicht weil du wolltest, sondern weil du Recht haben wolltest.“

Hier, ich gestehe es, sehe ich nur ein Spiel des Witzes oder — um kein härteres Wort zu gebrauchen — des auf der Oberfläche hingleitenden Empirismus. Gern nehme ich an, daß der Verfasser dieses Artikels nicht einsah, wie so etwas die materialistische Tendenz nähren, den bessern Zweifler irre machen, und den unsittlichen Raisonneur aufreizen könne, daß er noch muthiger hervortritt, und seinen Irrthum — spielend mit der neuen Waffe, oder sie stolz und tapfer schwingend — weiter ausbreitet. Allein er selbst begriff of-

fenbar nicht, daß die Freyheit auf keinem solchen Akte der Willkühr beruht; er begriff nicht, daß sie einen tiefern Grund im Geiste des Menschen hat, und wie ihre Wirklichkeit nur bey einer schönern Richtung des Gemüths sich behauptet. Anders gestellt oder eingeleitet, könnte die Anekdote trefflich dienen, den Helden der Willkühr zu züchtigen, ihn dem verdienten Spotte preiszugeben, und zugleich die Wahrheit, die ächte Vorstellung der Freyheit, hervorzuheben *).

*) Der reinere Ausdruck des Moralgesetzes, welcher aus der neuern deutschen Philosophie hervorging, hat selbst bey so manchem bessern unserer praktisch-politischen Schriftsteller noch immer nicht so viel Einfluß gewonnen, als man ihm, um der höhern Kultur willen, wünschen mag. In Posselt's Europ. Annalen (J. 1804, St. 2, S. 174) schreibt ein Ungenannter über Bonaparte: „Daß die herrschende, „alles bewegende Triebfeder in der Seele B.'s Ehrgeiz „sey, wird Niemand läugnen, wer sein bisheriges Leben „studiert hat; eben so wenig aber wird der Kenner der „Menschen und der Geschichte läugnen, daß edler Ehr„geiz" (welche Zusammensetzung der Worte, der Be„griffe!) „das glühende Motiv der größten (?) Männer „war, die uns die Annalen der Welt zur Bewunderung „und zur Nachahmung aufgestellt haben. — Eine Leiden„schaft (?) modelt sich nach der Seele dessen, der sie

Mit dergleichen Raisonnements über Religion und Moralität hängen so manche Maximen, oder Grundsätze zusammen, die den Charakter der Empirie und hiermit der Oberflächlichkeit offenbar zur Schau tragen, aber darum nicht weniger kühn, selbst mit der Miene der Aufklärung, mit der Miene eines hellern und tiefern Blickes „in's Leben" aufgestellt werden. Es ist hier der Ort, auch davon einige Beyspiele anzuführen.

„hegt: Bonaparte's Ehrgeiz ist groß und unergründlich, „wie sein Geist. Ihn beherrschte und begeisterte, wie so „manchen talentvollen Jüngling, von seiner Jugend an „das Römerideal — und die Vorsicht scheint ihn vor „Millionen und nach einer Reihe von Jahrhunderten „ausersehen zu haben, dieses Ideal vor dem staunenden „Auge der jetzigen Welt zu erneuern." Dieß noch über den Ersten Konsul! Fragen möchte ich hierbey: war es Ehrgeiz, was die wahrhaft Großen, die Helden der Menschheit belebte? Legte nicht der Egoism gewöhnlicher Menschen dem großen Manne ihre Triebfeder bey? Und wenn Ehrgeiz die Themistokles, Alexander, Cäsar, u. s. f. regiert hat: was gewann hiedurch die Welt? — Denn nicht davon kann hier die Rede seyn, was eine höhere Providenz in der Folge (oder im Zusammenhange des Ganzen) aus den Aenderungen, welche der Ehrgeiz, die Herrschsucht u. s. w. an dem Stoffe der Welt bewirkte, noch gebildet habe. — Blicken wir indeß auf das „Römerideal", in jener schönern Periode; so zeigt

Man muß Alles erfahren. Und damit wird der Jüngling in den Strom der Wollust, in den Wirbel der Liederlichkeit hineingetrieben! Dazu ladet der Ton und die Miene des Sprechenden ein. Selbst der Stolz, womit er auf sein Leben, auf seine Erfahrungen hinwinkt, spricht den Ungebildetern an. Und mächtig, wie ein Zauberton, wirkt das Wort „Erfahrung" auf den Wißbegierigen. Erfahrung ist dem Jünglinge, der

sich, worauf der Freund des Bessern noch eine ermunternde Hoffnung gründen kann. Auch in Woltmanns „Geschichte und Politik" ist, nachdem sich der Konsul der französischen Republik zum Kaiser derselben erschwang, gegen die Schwärmerey (in politischer Hinsicht) ein treffendes Wort, und zugleich über Bonaparte manches Beherzigungs- oder Prüfungswerthe gesagt: „B. (sagt W.) begriff die Revolution in ihrem „Wesen; er entging daher den Gefahren des Lasters „und der Schwärmerey, die sich zu Genien der Re„volution aufwarfen, und unter deren Beile so viele „theuere Häupter fielen." u. s. w. Eben so spricht Hr. Buchholz daselbst (J. 1804, St. 3.) für B., indem er ihm das „Ideal einer republikanischen Monarchie" beylegt. Man werfe hier einen kritischen Blick auf das oben Bemerkte, über den Gang der Dinge in Frankreich, zurück. — Nach einer Idee unseres Kant verträgt sich der Geist des Republikanismus mit der Monarchie.

zur intellektuellen Kultur, zu umfassenden Kenntnissen anstrebt, von großem Werthe und von hoher Bedeutung. Aber gerade um so leichter fließt, bey jenem Aufrufe, die Sinnlichkeit ein; um so leichter springt, unter diesem Vorwande, der thierische Trieb vor! Und wie gerne folgt gerade hier der leichtsinnigere — in der Wurzel, im Grunde des reinen Lebens und der reinen Wissenschaft noch minder befestigte — Jüngling dem Beyspiele irgend eines ältern und gewandtern Sophisten!! Daß, wo man auf dem Wege der Unschuld, der Tugend und hiermit der Vernunft wandelt, die Erfahrung keineswegs verkürzt werden könne: das begreift der oberflächliche Raisonneur nicht; und noch dringt das Auge des Jünglings, in dieser Periode des Selbstdenkens und der erwachenden Natur, nicht tief genug ein, um den Grund der Wahrheit und den Zusammenhang der Dinge deutlich oder bestimmt zu erfassen. Selbst die Beobachtung, wie da, wo die Vernunft auf jene Art praktisch waltet, im Ganzen auch die Erfahrung (in Bezug auf Alles, was rechtlich, menschenwürdig und wahrhaft natürlich ist) sich am reinsten und völligsten ergebe, — entgeht nun dem Auge des Empirikers.

Man muß durch Schaden klug werden. Hier täuscht besonders die einseitige Beobachtung. Man hat gesehen, wie da und dort Einer, der vorhin auf dem Irrwege jugendlicher Ausschweifung wandelte, zum geachteten Manne herangereift ist. Aber man bedenkt oder begreift nicht, wie nun dieser Mann entweder eine schönere Maxime des Lebens angenommen hat, so daß er mit Unwillen, mit Bedauern auf seine Verirrung zurückblickt; oder wie, wenn er gleichgültig, vielleicht (wann ihm gerade der Kopf warm wird, prahlend und stolz darauf zurücksieht, seine ordentlichere Lebensart nur das Kind der Politik, seine Kultur einseitig und, genau betrachtet, trotz aller intellektuellen und ästhetischen Gewandtheit oberflächlich, und seine Brauchbarkeit für den Staat, für das Vaterland und die Menschheit, sehr beschränkt oder — zweydeutig ist, so daß in seinem Charakter keine Festigkeit, bey seinem Arbeiten für die Aufklärung keine sichere Aussicht erscheint. — Auch die Erfahrung muß wiederum dem sophistischen Grundsatze ihren Schein leihen: weil das, was man selbst erfahre, einen tiefern und bleibenden Eindruck mache, und weil die Klugheit nur das Produkt der Erfahrung sey!

So wenig sieht der praktische Empiriker ein, wie ganz anders die ächte, bleibende Klugheit entstehe, wie dem Jünglinge, sofern eine von der geheimen Lust erregte oder geleitete Wißbegierde die Erfahrung zu anticipiren strebt, eine schöne, moralisch begründete Rücksicht auf die Autorität, auf die Warnungen des reifern und erfahrnern Alters gebühre; ja, wie diese Wißbegierde den Kreis der Erfahrung störe, verwirre, und wie man zur Erkenntniß des Lasters, im Gegensatz' mit dem Begriffe der Tugend, und zum reinen, lebendigen Gefühle alles Schönen und Edeln keineswegs durch die — Ausübung des Lasters oder, wie der Empiriker sie nennen mag, durch die „praktische Bekanntschaft" mit demselben, gelange. Nein, auf diesem Wege lernt man nicht jede Seite des Lebens kennen!

Wer auf der Universität nicht liederlich war, aus dem wird nichts Rechtes, kein rechter, brauchbarer Mann. Und das — aus dem Munde eines (sogenannten) Idealisten vom neuesten Schlage, der nunmehr selbst als öffentlicher Lehrer — an einer Universität — angestellt ist *)! Eine

*) Warum, da sie wahr ist — da ein in jeder Hinsicht glaubwürdiger Mann sie dem Verfasser mittheilte, sollte

Aeußerung, ein Lebensprincip dieser Art, widerlegt sich wohl selbst. Aber wohl darf auch in einer Schrift von den *Zeichen der Zeit* so etwas

er diese Aeußerung nicht öffentlich bekannt machen dürfen? Ward sie doch von dem Helden, der sie that, noch überdieß sehr ernstlich und tapfer vertheidigt! Hat sich dieser Mann indeß verbessert; hat er seine Denk- oder Denkungsart geändert: so trifft ihn die Anekdote nicht mehr; ist er aber noch der alte, so — mag sie ihn treffen! Ja, sie mag ihn aufmerksam machen, und den Funken des Bessern in ihm wecken. Denkt der Unpartheyische, indem er eine solche Aeußerung liest, um so mehr über das idealistische System, über dessen Tendenz oder Zusammenhang mit dem Leben selbst nach: desto besser! *Prüfung* muß einem *philosophischen System* willkommen seyn. — Einem idealistischen Helden hat es kürzlich beliebt, von „*pfäffischen Tücken*“ (man weiß indeß nicht, gegen wen) zu sprechen. Was soll das seyn? Etwa ein Stratagem im gewöhnlichen Sinn' und Geiste des *Weltlings*! Aber wäre das *philosophisch*? wäre es *redlich*, oder zeigte es einen *reinen und freyen Blick der Humanität*? Die ächte, reinmenschliche Ansicht und Würdigung klebt nicht an irgend einer äußern Form, an einem zufälligen Verhältniß'; und — sie *unterscheidet*! Der nichtunterscheidende Angriff, wenn er dergestalt als Seitenhieb im Allgemeinen geführt wird, verräth entweder *eine Beschränktheit des Geistes* oder *Rohheit des Herzens*. Recht, den „Pfaffen“ soll er treffen;

nicht ganz unbemerkt bleiben. Und merkwürdig ist es: man deklamirt im Felde der Spekulation für reine Wissenschaft, indeß man im Leben dergestalt den krassesten Empirismus predigt!

denn eine unreine Absicht, ein böser, der Erkenntniß des Wahren oder dem Geiste der Nächstenliebe widerstrebender, Wille liegt (nach dem nunmehr herrschenden Sinne des Wortes) offenbar im Charakter des „Pfaffen", wie dann auch übrigens seine intellektuelle oder wissenschaftliche Ansicht in moralischer und politischer, in natürlicher und positiver Hinsicht beschaffen seyn mag. Und artig es, wenn dieser Idealist mit „Pfaffen" um sich wirft, und etwa hiedurch den großen Haufen (das „Volk"?) unserer Halbgebildeten gegen irgend einen Gegner zu gewinnen strebt: er, der mit seinem poetischen Christenthum und mit seinem unbeschränkten, allbefassenden Schimpfen gegen die Aufklärer dem Interesse der Pfaffen und der Verfinsterer so offenbar schmeichelt, und, indem er auf der andern Seite die Natur vergöttert, hier und da in gewissem Maße Pfaffen und Weltlinge, Finsterlinge und Aufklärlinge in seinem Interesse künstlich verbindet!! Auch diese Erscheinung, so vorübergehend sie immer seyn mag, verdiente wohl unter den Zeichen der Zeit (wenigstens im Vorbeygehen) eine besondre Auszeichnung. — Was mich betrifft, so bekenne ich frey: nie werde ich etwas Wahres und Gutes oder Brauchbares, das mir irgendwo an diesem Idealismus begegnet, ver-

Kein Wundrr, wenn dann ein tieferer Seher selbst in jenem Purismus nur einen maskirten Empirismus erblickt! Man wird, denke ich, demnach das einzelne Wahre, Schöne und Treffliche,

kennen; wenigstens bin ich mir bewußt, daß meine Aufmerksamkeit darauf gerichtet war: aber ich werde auch das Irrige und Verderbliche, das ich nach redlicher Prüfung daran finde, geradezu und so stark nennen, als die Sache oder das gemeinschaftliche Interesse der Wahrheit mir zu fodern scheint. Mag sodann der Getroffene schimpfen: immer wird es noch Bessere geben, die prüfen! — Das Auffallendste, was der Zeitgeist von dieser Seite mitbringt, ist, daß der Juvenismus (jeder bessere und gebildetere Jüngling unterscheidet sich!) da und dort, wo dieser sogenannte Idealismus sich eindrängte, nun bezaubert und hingerissen vom Reize der Neuheit, oder von gewissen, der Phantasie schmeichelnden Bildern, stolz auf den Mann herabsieht, der denselben nicht huldigt, und Jeden, der noch von einem reinen, besondern Princip der Sittlichkeit spricht, für einen — Obskuranten erklärt. Also recht harmonisch mit jenen ältern Weltlingen! Dabey spricht aber manche junge Held auch tapfer für den h. Franz v. Assis, als einen großen Spekulanten im Geiste des neuesten Systems. u. s. w. Welche Bildung, welche Geistesrichtung, für die Menschheit und das Vaterland, muß aus diesem Gewirre hervorgehen??

das an dem Produkte irgend eines Idealisten aus dieser Schule seyn mag, nicht übersehen, aber zugleich es von einer andern Quelle ableiten. — Jene Aeußerung hat übrigens eine frappante, freylich nicht ehrenvolle, Aehnlichkeit mit einem Volksurtheile, das ehemals im katholischen Deutschlande öfters gehört wurde: „die als Studenten am ärgsten ausgeschweift haben, werden die besten Geistlichen", und: „je schlimmer der Student, desto besser der Beichtvater"! Und dieß, bemerkt vielleicht Jemand hierbey, konnte von den Zöglingen der Jesuiten gesagt werden? Eine treffliche Vorbereitung zum geistlichen Stande! Sie muß wenigstens bey Mehrern Statt gefunden haben: wie hätte sonst dieses Urtheil entstehen können? Und warum hob eine solche Masse von Geisteskraft, eine solche Sammlung von ausgezeichneten Köpfen, wie dieser Orden war, überhaupt die katholische Welt auf keine höhere Stufe der Kultur empor? Zugestanden, daß sich Vieles aus dem allgemeinen Loose der Menschheit und der besondern Einrichtung des Ordens, aus seiner Abhängigkeit von einem Privatzwecke oder von einer höhern Macht u. s. w., erklären lasse: eine Hauptursache

ursache liegt doch in dem **Unnatürlichen** solcher Institute; und ihr Vortheil, ihr Nutzen für das Ganze, muß daher immer nur partiell, beschränkt und vorübergehend seyn. Mögen das diejenigen bedenken, welche das Heil der Welt noch immer in der Wiederherstellung dieses Ordens, oder in der Errichtung eines ähnlichen, sehen!

„**Er mag als Mensch für sich seyn, wie und was er will: das geht mich nichts an; genug, wenn er als Rath, Professor u. s. w. leistet, was er leisten soll.** So beschränkt und oberflächlich, und gleichwohl so kühn, so stolz hat sich der Geist der Empirie nicht bald geäußert, wie in diesem Urtheile, das besonders unter den kultivirtern Klassen noch herrschet, oder doch aus so Manchem spricht, der sonst Kultur verräth. Gestützt auf eine beschränkte, einseitige Erfahrung, über die sein Auge nicht hinausreicht, nimmt derselbe wohl gar die Miene der **Humanität** und des **Scharfsinns** an: man muß, heißt es, **unterscheiden, und den Mann nehmen, wie er ist. u. s. w. Daß im Kreise der Menschheit nichts gut heißen kann, dem nicht der (gute) Mensch zur**

Basis dient: diese Wahrheit steht, strenge genommen und als allgemeingültig, mit jenem Wahnbegriffe im schneidendsten Gegensatz'; und eben diese Wahrheit muß von allen Bessern recht erkannt und verbreitet werden, damit allmählig das Blendwerk verschwinde, welches mittelbar so weit und verderblich wirket!

So giebt es denn, genau (aus dem Standpunkte der Totalität) betrachtet, schlechterdings keinen guten Arbeiter, keinen guten Verrichter u. s. w., wo kein guter Mensch ist. Nämlich: kein wahrhaft oder sittlich guter! Denn das bekannte Spiel mit dem Worte Gutmüthigkeit und — Großmuth (wie man sie wohl gar mit der „Liederlichkeit" zusammendachte), oder mit gewissen körperlich= oder geistig = physischen Qualitäten soll im Reiche der Menschheit nicht länger geduldet werden. Wir sind, so hart auch das Wort klingen mag, noch immer halbe Barbaren, wenn uns dergleichen Eigenschaften und Vorzüge, ohne die Basis eines reinen oder moralisch gestimmten Willens, für etwas mehr als blendende Scheinmünzen gelten.

Ja, es giebt in dem Felde des Positiven einigen Unterschied, z. B. zwischen dem arbei=

tenden Rathe, welchem seine Bahn genau vorgezeichnet ist, und dem Professor, welchem sein Amt natürlicher Weise einen größern Spielraum gewährt, und dessen Charakter nothwendig bald da bald dort, von der Katheder wie durch das vorleuchtende Beyspiel im (gewöhnlichen) Leben, auf die Darstellung der Sache und die Stimmung der jugendlichen Geister einwirkt. Selbst in Ansehung des Empirischen, Historischen u. s. w. ist hier die Stellung der Worte, die Miene, der Accent, das begleitende Auge u. dgl. nicht ohne wirksamen und bestimmenden Einfluß; denn nothwendig und wie von selbst drückt sich der gute oder böse Geist, der nun einmal im Menschen lebt, durch den Lehrenden aus: wie manche Spur von diesem Lebensprincip ließe sich in den Lehrvorträgen und in dem wissenschaftlichen Princip, sey auch der Stoff noch so fremdartig, nachweisen! Offenbar kommt bey dem öffentlichen Lehrer weit mehr auf den Charakter an, als bey jenem Geschäftsmanne. Nur möge auch hier der unterscheidende Blick die partielle Differenz nicht so stark und einseitig fassen, daß eine totale daraus erwächst, oder das, was nur von einzelnen Momenten der Gegenwart und von einem bestimmten Geschäftskreise gilt, nicht auf die

ganze Sphäre des Daseyns und der öffentlichen Wirksamkeit anwenden! Ein Mißgriff, der noch immer (nach so mancher auffallenden Erscheinung im Staatsverhältnisse) selbst einem Billigern und Scharfsichtigern, indem er gerade im Unterscheiden begriffen ist, begegnet. Nicht allein unterscheidend und hier vom Geiste der Billigkeit geleitet, sondern auch umfassend auf dem höhern Standpunkte und nach den heiligen Foderungen der Wahrheit müsse unser Blick seyn! So ist der Verstand nicht ausgeschlossen, aber der Vernunft untergeordnet; und schön fällt die Wahrheit in die Mitte zwischen dem, auf die Materie oder die hervorspringendern Phänomene der Gegenwart beschränkten, Empiriker und dem, jede Schranke der Menschheit überfliegenden, Idealisten.

Wo nicht die ächte, menschenwürdige Triebfeder zum Grunde liegt, da ist keine wahre Liebe zum Amte, zum Vaterlande, da findet sich keine Thätigkeit aus Pflichtliebe. Die Kraft wirket nur, wo oder so lange die eigennützige Triebfeder sie spannt, wo man besonders — glänzen — oder „sich zeigen" kann. Im Verborgenen hingegen, wohin nur das Auge eines

Heiligen (an den man nicht denket) dringt, ist ohne die sittliche Tendenz nothwendig Trägheit, Bequemlichkeit oder eine ausschweifende, im Dienste des Eigennutzes begriffene und auf Kosten des Staats wuchernde, Thätigkeit. Allerdings können Formen, Controlle u. s. w. dem Unheile wehren: aber nur in einigem Grade und, wofern das böse Princip im Innern fortwirkt, stets weniger.

So offenbar, so nothwendig dieß ist: wie selten wird es gleichwohl bedacht, und wie wenig ist die praktische Maxime, welche sich darnach ergiebt, noch im Ganzen befolgt! — Wenn der Eigennutz, von den Staatsformen beschränkt und künstlich geleitet, in den einzelnen Zeitabschnitten die Stelle der Sittlichkeit öfters glücklich vertritt; so ist er im Ganzen doch ein sehr schlechter Repräsentant.

Dieß gilt auch von jedem Privatgeschäfte. Es ist nur Schein, was auch da für das Gegentheil spricht: ein Schein, der nur denjenigen trüget, dessen Blick nicht getragen von der Idee in die Zukunft dringt, sie ergreift und in die Sphäre der Gegenwart setzt. Hier ist, sehen wir, ächter Idealismus. Aber dem eigennützigen

Spekulanten ist natürlich auch diese Ansicht — Schwärmerey.

Auf diesem Standpunkte (der Totalität) verschwindet der bekannte Unterschied zwischen Moralität und Legalität; und diese Total-Vorstellung soll besonders gegen den Staatskünstler, der prahlend auf die letztere baut, und der erstern Hohn spricht, geltend gemacht werden. Insofern hat der „absolute Idealist" Recht, indem er den unterscheidenden Begriff von Moralität und Legalität vernichtet. Allein indem er diese Unterscheidung schlechterdings aufhebt, verkennt er die Bestimmung des Menschen, die Art und den Gang seiner Entwickelung, seiner praktisch-nothwendigen Vervollkommnung. Nicht nur dem Beobachter, sofern er auf die fließenden Momente der Gegenwart achtet, erscheint öfters eine Legalität ohne die Grundlage der Moralität; und wer, wie unser Staatsheld nur auf die Gegenwart sieht, mag jene (bis zu einem gewissen Zeitpunkte!) wirklich erkünsteln: er hat insofern Recht. Auch dem Denker, welcher die Tugend begreift, oder die Moralität, wie sie im Menschen realisirt wird, auffaßt, begegnet auf dem ersten Wege der Ausbildung eine

Moralität ohne die entsprechende Legalität: der Wille ist gut; aber aus Mangel der, nur allmählig zu erwerbenden Klugheit, Fertigkeit u. s. w. versagt ihm der gebührende Erfolg. (Populär: er meynt es gut, aber trifft es übel!) Gegründet, reell und nothwendig ist also in dieser Hinsicht ein Begriff, welcher zwischen Moralität und Legalität unterscheidet. Nur zu oft fällt dem Denker diese Trennung, indem er nun beobachtend ins Leben blickt, auf. Allein wahr ist es auch: so wie der gute Wille in seiner Linie des Handelns, d. h. auf dem Wege der Tugend fortrückt, so nimmt die Trennung ab; er macht der Mißgriffe weniger, er lernt durch Erfahrung, strengt die Denkkraft desto mehr an — um das heilige Gesetz, dem er huldigt, auch in der Außenwelt zu realisiren — und (hier gilt es eigentlich!) wird durch Schaden klug. So erscheint die Moralität zugleich immer mehr als Legalität; so tritt das Gute in seinem ewigen Bunde mit dem Wahren auch in der Sphäre der Menschheit stets sichtbarer hervor. Tugend und Wahrheit, der gute Wille und der richtig treffende Verstand, erscheinen als Eins, und durch die handelnde Menschheit wird die Idee des moralischen Universums realisirt. Kein Vollkommenes, aber doch ein

Vollkommneres! Eben so verschwindet, auf dem entgegengesetzten Wege, die Legalität immer mehr, und das Irrige geht in seinem ewigen Bunde mit dem Bösen hervor. — Auf eine Tugend, welche zum Ideale kämpfend anstrebt, sieht freylich der besagte Idealist verächtlich herab: er statuirt die Absolutheit, die nur Gott zukommt, in dem Menschen, und vernichtet eben darum nothwendig die Gottheit, wie er die Menschheit vergöttert. Ja, genau betrachtet, hebt er auch die Menschheit auf, so wie er die eigentliche Vorstellung des Heiligen und (greift seine Theorie je konsequent ein) den Glauben daran vertilgt. Denn nach der reinen, vollendeten Ansicht ist das Ebenbild ohne das Urbild, die (reine) Menschheit ohne die Gottheit nicht denkbar: es ist nur Thierheit, was dem konsequenten Denker nach Aufhebung der letztern übrig bleibt; und jede intellektuelle oder ästhetische Steigerung gewährt uns keinen Ersatz. Natürlich tritt in diesem idealisiischen System, auf der andern Seite, neben der theoretischen Vertilgung alles Göttlichen praktisch der Empirismus hervor: man setzt das „Reale" in die „Natur", in den „Genuß", u. s. w., und begünstigt eben dadurch die Lebens und Denkweise des Weltlings (des prak-

tischen Naturalisten oder, was hier Eines ist, Materialisten). Möge der Leser hiebey einen Blick auf den ersten Theil der Rede zurückwerfen! *)

*) „Warum da wieder einen einzelnen Angriff? warum keine vollständige oder besondere Widerlegung des neuen Systems?" Diese haben bereits Andre geliefert, besonders Fries, Köppen und Weiller. Auch Hr. Dr. Wegscheider hat kürzlich „über die von der neuesten Philosophie gefoderte Trennung der Moral und Religion" einige sehr treffende Bemerkungen gemacht. Mir scheint auch, bey dem gegenwärtigen Zustande der wissenschaftlichen oder philosophischen Kultur, das neue System keineswegs so wichtig und bedeutend, daß es noch einer besondern Widerlegung bedürfte. Hier ist einzig davon die Rede, wiefern es in den Zeitgeist und die allgemeine Bildung eingreift. Indem ich davon spreche, führe ich genau daraus an; und sofern ich urtheile, werden die Resultate eines längern Nachdenkens, einer redlichen und ernsthaften Prüfung, gegeben: und diese sind, wie ich hoffe, so deutlich dargelegt, daß sie jedem theilnehmenden Leser, jedem denkenden Kopfe einleuchten müssen. Mir liegt auch daran, hier (wie in einer frühern Schrift) das Wahre, was an den besondern Ansichten dieses Idealismus in Bezug auf das Wichtigste seyn mag, praktisch zu entwickeln. Freylich ist dieses Wahre nicht neu; und es ist nicht meine Schuld, wenn sich Jemanden (wie öfters mir, ich gestehe es) der Gedanke auf-

Noch, ich gestehe es, habe ich unter der katholischen Geistlichkeit keinen wahrhaft würdigen und edeln Mann kennen gelernt, der nicht dem freyen Verhältnisse zu dem andern Geschlechte ganz entsagt, und, da ihm das schöne, geordnete nicht verstattet ist, sich ganz im edeln Gefühle der Selbstaufopferung dem Besten, der höhern Kultur der Menschheit geweiht

dringt: und das Neue daran nicht wahr! Nämlich in Bezug auf die eigentliche Philosophie; denn ein Verdienst, das Schelling da und dort um die Erkenntniß oder Wissenschaft des Physischen, des Materiellen, Bedingten, kurz um die Physik haben mag, wird ja von mir — wie ich bereits anderswo gezeigt habe — keineswegs verkannt. Aber dort finde ich an seinen Ansichten so oft, indem ich ein Wahres daran leicht erkenne, theils Einseitigkeit theils Uebertreibung, und folglich bey aller Exaltation der Phantasie eine Beschränktheit des Denkgeistes. Wohl entsteht auf diesem Wege leicht, bey einem sonst gewandten Kopfe, ein glänzendes Paradoxon, das besonders den Jüngling, welchem Tiefe und Präcision fehlen, bezaubert; und selbst mancher Redliche fühlt sich geneigt, in die mystischen Worte etwas Besseres oder Gutes hineinzulegen. Immer eine schöne Seite der Humanität! Allein hier gilt: Amicus Plato, amicus Cicero etc., sed magis amica ve-

hätte; noch hat mir, dem Fragenden, kein Würdiger geantwortet: ich habe einen kennen gelernt! Immer war der Geistliche, welcher die Maxime der Ausschweifung hegte, auch in andern Punkten nicht fest und rein, kein edler und zuverläßiger Mann *).

Was die Wollust für den Geist, für die ganze Denk- und Sinnesart des Geistlichen so beson-

ritas, um der Wahrheit, um der Menschheit willen! Bey jenem Akte der Humanität ist doch immer eine wissenschaftliche Begränztheit, da aus dem Innern des Systems eine so ganz andere Tendenz hervorspringt; und mittelbar verliert dann selbst die Humanität. Woher kommt es wohl, daß selbst hier und da ein besserer und geprüfterer Mann von solchen Aeußerungen dieses Idealismus, in welchen offenbar das wahrhaft Absolute nicht spricht, mit einer Art von Mühe absieht, und dagegen andern Sätzen, die so recht metaphysisch- oder ästhetisch-mystisch klingen, etwas Besseres abzugewinnen strebt? — Ist etwa hier eine geheime Reaktion? wirkt der Unwille gegen einen gewissen Kantianismus, der, nicht geistig, nüchtern und fortschreitend (also gegen Kants Geist, aber nicht ohne einige Schuld seines Buchstabens), so manche unreife Frucht gezeugt hat, oder sonst in Gesellschaft mit einer zerstörenden Tendenz erschienen ist?

*) Wenn dieses zu hart däucht, oder wer über die sogenannte Naturehe (als eine „Nothwehre" gegen das tyranni-

ders verderblich macht: dieß ist insbesondre das Bedürfniß der **Verstellung**; ein Bedürfniß, das in seinen Verhältnissen so natürlich eintritt. Daher dann eine habituelle **Heucheley**; daher, wenn er dann auch mit einem (negativ-) hellen Kopf' im Felde der **Aufklärung** arbeitet, die **unreine Tendenz**!

Zwar der Mensch kann sich **ändern**; und insofern kann von keinem Einzelnen gesagt werden: N. N. **hat keine reinen Absichten**; sondern nur: N. N. **hatte** rc. Denn im gegen-

sche Gesetz rc.) mehr lesen will: der sehe, was in dem Anhange der Schrift **Auch die Aufklärung** rc. S. 421 gesagt ist, und beherzige besonders auch das, was eben da S. 423 zur Entschuldigung einer Schwachheit vorkommt! — „**Schon wieder eine Selbstcitation**"? bemerkt vielleicht Jemand, der eben dem Verfasser nicht wohl will (wie schon Jemand bemerkt hat.) Da meine praktisch-philosophischen Versuche — die, welche einem **größern**, obwohl **gebildetern**, Publikum gewidmet sind — auf **Einen Zweck** hinwirken; und da zuweilen in einer **spätern** erläutert oder angewandt wird, was in einer **frühern** vorkam: so ist es wohl natürlich, wenn ich darauf zurückweise; und, däucht mir, eine solche Selbstcitation ist dem Verfasser wohl zu verzeihen. Könnte es doch seyn, daß ihm, da oder dort, eine selbst schwer gefallen wäre! —

wärtigen Augenblicke kann er (vermöge seiner Freyheit) bereits ein Anderer seyn. Allein mit dieser Ansicht muß auch das Naturprincip, sofern darauf die Beurtheilung oder Kenntniß der Menschen beruht, vereinbar seyn: daß z. B. der unsittliche Geist, wenn er längere Zeit, wiewohl künstlich verborgen, im Innern fortlebt, erstarke, und dann um so gewaltiger ausbreche, und die Schranken der (bloßen) Politik niederreiße. Es giebt auch einen Charakter. Und obwohl in Ansehung der Art, wie Freyheit und Natur hier zusammentreffen, ein scheinbarer Antagonismus, und dann in Beurtheilung des einzelnen Menschen eine besondre Schwierigkeit eintritt: so ist dennoch der Werth des Einzelnen mit steigender Gewißheit erkennbar; und diese ist im Kreise des Lebens zureichend.

Daher kann mit vollem Rechte gefodert werden, daß, wer vorhin auf dem Wege der (öffentlichen oder versteckteren) Ausschweifung wandelte, erst schöne Früchte der Besserung hervorgebracht, und dadurch seine neue Willenstendenz bewährt habe. Sonst können wir ihm unser Zutrauen nicht schenken; sonst dürften wir eher den Gedanken aufnehmen: die Sinnlichkeit habe

nur eine Weise der Befriedigung mit der andern, z. B. die Wollust mit der Ehrbegierde, verwechselt. Und sollte wohl der, welcher auf jenem Wege umgekehrt *) hat, so leicht zum Führer im Lande des Lichts sich anbieten? Die Aufklärung, wie die Religion (S. 31), fodert reine Hände, oder ein schönes, größeres und anhaltenderes, Opfer der Versöhnung.

Aeußert sich aber an einem solchen Manne (Geistlichen) noch das alte Lebensprincip; steht er noch in einem zweydeutigen Verhältnisse; spottet er wohl gar über die Gegner des Cölibats, und räth er scherzend, aber ernstlich genug, dem „Klugen" ein Mädchen, eine Freundin, versichernd, daß nur der Thor sich eine Frau, ein „Eheweib" wünschen könne: so kann sich der Menschenkenner daher keine feste Stütze der Aufklärung, keine dauerhafte Besserung versprechen. Denn immer ist die innere Verbesserung die Basis der äußern. Aber wohl mag er mit Begierde jedem

*) Sich bekehrt, moralisch verbessert. Es liegt ein schöner, großer Sinn in dem Worte „Bekehrung": man trenne ihn nur von der mönchischen Uebertreibung!

Funken des Bessern entgegensehen, und ihn, so weit es die Principien einer gründlichen Menschenkenntniß verstatten, freudig aufnehmen.

Die absolute Nothwendigkeit der Moralität in Bezug auf Alles, was im Reiche der Menschheit gelingen soll, erhellt besonders im Felde der Aufklärung, der Reformation. Der Staatsmann, dessen Thätigkeit nicht vom guten, moralischen Princip hervorgerufen und belebt ist, giebt uns keine Garantie für die gute Sache der Aufklärung, wie glänzend auch gegenwärtig seine Unternehmungen für dieselbe seyn mögen. Dem Politiker fehlt mit dem reinen Sinne der feste Muth, die Energie für das Bessere im Kampfe mit dem Obskurantismus: er tritt zurück, wenn diesen irgend eine neue Wendung des Zeitgeistes begünstigt; er opfert seinem Vortheile die gute Sache auf. (Aber hat er denn je diese, wofern seiner Politik die moralische Richtung gebrach, wirklich beabsichtigt?) Sey es, daß eine Art von mechanischer Triebfeder, weil etwa früherhin sein Kopf auf die Seite des hellern Denkens gelenkt ward, ihn halte; sey es, daß

selbst das, was er bereits für das Licht gethan hat, seinen Blick auf diese Seite zurücklenke, und der Ehrgeiz selbst eine besondre Rechnung hier finde: so haben oder gewinnen wir damit noch immer keine sichere Garantie; denn leicht dürfte der Eigennutz, der immer zuerst oder vorzüglich auf die Gegenwart rechnet, auf der andern Seite das Uebergewicht finden. Möge das hier Gesagte etwas, das schon oben (in der Rede, S. 23) bemerkt ward, erläutern oder näher bestimmen! Uebrigens soll auch der rasche Aufklärer und der schwärmerische Kopf nicht von Rückschritten sprechen, wo vielleicht nur sein trüberes Auge die Ansichten der höhern Klugheit nicht erreicht. Schwer, aber doch wirklich, ist die Klugheit mit der Güte des Willens im höhern Kreise des Staats vereinbar; und besonders hier zeigt sich der Weise.

Wo ein Rückschritt im Großen wirklich geschähe; da würde sicherlich ein großer Theil der Aufklärlinge bald folgen, und seinen Ton umstimmen. Ja, wer ist sicher, wer darf behaupten, daß nicht mancher von diesen Helden (die nun z. B. so tapfer über einen ganzen Stand losziehen) noch von selbst auf das andre Extrem zurückspringen

wird? Die Anlage ist ganz dazu gemacht. Abergläubig in der Jugend, früh an gewisse Ansichten und Werkzeuge des Aberglaubens gewöhnt; als Jüngling und Mann ungläubig, wegwerfend ohne ein festes oder reineres Princip, und dabey dem freyern Geiste der Welt praktisch hingegeben — so lebt man eine Reihe von Jahren dahin: was bleibt nun dem seichten Kopfe und dem geängstigten Herzen, indem etwa das Gewissen und die Jugend-Eindrücke wieder erwachen, noch übrig, als die Rückkehr zum Aberglauben, zur Bigotterie und, um die Aufklärerey seines Mittelalters zu vergüten, Obskuration?

Wirft sich der spekulirende Eigennutz nach einer intellektuell glücklichern Erziehung auf die Seite der Aufklärung; so ist das Uebel nur ärger. Man will sich in dem, was nun gilt, „Verdienste machen" *), um desto höher zu steigen, und einen bestimmten Plan des Ehrgeizes durchzu-

*) Nämlich bloß auf der materiellen Seite, also Scheinverdienste! Denn ohne die sittliche Form giebt es kein wahres. Und das Verdienst ergiebt sich, wie die Glückseligkeit, nur der reinen Willenstendenz: ist also nur Folge, und kann gar nicht bezielt oder beabsichtigt werden.

setzen. Zu glänzen, nicht zu nützen — wie nützlich auch Manches, was er unternimmt, für die Gegenwart seyn mag — ist seine eigentliche Absicht. Opferte man vorhin der Wollust; so ist, indem man dieser klüglich entsagt, die Ehrbegierde desto unbändiger, je feiner sie vor der Hand auftritt. Bey dem Weltmanne wirkt indessen die ausschweifende Lust nicht so verderblich, wie bey dem Geistlichen. Es hat zwischen beyden dasselbe Verhältniß Statt, welches sonst in dieser Hinsicht zwischen dem Manne und Weibe sich findet: wie die Wollust das Gemüth und den Charakter des letztern tiefer angreift und verderbt, weil das Weib, um derselben sich hinzugeben, die natürlich-stärkere Schranke der Schamhaftigkeit und den Gedanken an die besondre, mütterliche Bestimmung überwinden muß; eben so greift dieses Laster (oder dieser Fehler?) bey dem Geistlichen tiefer in den Keim der Sittlichkeit ein, weil ihm dabey der Gedanke an seinen Stand, an dessen Pflicht, und die Erinnerung an die Sittlichkeit überhaupt, so wie ihm dieselbe natürlicher Weise durch seine Funktionen öfters entsteht, einen besondern Widerstand setzt. —

Der ehrgeizige Spekulant verbindet sich mit Aehnlichgestimmten. Denn zu diesen hat er eine

innere Neigung, mit diesen eine herzliche Sympathie, so lange — kein Widerstreit (Kollision) eintritt. Auch dieses Band ist zerrissen, wann der Eigennutz in Zweyen auf Einen Gegenstand trifft. Doch öfters hält es eine, etwas längere, Zeit, indem es die Eigennützigen gegen einen Dritten oder Vierten, der ihrem Plane nicht zusaget, spannt, besonders wenn eine gewisse Subordination der Verhältnisse Statt findet, so daß Einer den Andern stützt (oder „braucht"). — Der gedachte Spekulant hat eine eben so natürliche Abneigung, einen Haß gegen den Redlichen, welcher auf Tugend oder reine Sittlichkeit dringt, zumal wenn er befürchten muß, daß derselbe ihn durchsehen möchte. Ihm liegt daran, denselben als einen Schwärmer, Narren oder gar als einen Intriguanten zu brandmarken. Vielleicht findet er gut, ihn zu schonen, ihm freundlich zu begegnen u. s. w. Allein ist der Plan durchgesetzt, ist der gewünschte Posten erstiegen; dann folgt gewiß die Unterdrückung oder Zurücksetzung aller Bessern: der Heuchler tritt muthiger auf, der Pfaffengeist, der Pharisäismus entwickelt sich, und der neue, entschiedene Obskurant nimmt zugleich, um die alten Blößen seines Wandels zu verdecken, die Miene und den Ton

eines kleinlichen, pedantischen Rigorismus gegen seine Untergebenen an.

Möge das hier Gesagte kein prophetisches Wort, für irgend einen Ort unseres deutschen Vaterlands, seyn oder werden! — Leicht ist zu denken, daß, wenn Jemand, der auf diesem Pfade der Politik wandelt, unsere Zeichnung läse, selbiger mächtig gegen den Verfasser ergrimmen würde. Vielleicht schwüre er ihm ewigen Haß und, in dem gewünschten Fall', eine bittere und sicher treffende Rache. Armer Mensch, der nicht weiß oder denkt, daß ein Höherer ist, Einer, der über Königskronen und Bischofsinfeln „verfügt"! Armer Mensch, der seine eigne Gebrechlichkeit, seine Abhängigkeit von der Macht des Verhängnisses und den Launen des Zufalls vergißt, und dem keine schönere Ahndung, kein höherer Genius sagt, wie leicht der Fall kommen könne, in welchem ein Mensch den andern, anstatt Rache zu üben, brüderlich unterstützen sollte, und wo dem, welcher die letztere schwur, nur der beschämende Gedanke daran begegnen dürfte!! Aber es gelinge ihm, auch diesen Plan durchzusetzen: was gewinnt er damit? Waltet keine höhere Nemesis über ihm? Und in welcher Gestalt wird

er dastehen, wenn die, mit dem Laufe der Natur sich entwickelnde, Zukunft den Kunstschleyer seiner Politik zerreißt? Ja, ist er auch sicher, daß nicht gegenwärtig schon ein kühner Freund der Wahrheit den Heuchler entlarven wird? — — Jedoch es könnte sich auch treffen, daß der Lesende, bey dem Anblicke jener Zeichnung, vom Gefühle, von einer heiligen Ahndung der Wahrheit getroffen würde, und die Frage an sich stellte: „ist, was hier gesagt wird, nicht wahr, und meynt es wohl der Verfasser, wenn ich ihn nach dem Total-Eindrucke, nach dem Geiste seiner Schrift beurtheile, nicht gut mit der Menschheit, mit jedem Einzelnen, auch mit mir?" Ja, es könnte sich treffen, daß er, so ergriffen vom Geiste der Wahrheit, selbst zum Bessern einlenkte.

„Was, um mit Weishaupt zu reden, unter „Weltleuten" *) die Bildung des sittlichen

*) Damit hat Hr. Hofrath Weishaupt in seiner neuesten Schrift „Die Leuchte des Diogenes. Oder Prüfung unserer heutigen Moralität und Aufklärung" (Regensburg 1804) sehr viel zu thun. Er meynet, wie man leicht sieht, nicht den würdigen

Begriffs, den Sieg der moralischen Denkweise so mächtig erschwert: dieß ist besonders, auch bey manchem sonst bessern Weltmanne, die durch eine lange Gewohnheit befestigte Herrschaft der physischen Denkweise, wie zumal diese in der äußern Sphäre des Lebens als politische Denkweise sich ausbildet. Daher ein beson-

oder wahrhaft gebildeten Weltmann, Minister, Rath u. s. w., sondern den großen Theil unserer Halb- oder Einseitiggebildeten, wohl auch Bessere, deren Kopf aber, durch irgend einen sophistischen oder physischen Einfluß verstimmt, dem unverdorbenen Herzen nicht entspricht; und er setzt die Welt der Schule entgegen: dieses Wort im weitern Sinne genommen, der jede reinere Belehrung, jede wissenschaftliche und praktische Anleitung zu dem Einen, was wahr und gut ist, begreift. Weishaupt's Theorie, wie er sie besonders im Anfange entwickelt, ist Eudämonismus; und nach ihrer Konsequenz, sofern sich diese durch den herrschenden Buchstaben ausspricht, kann sie nur den „Weltgeist" begünstigen, nur die einseitige Kultur des feinern, raisonnirenden Weltlings unterstützen. Allein es tritt da und dort, in der Anwendung (wo er seine besondere Schule vergißt, oder wo ihm das Moralische im Kontraste mit dem Physischen begegnet) auch eine reinere Theorie hervor: wenigstens im Gegensatze mit den rohern Aeußerungen jener Halbkultur spricht das ächte Princip der Sittlichkeit; und so findet sich in dieser Schrift, außer den Datis einer reichen Erfahrung im äußern Kreise der Menschheit, mancher schöne Funke des

derer Hang, überall nach einer geheimen Ursache zu spähen, und nach dem Gesetz' einer Beurtheilung, die im Reiche der Physik (der bloßen Natur) gilt, die moralische That zu richten; daher eine gewisse Tendenz zum (theoretischen) Unglauben an das, was rein sittlich ist, eine Zuversicht auf Principien der Men-

Absoluten, manches einzelne Wahre und Schöne in Bezug auf den höchsten Zweck der Menschheit. Freylich ist dieß Wahre öfters zu allgemein, zu unbestimmt oder — im Tone der physischen Denkweise ausgedrückt; und der Eudämonismus kommt leider, nachdem das rohere („epikureische") System der Sinnlichkeit enthüllt und abgefertigt ist, zurück und verwandelt jenen Zweck wiederum in „Genuß". Doch indem er diesen zum „geistigen" steigert, indem er ihn so recht im Gegensatze mit dem thierischen faßt, und etwa dabey noch von Großmuth oder Edelsinn spricht, dürfte man leicht annehmen; daß dem Geiste des Verfassers hierbey eigentlich die Sittlichkeit vorschwebte, und daß nur seine Theorie, sein Buchstabe (nach dem bekannten Mißgriffe des „moralischen Eudämonismus") die Folge mit dem Grunde, das Wohlseyn mit dem Gutseyn vermischte. Immer eine merkwürdige Schrift! Zumal, wenn man bedenkt, nach welchen Erfahrungen und in welchem Alter sie geschrieben ward, und indem man sieht, wie der ehemalige Stifter eines zur Ausbreitung des Lichtes errichteten Ordens die „gepriesene Aufklärung und Moralität" unserer Zeit darstellt oder — angreift. Wem in meiner

Menschenkenntniß, die nur von jener Natur gegeben sind, und ein Mißtrauen gegen wirkliche Tugend, das sich offenbar, im Vergleiche mit der gutmüthigen Leichtgläubigkeit, als das andere Extrem ankündigt!

Schlimmer wird es, wenn die physische Denkweise auf das praktische Urtheil im Staate, z. B.

Darstellung etwas zu hart oder zu strenge vorkommt; der lese diese Weishauptische Schrift, obwohl die meinige entworfen oder größtentheils bearbeitet war, bevor mir dieselbe zukam. — Weishaupt hat eine Lieblingsidee, die, mit Rücksicht auf das Vorhergehende, hier eine Bemerkung verdient: ächte Moral ist ihm ohne den Gedanken an die Fortdauer des menschlichen Geistes nicht denkbar. Aber warum wird die Idee Gottes nicht eben so stark und bestimmt hervorgehoben? Ist diese von jenem (Gedanken) je trennbar? — Nur mit einer Art von Furcht vor den (gewissen) „Weltmännern" nennt er weiter oben seine Ueberzeugung, daß ein Gott sey. — Voltaire stritt bekanntlich für die Existenz Gottes, und verwarf zugleich die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele als grundlos, als Chimäre. Daher sagt Rousseau: „Voltaire glaubte an Gott", war kein Atheist, „aber mahlte ihn wie den Satan ab", glaubte also, nach dieser Vorstellung, nicht an Gott! Denn von dem (wahren) Glauben an Gott ist, in einem denkenden Geiste, der ächte Begriff des Göttlichen unzertrennlich. Daher findet Henke in seiner

bey Anstellungen oder Beförderungen, Einfluß gewinnt. Wie könnte hierbey eine wahre und beglückende Würdigung Statt finden?

Es wird z. B. von zwey talentreichen Männern gesprochen, wovon der eine mild, sanft, edel, und der andere rauh, aufbrausend

Allg. Gesch. der Christl. Kirche (Th. 6.) selbst an Voltaire's berühmten „Si Dieu n'existe pas, il faut l'inventer" eine Aeußerung des „Leichtsinns", ein ein Kind der Frivolität; und dieses Urtheil kontrastirt nicht wenig mit der Ansicht eines Ungenannten in einer berühmten deutschen Zeitschrift, der in jenen Worten den Gedanken eines „großen Mannes" sieht. Ja, groß würde der Mann seyn, welcher so etwas im Vollgefühle der Ueberzeugung ausspräche oder ausgesprochen hätte, mit einem Seitenblicke auf die Ansichten des Atheismus und auf die schreckenden Gestalten, welche darnach die Menschheit und die Welt umhüllen, zerstören, verschlingen würden! M. s. in dem genannten Versuche über die Gesch. der Aufkl. die Anmerkung S. 487. (Bey dieser Gelegenheit bemerke ich, daß eben da, S. 488, nach dem „Voltaire — ein edler Mann" ein Mißgriff aus meiner Handschrift die Worte wegließ: Was selbst Friedrich der Zweyte dazu sagen würde? Denn ohne diesen Satz ist der unmittelbar folgende nicht verständlich: es ist nämlich von „dessen" (Friedrichs des Zweyten) „hinterlassenen Schriften" darin die Rede.)

und ausschweifend ist; und schnell fällt das Urtheil: „ja, N. N. hat nicht so viel Feuer, sein Temperament ist nicht so hitzig"; und dabey fällt dem — feinern, aber physisch gestimmten — Denker gar nicht ein: daß wohl der erstere eben so viel, oder noch mehr, Feuer von der Natur haben dürfte; daß er aber durch eine schöne und lange Anstrengung sein Temperament gemildert, seinen natürlichen Charakter veredelt haben könnte! Die Tugend, der moralische Charakter wird verkannt oder — wie ein Produkt der Natur behandelt; und nothwendig, nach derselben Ansicht, wird das Laster (oder die unsittliche Rohheit?) entschuldigt, geschont und geduldet. Man ist „tolerant." Wer sieht nicht die Empirie und — ihre Folgen!

Es spricht jemand bey einer natürlichen Veranlassung (setzen wir) und am rechten Orte von Einem, dessen Name glänzend, dessen Verdienst aber gleichwohl nicht von jeder Seite entschieden ist, zumal indem er gerade im vorwaltenden Gegensatze mit einem Andern, dem selbst der Gegner Talent und entschiedene Herzensgüte zugesteht, betrachtet wird. Der Sprechende glaubt, die Wahr=

heit nach seiner Ueberzeugung ganz sagen zu müssen; er entwickelt gewissenhaft, vielleicht mit einiger Mühe (denn leichter fließt die Rede, wenn man physisch über die Oberfläche gleitet) jede Seite, die ihm bekannt ward; er wünscht dem Manne volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber zugleich der Wahrheit und dem Verdienste des Andern nichts zu vergeben: wie leicht mag hierbey ein Politiker, der nun einmal an die physische Denkart gewöhnt ist, ein „politisches Aber“, ein Tergiversiren, oder gar ein Schleichen und die geheime Absicht, welche künstlich auf die Untergrabung eines glänzenden Namens losgeht, erblicken! Es ist, wie man sieht, eine mechanische Tendenz, welche den Kopf, auch bey einem bessern Herzen, dergestalt lenkt; und was sonst zur Kenntniß gewöhnlicher Menschen wohl dienen mag, legt gerade hier der richtigen Erkenntniß und Beurtheilung des Menschen ein Hinderniß. Aber sicherlich wird, wenn er in der That billig ist, der Urtheilende von seinem Vorurtheile und von der Härte, womit er etwa nach seiner Ansicht den Redlichen behandelt hat, zurückkommen.

Es ist (um noch einen Fall zu setzen) von Jemanden die Rede, dem ein Gönner oder Freund

„Geist und ein großes Talent" beylegt, der aber, mündlich oder (gar) schriftlich auffallende Aeußerungen der Rohheit und der wilden Hitze gethan hat. „Wie ist es möglich, daß ein gebildeter Mann, ein großer Geist so spreche, so schreibe?" Aber rasch erfolgt die Antwort: „Ihr kalten Herren begreift nicht, wie einen Feuerkopf seine Kraft hinreißen kann!" Und der physische Raisonneur ahnet nicht, daß wohl eben die, welchen sein Urtheil gilt, von der Natur mit keinem geringern Maße der Feuerkraft ausgerüstet seyn möchten, und wie auch an ihnen diese irdische Macht, wenn keine höhere Potenz sie zurückhielte oder geordnet hätte, eben so ungestüm und zerstörend ausbrechen könnte. O es giebt eine schönere Selbstverläugnung, als — die politische!

Gern nehme ich an, daß bey dieser physischen Denkweise noch ein besserer Sinn (die Folge der bessern Gesinnung, im Vergleiche mit der schlimmern Theorie oder dem einseitigen Begriffe) Statt finde; und freudig fasse ich jede schönere Aeußerung auf, die mir etwa, hier oder dort, an Einem, der so urtheilen konnte, begegnet. Wen erfreute nicht eine solche Inkonsequenz?

Wirkte aber bey dergleichen Urtheilen der geheime Einfluß des Willens auf den Verstand; wäre es, was den Urtheilenden stimmte, die bekannte Sympathie und hiermit eine Art von Vorliebe zu dem ausschweifenden oder unsittlichen Manne, das Spiel des Egoismus, da man im Andern sein Ebenbild und (ein neuer Gewinn für die Selbstsucht, gegen die störende Warnung des Gewissens!) eine Bestätigung, eine Sanktion des bisherigen Wandels erblickt: o dann wäre der praktische Naturalist fertig; und was er auch von Legalität im Aeußern darstellen würde, bildete nur einen Schleyer der Politik, den die Zeit zur Schande des Gleisners, etwas später oder früher, zerreißen würde! —

Indessen, was nach der frühern Umgebung sich ansetzte; was in dem gegebenen Verhältnisse des Staats sich verstärkte: das wird leicht im gesellschaftlichen Verkehre befestigt. Denn eine gewisse Gleichgültigkeit in Bezug auf die moralischen Gebrechen der Menschheit entstehet leicht in diesem Verkehre, und wird selbst unter der Firma des guten Tons, als „Toleranz" und vielleicht gar als „Humanität" geltend gemacht. Was an dieser gesell-

schaftlichen Duldung recht ist, was selbst die Weisheit daran billigt und fodert, das wird — übertrieben. Und eben diese Gleichgültigkeit entspricht trefflich jener physischen Denkweise. So bildet, so erhält sich jener „Weltgeist“ (nach Weishaupt's Vorstellung) als Theorie. Indem man nach dem physischen Gesichtspunkte Alles beurtheilt, entstehen nothwendig Mißgriffe in der Beurtheilung dessen, was den Menschen als solchen betrifft. Daher z. B. die Kurzsichtigkeit, daher die Fehlgriffe deutscher Minister (nicht aller), deutscher Kriegs- und Staatsräthe, da sie nach dem Ausbruche der großen Revolution in dem französischen Volke nur ein Aggregat physischer Dinge, etwa mit einiger Modifikation, aber nicht Menschen, die auch eines höhern Gefühls und hiermit der Begeisterung empfänglich sind, erblickten; und so verdient als eingreifend war die Lektion, welche Hr. v. Archenholz damals, mehr als einmal, jenen Staatshelden öffentlich gehalten hat. Ja, es war so empörend als komisch, zu sehen, wie diese Helden stolz und verachtend auf den „Philosophen“, auf den deutschen „Gelehrten“ herabsahen, während sie halbe oder verkehrte Maßregeln, zum größten Nachtheile des Ganzen und insbesondre Deutschlands, ergriffen!

Schon auf dem ersten Wege der Erziehung, durch eine natürliche Entwickelung des Verstandes, wird die Herrschaft der physischen Denkweise vorbereitet. Nur allmählig, indem sich die moralische Anlage praktisch entwickelt, kann die sittliche Denkweise neben der sinnlichen (als Theorie oder Begriff) entstehen, sich erheben, ausbilden, und — wenn bey der schönen Fortdauer des freyen und guten Willens kein äußeres Hinderniß den Denkgeist bindet — die Oberhand erhalten. So muß im Menschen nicht nur eine moralische, sondern auch eine intellektuelle Revolution vorgehen; so wird er nicht allein klug, sondern auch gut, nicht allein gut, sondern weise: ein Punkt, der in eben dem Grade, wie man in der ächten Bildung fortgehet, (völliger) erreicht wird! Und gleichwie da, wo die Freyheit herrscht, die Natur keineswegs verkürzt wird; gleichwie durch die schöne, moralische Gesinnung, indem sie in's Leben eingeht, auch im Aeußern Ordnung und Schönheit hervorsprossen *): so wird

*) Wie sichtbar gewinnt z. B. im (wahrhaft) ehelichen Verhältnisse die Ordnung und Schönheit des Physischen durch den Einfluß des Sittlichen! Und wie auffallend ist das Gegentheil, auch physische Unordnung und Verwilderung, im entgegengesetzten Falle!! Wer

auch durch die Herrschaft der moralischen Denkweise die physische keineswegs verdrängt; sie gewinnt vielmehr — am rechten Orte.

So schön zeiget sich die wahrhaft moralische Ansicht (nicht die kleinliche des Rigoristen oder des moralistischen Pedanten) auch hier in der Mitte: zwischen der mönchischen, welche die Natur unterdrückt, oder Vernichtung des Sinnlichen fodert, und der idealistischen, welche, ohne die nähere, moralische Bestimmung, die Natur mit der Freyheit, das Sinnliche mit dem Sittlichen verschmelzt, Beyde in Eines auflös't, und dann nothwendig, indem sie gleichwohl einen bestimmten Gehalt oder Stoff für ihre Begriffe in der Anwendung fodert, überall nur ein Physisches statuirt. Auch erhellt schon aus dem Vorhergehenden, daß der idealistische

steht hier nicht die große Differenz zwischen Liebe und Wollust? — Um der Sache willen, wovon in dieser Schrift noch ein nachdrückliches Wort gesagt werden muß, sey mir erlaubt, hierbey auf eine frühere Schrift zu verweisen: „Winke über das Verhältniß der intellektuellen und der verfeinernden Kultur zur sittlichen" (München, 1802) S. 82 bis 152.

listische Raisonneur kein wahrer (also nur ein sogenannter) Idealist ist, sofern nämlich dieses Wort von der „Idee" abgeleitet wird, und diese, als Produkt der Vernunft, ohne die Thätigkeit des Willens und hiermit ohne das reine, moralische Gefühl gar nicht Statt finden kann *). Diese Thätigkeit heißt, sofern sie auf Freyheit beruht, moralisch, obwohl sie zugleich, indem nur Ein Höheres, Absolutes dem Reinhandelnden vorschwebt, religiös genannt werden muß. M. s. oben S. 7 und 17. Aber gerade diese Urthätigkeit des (freyen und dann guten) Willens wird, als Bedingung und Basis aller wahren Philosophie, von dem idealistischen Systeme mit besonderm Nachdrucke verworfen. Daher zeigt sich in diesem sogenannten Idealismus überall keine Stütze des Bessern gegen den Weltgeist, gegen die praktisch und theoretisch waltende Empirie (physische Denkweise sowohl als — Lebensweise): der Geist „dieser Welt", in dem reinevangelischen Sinne des Wortes, gewinnt vielmehr durch die materialisti-

*) Auch sind, wie aus dem bisher Gesagten erhellt, ächter Idealismus und ächter Realismus nicht trennbar.

sche Tendenz der neuen Lehre nur eine neue und vielleicht stärkere Nahrung.

Abgesehen von dem innern Grunde, worin die sinnliche oder physische Denkweise vorzüglich (obwohl, in der Zeit, nicht jedesmal nothwendig) wurzelt, der sinnlichen oder eigennützigen Lebensweise, und folglich der unsittlichen Tendenz des Willens: so haben wir die äußern Gründe der raisonnirende Empirie theils in der ersten, natürlichen Erziehung des Menschen überhaupt, vermöge der umgebenden Natur, theils im gegebenen Verhältnisse des Staates und im Geiste des gesellschaftlichen Verkehrs, nach Maßgabe einer beschränkten Kultur, gefunden.

Ward der Jüngling, indem er sich zum Geschäftsmanne heranbildete, schon früh mit sophistischer Lektüre, vielleicht mit den schimmerndsten Produkten aus der Schule des bekannten französischen Materialismus genährt; und befaßt er sich als Mann, insoweit ihm da seine Geschäfte noch einige Muße verstatten, vorzüglich mit den Kindern dieses luftigen Geistes: so wird die besagte Theorie — nur um so fester und schlimmer. Noch unterscheide ich indeß zwi-

schen Lehre und Leben. Denn obgleich, nach dem gedachten Princip der Totalität, die eine nicht ohne allen Einfluß auf das andere seyn kann; obgleich eine irrige oder mangelhafte Theorie nicht immer mit der Güte des Charakters besteht: so mag sie doch einige Zeit dabey Statt finden. Gewöhnt man sich doch in jenen Verhältnissen selbst an den Anblick des Lasters! Es entzieht sich durch intellektuelle und ästhetische Formen dem Auge; und gern, sobald es sich enthüllt, deckt man es mit diesem Firnisse zu: man entschuldigt oder heftet auf eine andere Seite den Blick, und stützt darauf seine Achtung, wie gebrechlich ohne den Grund des Einen Absoluten diese Stütze auch seyn mag. „Es ist ein guter Kopf, ein trefflicher Mann, nur ein wenig — Libertin", sagt der Eine. „Das macht nichts", erwiedert der Andere in einem Ton', als ob das wirklich — Nichts machte!

Auch daher, denke ich, können wir uns die Gleichgültigkeit erklären, die so mancher sonst gebildetere Mann in Ansehung des großen Abstandes äußert, welcher zwischen Lehr- und

Polizeyanstalten noch da und dort in unserm deutschen Vaterlande sich findet. M. vergl. S. 45. Selbst der Gebildetere ist an den Anblick des Lasters gewohnt. Man kennt die Macht der Gewohnheit! Die Unmoralität fällt weniger auf, zumal wenn sich das Laster in die Farbe der Galanterie kleidet; und der empirische Blick dringt nicht in das Innere: ja, er faßt so wenig das Weitgreifende der äußern Folgen als die innere Schändlichkeit der Sache (das Unsittliche des Grundes). Denn der reine Blick, auf jenem höhern Standpunkte, faßt auch diese zusammen, wiewohl der würdige Mensch, sofern er handelt, sein Auge zuvörderst nur auf den Grund, auf das heilige Gesetz und was diesem gemäß ist, das Gute, das an sich Schöne und Edle hinrichtet. Nimmer ist ohne diese Richtung des Willens jener (reine, umfassende) Blick des Verstandes gedenkbar. Aber er ist auch dadurch allein, ohne jede praktische Rücksicht auf die begleitenden Umgebungen der Menschheit, nicht erreichbar. Möge man immer gehörig unterscheiden! Desto sicherer ergiebt sich (in unsern Ansichten die Verbindung; und im schönern Bunde erscheint uns die Wahrheit mit der Humanität.

Es ist also, wie ich gern zugebe, bey so Manchen nicht ein lasterhafter oder verdorbener Wille, sondern dieser oberflächliche Blick einer durch mehrere Umstände erzeugten und genährten Empirie — freylich ohne die höhere sittliche Ausbildung — der Hauptgrund jener Gleichgültigkeit gegen die öffentliche Moralität: die Ursache, warum man besonders einen Punkt, der (genau betrachtet) gerade der wichtigste ist, für so unbedeutend hält!

Setzen wir, es sey in einer Stadt — etwa in einer größern Residenzstadt — gerade der Mann, welcher für die öffentliche Sittlichkeit wachen sollte, in diesem Punkte und, weil ein Laster nicht allein kommt, noch in einem andern, der bescholtenste: was muß dann die Folge für das Ganze seyn? — — Setzen wir, derselbe äußere sonst, in Ansehung unbedeutender oder unwichtigerer Dinge, eine besondre Thätigkeit; und er zeichne sich wirklich durch manches einzelne, materielle Verdienst aus: muß dann nicht sein Einfluß auf das Ganze um so verderblicher seyn? Denn so wie dergleichen „Verdienste" ihn emporheben, „halten"; oder bey einem Höhern, Einzelnen, dem etwa seine Entfernung die nähere und tiefere Ein-

sicht versagt, ihm ein besonderes Ansehen gewähren: so treibt er sein Unwesen muthiger fort.

Angenommen, was man wünschte, daß der Fall, wie er hier gesetzt ward, nirgends existire; so wollen wir indeß unsre Zeichnung fortsetzen, um wenigstens die absolute Nothwendigkeit des sittlichen Princips auch da gehörig geltend zu machen.

Der Abstand zwischen dem Censor morum, wie ihn jene Römeridee vorstellt, und — dem wirklichen Vorgesetzten der Polizey würde auffallen; und wer nur darauf sähe, dürfte — mächtig lachen. Aber schmerzen müßte es den Freund seiner Regierung, seines Landes sowohl als der Aufklärung, wenn er sähe, wie so ein Mensch in den Augen aller Fremden, welche tiefer blicken und durch kein blendendes oder kleinliches Nebenverdienst getäuscht werden können, auf selbige Schatten wärfe, oder gar, indem man eine „gepriesene Aufklärung" etwas schärfer ins Auge faßte, die bittersten Sarkasmen veranlaßte. Schmerzen müßte ihn dieser Kontrast, wenn er bemerkte, wie gewisse Finsterlinge, etwa eine Opposition aus der neuesten Vorzeit, sich der überhandnehmenden Unsittlichkeit freuten, und dem Vertheidiger des Bessern, welcher auf ein verwilderndes Beyspiel

zurückwiese, vorwärfen: „ist es jetzt besser? Ihr „sagt: jetzt leuchten schöne Beyspiele der „(ehelichen) Liebe und Treue von Oben „herab; sey es! Aber wo ist denn ein wah„rer Ernst für die moralische Verbesserung des „Ganzen? Wann ist die Ausschweifung, die Ver„wilderung so groß, so ausgebreitet und so kühn *)

*) Als kürzlich ein würdiger Stadtprediger („wo? in welcher Stadt?“ — darauf kömmt es hier nicht an) kräftig gegen die Wollust und dabey auch ein Wort von „Bordellen“ sprach, standen einige Bursche und Mädchen mitten unter seinen Zuhörern auf, und gingen frey, mit wildzürnenden Mienen, aus der Kirche! — Das nenne ich die Kühnheit des Lasters; denn so schamlos kann es nur auftreten, wo es seiner Herrschaft sicher zu seyn denkt. — Indessen, aus dem Beyfalle, womit ein größeres Publikum besonders diese Predigten für wahre Liebe und Ehe im Gegensatze mit der Wollust aufnahm, und aus dem stets wachsenden Zulaufe ging unverkennbar hervor: daß hier noch Empfänglichkeit für das Gute, für das Wahre, und im Ganzen noch ein edler Kern der Sittlichkeit seyn müsse, wenn gleich einige junge Männer, von denen man Kultur erwarten konnte, über den „finstern Mann“ (den sie vorhin als einen aufgeklärten und liberal denkenden gelobt hatten) laut schimpften: „daß er niemanden eine Freude gönnen wolle.“ Keine Freude, weil er keine B....le dul-

„gewesen?“ Schlimm müßte es freylich aussehen, wo das mit Wahrheit gesagt werden könnte.

den will!“ — — Noch äußert sich da und dort ein Funke des Bessern, wenn z. B. eine junge, schöne und unschuldige Schauspielerin (also wohl wegen eines äußern, fremden Umstandes) mehr enthüllt, als die Gesetze des Anstandes unter gebildeten Menschen verstatten, auftritt, und das Mißfallen des Publikums sich durch ein lautes Pfeiffen ankündigt; denn selbst das Zischen, welches sich zugleich dagegen erhebt, kann wenigstens zum Theil als Schonung für die blühende und hocherröthende Jungfrau (wann wird dieses Wort in unsern höhern Zirkeln wieder seine schöne Bedeutung erlangen?) betrachtet werden. Welchen Einfluß mag es aber auf die öffentliche Sittlichkeit haben, wenn eine in ihrem Fach ausgezeichnete Künstlerin, die notorisch als galante H—re gebahr, nach einigen Wochen wieder auftretend mit rauschendem Klatschen des Beyfalls empfangen wird? Was soll hierbey der vernünftige Zuschauer denken? Gewiß, es wäre zu strenge die Kunst hier geradezu vom Theater zu weisen. Aber sollte es kein Mittel geben, Kunst und Sittlichkeit zu vereinigen? Denn vereinbar müssen sie seyn. Der Witzling mag spotten; er zeigt nur seine Oberflächlichkeit; aber es ist hier, däucht mir, eine Aufgabe für den denkenden Mann. Und es versteht sich, daß durch eine solche Vereinigung die Künstlerin selbst, in jeder Hinsicht, nur gewinnen könnte.

Und in der That, unter einer solchen Direktion der Polizey müßte das sittliche Verderben schrecklich zunehmen. Da würde sich eben der heillose Keim, den jenes frühere (mittelbar so weit greifenden) Beyspiel einpflanzte, recht fruchtbar und schauerlich entwickeln. Selbst die Söhne und Töchter der Stadt, die Kinder ehrbarer und wohl geachteter Familien würden immer mehr verderbt und vergiftet werden. Aber besonders die dienenden Mädchen vom Lande würden sich in der Stadt anhäufen, indessen noch dort (wenn zumal sonst die Bevölkerung im Ganzen nur gering wäre) sich ein auffallender Mangel an Dienstmädchen fände, oder durch dieses Einströmen, durch diese leichte Aufnahme in die Stadt, hervorgebracht würde; und natürlich würde nun die ausschweifende Lust bald zu einem besondern Nahrungszweige organisirt. Vielleicht gäbe man vor: „es müsse ein Ueberschuß an dienstfähigen Personen da seyn" u. s. w. Allein die Inkonvenienz und die zerstörenden Folgen des Lasters werden sich bald noch mehr, im Ganzen wie im Einzelnen, äußern. Verdorben durch die Wollust werden solche Dirnen jedes Haus, das sie als Dienstmägde rc. aufnimmt,

so schlecht bedienen, daß bald eine laute und allgemeine Klage über Mangel an (brauchbaren) Mägden, Köchinnen u. s. w., trotz jener Menge entstehen wird. Denn ohne die Keuschheit ist besonders bey dem weiblichen Geschlecht' auch keine andere Tugend, keine Treue, keine wahre Arbeitsamkeit denkbar. Und die H—re, zumal die feinere oder hübschere, wird noch überdieß Verführung und Unfrieden in die Familie bringen. Aber gerade das bessere Mädchen wird von rohen Hausfrauen mißhandelt, weil man, wie ihm die stolze Gebieterin vorwirft, für eines leicht zehn andere haben könne! Und geht hier und da eine von jenen Lustdirnen auf das Land zurück; so werden sie nur auch hier das Gift des sittlichen (und physischen) Verderbens ausbreiten. Genug davon! Denn wohl ließe sich noch viel davon sagen. Aber man sieht schon das Princip der Unordnung, der Zerstörung!

So wie dieses Verderben eines großen Theils des weiblichen Geschlechts zuerst oder vorzüglich von dem männlichen, von reichen Wollüstlingen, schlecht erzognen oder verderbten und verdorbenen Jünglingen u. s. w. herrührt: so wirkt nun

das weibliche Geschlecht kräftig und (bey einem Blick auf die Folgen) schrecklich zu der fortgehenden und ausgebreitetern Verderbniß des männlichen mit; und besonders ein großer Theil der reifern, heranwachsenden Jugend wird unwiederbringlich von dem Abgrunde der Wollust verschlungen.

Eben die Indolenz, die Gleichgültigkeit oder gar die eigene Theilnehmung des Mannes, welcher dem Unheile steuern sollte, wird dasselbe kräftig unterstützen, und politisch sich damit begnügen, noch hin und wieder den äußern Schein zu retten. Es klage der rechtschaffene Bürger, es klage die würdige Hausfrau über eine heillose Lustdirne, die sich überall eindrängt, und selbst den Kreis rechtlicher Menschen stört; er wird antworten: „sie" (seine Töchter der Lust, nicht der Freude!) „sind eben auch nicht von Holz"; und vielleicht, indem seine Subalternen ein verdächtiges Haus untersuchen finden sie ihren Chef . . . lustig im Kreise liederlicher Mädchen. Der Witzling, der lustige Kopf möchte, wo das geschehen wäre und bekannt würde, lachen oder spotten: aber mit inniger Entrüstung würde der Freund ächter

Aufklärung bemerken, wie das Uebel, bey dieser Lage der Sachen, stets ärger wird. (Und der feinere Obskurant, der, wie bekannt, auf einen künftigen Schlag denket, zeichnete sich dieß Alles wohl auf; und dann müßte, wenn ein neuer Zufall ihn begünstigte, die Aufklärung entgelten, was die Liederlichkeit gethan hat!)

Kühn und frech wird, im gedachten Falle, die Verführung auftreten, und wie in einem Wirbel alle leichtsinnigen oder unbefestigtern Jünglinge umschlingen und verderben.

1) Der kräftige Sohn des Landes kommt (nehmen wir an) in eine solche Stadt, nach den Gesetzen der Konskription, verpflichtet zu einem Stande, der bekanntlich so viele Gefahren, besonders in moralischer Hinsicht mit sich führt, und vielleicht auf eine Reihe von Jahren, die ihm die Hoffnung einer schönern Versorgung benimmt oder sehr schwächt; er wird, wenn ihn nicht ein besonderer Genius schützt, eine Beute der gemeinen, aber für ihn noch immer lockenden, im Stadtgewande schimmernden, Lustdirne; er wird physisch und moralisch angesteck't, in seinem besten Keime, in der Blüthe der Menschheit verdorben.

Wenn sodann fünfzehn bis zwanzig solcher Menschen auf das Land geschickt werden; wenn sie in einem bestimmten Kreise sich einige Zeit aufhalten, um irgend eine äußere Unordnung zu verhindern, und hier in kurzer Zeit, in einem kleinen Distrikte dreyßig bis vierzig Landmädchen mit dem berüchtigten Gifte anstecken: — — Schrecklich!!

2) Der Sohn des reichern Stadtbewohners, des Kaufmanns, Banquier's u. s. w., selbst des vermöglichern Handwerkers, findet sich durch sein Alter, durch seine Gesellschaften und durch die umgebenden Lockungen der feinern, distinguirten H—re gereizt, veranlaßt und aufgefodert: er giebt sich — Achtung dem Bessern, dem Stärkern, der über den Reiz der Sinnlichkeit und, was oft schwerer zu überwinden ist, den Spott des glänzenden Wüstlings siegt! — der freyen Lust hin; und selbst die kräftige Warnung des Vaters, selbst die Angstthräne der freundlich bittenden Mutter vermag den Sohn, bey so vieler Gelegenheit, bey so vielen und so verführerischen Umgebungen, nicht zu retten. Und nun wird der Verdorbene ein Hagestolz, oder — er heyrathet mit einem erschöpften und wel-

ken Körper, mit einem sinnlich= oder gar thierisch=gestimmten Geiste: und der Menschheit ist mit den Früchten seiner (sogenannten) Ehe eben so wenig auf der physischen als moralischen Seite gedient; denn welche Erziehung läßt sich besonders da erwarten? Laut zeugt die Erfahrung. Wie wenige sind derer, welche, früh und tief in die Labyrinthe der Wollust verwickelt, in der Folge noch zum Bessern gelangt sind, und sich darin befestigt haben! Und wie leicht geräth der, welcher einmal den ersten Schritt gethan hat, in dieses Labyrinth!!

Idem der moralische Sinn immer mehr abgestumpft wird, alles Schamgefühl entflieht, und die Zahl der Gleichgesinnten sich mehrt: wird ein System der Verführung organisirt; und nun ist auch die wohlerzogne Tochter des rechtlichen und angesehenen Bürgers, selbst die adliche Jungfrau (stammt nicht davon das „Fräulein" ab?) den Angriffen des kühnen und lockenden Wüstlings ausgesetzt. Bald giebt es eine Mehrheit älterer, verständiger und, wie man sagt, gebildeter Männer, die über die Sache ganz einverstanden sind, und nur in Ansehung der Art noch einen Unterschied machen. Auf diesem mächtigen Unterschiede

beruht dann der Bon=Ton und — die Lebensart! Es versteht sich, daß die mächtigere Lust auch diese leichte Schranke bald niederreißt.

Schwer ist es, zu bestimmen, ob nun auf Seite des männlichen oder des weiblichen Theils die größere Schuld sich finde. Aber widerlicher geht das Verderben auf Seite des letztern hervor, da, wie bekannt, die schöne Pflicht der Keuschheit ihm von der Natur selbst mehr nahe gelegt ist.

Und es kommt, im gedachten Falle, so Vieles zusammen, um besonders von dem Lande immer wiederum neue Schlachtopfer herbeyzuführen. Freylich werden sie erst mit Rosen bekränzt; aber um so schrecklicher ist, wenn nun die Getäuschten erwachen, der Abgrund, der Fall, das Verderben. — Die weibliche Neugierde, die natürliche Eitelkeit, eine Scheu vor der schwerern Arbeit, die lockende Einladung einer ehemaligen Gespielin u. s. w. bringen so manches unschuldige Mädchen in den Wirbel des Stadtlebens. Kein Wort von dem weitern Gange der Verderbniß! — Zuweilen reis't eine raffinirte Landh—re selbst auf Spekulation in die Stadt, so wie auch vornehmere, eingeladen durch den öffentlichen Ruf, sich in gleicher

Absicht aus fremden Städten dahin begeben; und es kann sich treffen, daß eben der Mann, der für die öffentliche Ordnung sorgt, nach dem Triebe eines besondern Wohlwollens auch dieser Mädchen (wie er sie findet) sich annimmt, ihnen Quartiere verschafft, die Kost bezahlt, oder auf eine andere Weise für ihr Fortkommen sorgt *).

Wie nun dergleichen Geschöpfe, verführt oder verdorben, und dann bey ihrer Scheu vor Arbeit durch die Noth gedrängt, aus der Wollust einen Nahrungszweig bilden: so entsteht natürlich ein förmlicher Plan und (wenn hier dieses Wort erlaubt

*) Eine Anekdote: Jemand in einem öffentlichen Amte, aber leider! nicht von unbescholtenem Charakter, nahm eine berüchtigte Landh—re (die in die Stadt kam, um sich — zur Lehrerin der zartern weiblichen Jugend auf dem Lande zu bilden) in seine besondre Protektion: er zahlte ihr die Kost, besorgte ihr ein besseres Logis, besuchte sie, ja er stellte die „würdige Schulkandidatin" selbst dem Fürsten vor. Dessen rühmte sich die Dirne. Und die Bosheit lachte, der Gegner spottete: aber Jeder, welcher den edeln, humanen Fürsten kannte und liebte, zürnte laut über den Unverschämten, der es gewagt hatte, so mit dem Herzen und dem Rufe desselben zu spielen.

erlaubt ist) ein System der **Verführung**; vielleicht unter der Leitung und Direktion **alter**, **verworfener** Geschöpfe oder — „**Kreaturen**“! Wem drängt sich hier nicht ein widriges Bild auf, wenn er auch das sprechende Gemählde, das uns **Richardsons** Meisterpinsel in der **Klarissa** geliefert hat, nicht kennt? Und sey es ein **verkehrtes Schamgefühl**, oder **freye Hingebung an den Reiz der Sinnlichkeit**, an das „lustige Leben“ (das so unlustig sich **endigt**!): immer ist, wie man sieht, die Unglückliche auf dem Wege des Verderbens, so bemitleidenswerth sie in dem ersten Falle auch seyn mag. Denn auf ihren **Verführer**, auf ihren **Verderber** fällt hier der Unwille mit vollem Gewichte zurück. Und wohl mag es um die **Verführung einer Unschuld** etwas Schreckliches seyn, da selbst mancher **ergraute Wollüstling** sich damit tröstet und preis't, oder auch ein junger und glänzender Wüstling sich rühmt: „**ich habe doch keine Unschuld verführt!** Die ich **gebraucht** habe“ (ja wohl **gebraucht**!) „**waren** — **nicht mehr unschuldig**; **da war nichts mehr zu verderben**“, setzt der **seichte**, **empirische Schwätzer** im lustigen Tone bey: als ob

nicht jede neue That nothwendig die Schuld vermehrt, und das Herz oder den Willen verschlimmert hätte, ja, als ob er nicht Mit-Ursache, vielleicht die entscheidende, gewesen wäre, daß so Manche, die nur aus Schwachheit gefallen, die nur der künstlichen Verführung, vielleicht (bey einem beschränktern oder verwirrten und getäuschten Kopfe, der nicht mehr zu unterscheiden verstand) selbst ihrem Herzen, selbst dem schönen Gefühle der wohlwollenden und hingebenden Liebe unterlegen war, — nicht mehr aufstand, sondern moralisch und physisch verdarb!! —

Indessen kommt leider! diese Entschuldigung nicht jeder Gefallenen zu Statten. Und gleichwie überall Nichts das reifere, heranblühende Mädchen schöner kleidet, als die schöne Blüthe der zartern, jungfräulichen Schamhaftigkeit: so giebt es vielleicht in der Menschenwelt keine widerlichere Erscheinung, als ein schamloses oder unverschämtes Weib, als ein freches, wollüstiges Mädchen. Hier ist dann Bosheit beym Falle, hier ist die Wollust, als freye That und Maxime des Willens; und mit voller Kraft soll da (ohne alle Rücksicht auf jede

äußere Ziererey, auf jede blendende oder täuschende Umgebung) das Wort gebraucht werden: Hure! Nein, es ist nicht feine Lebensart, es ist ein verderbter Wille oder die seichteste Oberflächlichkeit der raisonnirenden Empirie, was in einem solchen Falle sich gegen das Wort „Hure" sträubt. Oder scheut irgend ein Heuchler das Wort, weil er an der Sache hängt, und weil folglich ihm, dem gleißenden Egoisten, daran liegt, diese unter einem schönern Namen geltend zu machen? — Jede Sache soll, im Reiche der Menschheit, mit dem rechten Namen genannt werden: ein Gesetz, gegen das nur Bosheit oder Schwachheit; also in jedem Falle nur die Barbarey (was liegt am Grade, wo das Wesen der Sache so auffällt!) sich stemmen mag. Denn es ist hier nicht von einer schonenden Rücksicht auf die zartere Jugend die Frage, noch von einem natürlich = oder physisch = widerlichen Gegenstande, den etwa der gute Ton nicht berührt, um nicht ohne Noth an die gemeine Thierheit, an unsre halbe Verwandtschaft mit dem vernunftlosen Wesen zu erinnern: sondern von einem moralischen Gegenstande und von dem, was

in Bezug auf **ächte Kultur**, auf die höchste Angelegenheit der Menschheit, **wahr und nothwendig** ist. Es sehe, wem daran liegt, einige praktische Bemerkungen über den Gebrauch der Worte „**Freundin, Mädchen der Freude**“ u. s. w. in der genannten Schrift über **Kultur** S. 89 bis 94.

Nec fæmina amissa pudicitia alia abnuerit (facinora: **hat das Weib einmal die Schamhaftigkeit verloren, so ist es zu jedem schlechten Streiche aufgelegt**): eine Bemerkung, die bekanntlich schon ein denkender Römer gemacht hat. Auffallend stimmt damit überein, was eben vorhin gesagt ward: daß ohne die Basis der **Keuschheit** oder, was damit als Eins gesetzt werden kann, der **Schamhaftigkeit** das weibliche Wesen keiner andern **wahren** Tugend, keiner **Redlichkeit**, **Freundschaft**, **Berufstreue** u. s. w. empfänglich ist. „**Keuschheit**“! — freylich giebt es Menschen und (gesellschaftliche) Zirkel, vor denen man dieses Wort nicht aussprechen darf, obwohl sie auf höhere Kultur Anspruch machen; und eine Schrift, die von der „Keuschheit“ spräche, würde sich diesen Kultivirten schlecht empfehlen. „Eben darum“, sagt man vielleicht. Es sey! Aber sicherlich ist da kei-

ne ächte, umfassende Kultur. Nur muß die Ursache, warum dieses Wort seinen schönern Klang, seine reine Bedeutung verloren hat, zum Theil' auch in dem Unfuge gesucht werden, welchen die einseitige „Engeley" *) unserer Nonnen und Mönche, und die übertriebene Vorstellungsart unserer jesuitischen Lehrer (Achtung dem Wahren daran!) mit ihrer Stanislaus- und Aloysius-Keuschheit trieb und veranlaßte. — Schiller (zu seiner Ehre sey es gesagt!) hat neuerlich in seiner trefflichen Schrift „Ueber Anmuth und Würde" die Wörter Keuschheit und keusch mit einer Art von Liebe gebraucht, und sichtbar dahin gestrebt, denselben ihr Bürgerrecht in der feinern oder gebildetern Sprache wieder zu verschaffen. Gewiß nicht ganz ohne Erfolg! Denn gebrauchte er dieselben gleich vornehmlich in

*) Auch der „Engel" — ist er nach jeder würdigen Idee nicht ein Geist, der Art nach wie unser Geist, nach Gottes Bilde geschaffen? — würde gewiß, wenn er unsern Körper bewohnte, essen, trinken, freyen u. s. w. Aber wie? Man denke, man prüfe, anstatt zu lachen und der raisonnirenden oder frömmelnden Empirie den Zügel zu lassen! Vergl. „Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren" rc. S. 263. (in der 1ten Ausg. S. 324.

der ästhetischen Beziehung; so konnte dennoch selbst der sittliche Genius der Sprache dadurch gewinnen, da, wie man weiß, das Schöne mit dem Sittlichen durch ein natürliches Band, im Sinne der gebildetern Menschheit, zusammenhängt.

Da bekanntlich dem Weibe, theils durch ein natürliches Gefühl theils durch das Eigenthümliche seiner Bestimmung, die schöne Pflicht der Keuschheit *) mehr nahe gelegt ist: so richtet die Unkeuschheit oder, mit einem andern Worte, die Wollust **) im weiblichen Charakter eine Zerrüttung an, welche bey dem Mann' — in demselben Maße — nicht eintreten kann. Ihn kann theils der natürliche Trieb, vermöge der besondern Art, wie er im Manne sich äußert, theils ein lockender und täuschender Umstand hier oder dort zu

*) Nämlich der wahren, die mit dem Anfang' und Fortgange der (wahren) Ehe nicht aufhört.

**) Nämlich in der geltenden Beziehung, als Grund, als Triebfeder oder Maxime des Willens, nicht als Folge, wie sie im ehelichen Verhältnisse mit der Liebe, hinzukommend nach einem Gesetze der Natur, sich einigt, und dann nicht allein unschuldig, sondern noch überdieß, vermöge des Adels und der höhern Kraft des Menschen, veredelt ist.

einem Fehltritte verleiten, ohne daß selbiger in sein Herz, in seinen moralischen Charakter so tief eingreife. Nur dem Weibe scheint der zweyte Fehltritt, wenn es den ersten aus Schwachheit beging — im Grunde nur betrogen ward, und dann unser Mitleid erregt, — unverzeihlich; und wenn der Ehebruch auf dieser Seite eine besonders widrige Gestalt zeigt: so ist es eben jenes Eigenthümliche der weiblichen Verhältnisse, was sich dergestalt geltend macht, indem es z. B. dem nachdenkenden und richtenden Verstande die mütterliche Bestimmung, die mütterliche Würde und Pflicht im Kontraste mit der ehelichen Untreue und deren Folgen darstellt. So viel ist wahr. Allein es ist Uebertreibung, es ist wieder die oberflächlich raisonnirende Empirie, wenn man behauptet: „bey dem Manne habe ein solcher „Schritt gar nichts zu bedeuten; er berühre nur „den Sinn, nicht das Herz; der Mann könne „seine Gattin doch lieben, der Jüngling in andern „Stücken doch rechtlich und wacker seyn“ u. s. w. Ist er denn allein? Braucht oder mißbraucht er nicht einen Mitmenschen? Wirkt er nicht auf dessen moralische Verschlimmerung? Und kann er sagen, kann er wissen, wie weit die erste Wirkung bey dem Weibe, nach des-

sen eigenthümlicher Beschaffenheit, reichen werde?? Oder sagt ihm hier seine Vernunft, sein Gewissen nnd, nach diesem Leitsterne, sein Verstand überall Nichts? Da ist, sehen wir, die Kurzsichtigkeit in ihrem vollen Maße: aber sie kann nicht bestehen ohne den moralischen Stumpfsinn; und eben das einseitige Raisonnement dient nun trefflich, den moralischen Sinn abzustumpfen. Denn es schwächt, es tödtet ihn gerade in dem Maße, wie es die Stimme des tadelnden Gewissens erstickt, wie es besonders, vom unsittlichen Willen geführt, das Unrecht beschönigt, und neue, sophistische Ausflüchte ersinnt. Noch mehr! Woher kommt es, daß auch Erfahrne warnend rufen: „hüte dich vor dem ersten Schritte!" Gewiß daher, weil dieser Schritt gern und gemeiniglich weit, sehr weit führet. Woher kommt es, daß solche, die ihn gethan haben, gewöhnlich über die wichtigste Betrachtung, die man ihnen vorhält, so leicht weggleiten, und, indem sie immer wiederum eine lustige oder im Aeußern unbedeutende Seite hervorziehen, sich wohl hüten, in das Innere der Sache und in ihre Folgen etwas tiefer hineinzusehen? Gewiß auch daher, weil ihr Gewissen, zumal bey einem Blick' auf den andern Theil, sie mächtig be-

unruhigen würde. Und kommt nicht auch daher der Unglaube an fremde Tugend (in diesem Punkte)? Der Eigennutz verlöre zu viel bey der Vergleichung: man erklärt also lieber die Keuschheit des Andern für Heucheley oder — für Einfalt! U. s. w.

Gemeinschaftlich arbeiten, wo das Verderben einmal so weit gekommen ist, das männliche und das weibliche Geschlecht an der (sittlichen und physischen) Verwilderung des — Menschengeschlechts. Und wenn dem erstern die Ehre, d. h. die Schande des Angriffs, der beginnenden Verführung gebührt: so schreibt man vorzüglich dem letztern mit Recht, wie es scheint, die steigende Korruption zu. Aber mannigfaltig ist die Verschlingung und die Reaktion: die ältere, raffinirte H—re z. B. verführt den blühenden, kraftvollen Jüngling; und er, verachtend das schöne Geschlecht, stürzt sich in den Strom des Lebens, und zerstört, was ihm aufstößt, selbst die zartere und blühende Unschuld, rächend die erlittene Mißhandlung, wie nun dem verwilderten Kopfe, dem leidenschaftlich gestimmten Geiste sich die Rache darstellt.

Von den obern Klassen geht bekanntermaßen dieß Verderben vorzüglich aus; und allmählig, un-

ter der Maske des Schönen, Galanten u. s. w., dringt es selbst in den Kern der Bürgerschaft ein. Eine besondere Gefahr für die letztere erwächst durch das Uebermaß liederlicher Mädchen, weil auch diese unter mancherley täuschenden Gestalten das Gift der Unsittlichkeit in den Schooß der Familien bringen. Und die halbe, einseitige Aufklärung begünstigt nicht wenig den kühnern Fortschritt der Wollust. Thatsache ist es, daß eben solche aus der besagten Bürgerklasse, welche z. B. sich kühn über gewisse Gebote ihrer Kirche wegsetzen *), vorzüglich der freyen Lust opfern,

*) Der weisere Mann achtet die öffentliche Ordnung; und um ihrer willen unterwirft er sich auch dem, was sonst für ihn drückend ist, oder was er, insofern es ohne die gehörige Unterscheidung der Zeiten und Menschen fortdauert, nicht billigen kann. Aber es giebt auch einen Aberglauben, ohne den sich — bey dem ungebildetern Volkstheile — selbst die Sittlichkeit nicht findet. Allerdings ist dieser Aberglaube kein totaler; denn er ist kein praktischer: dem dunklern Gefühle liegt, im konkreten Sinne, etwas Wahres zum Grunde. — Es ist nicht gedenkbar, daß Menschen, die z. B. in der kirchlichen Ansicht des Fastengebots aufgewachsen sind, leicht zu dem Standpunkte gelangen, wo eine freye Abweichung davon das Produkt redlicher Ueberzeugung wäre. Daher verachtet der gemeine, aber redliche Protestant selbst den

des „Ehebruchs" spotten, roh und derb vom Natürlichen sprechen, sich dem vornehmen Nichtsthun ergeben, mit dem Mädchen im Hause oder (nach bekannten, spätern oder frühern, Beyspielen von Oben, aus den „höhern und gebildetern" Klassen!) mit der Frau eines Andern in geheime, bald in öffentliche Verbindung treten, u. s. w. Es ist die Mode, die auch da waltet, und nach ihrer

Katholiken, der sich frech über die Gesetze seiner Kirche erhebt: er traut ihm in andern Punkten eben so wenig Moralität zu. Daher ist es Aufklärerey, wenn man die Anhänglichkeit des Volkes an das Aeußere, Kirchliche geradezu verspottet. Findet sich nicht gerade bey solchen Anhängern des Kirchlichen, im Vergleiche mit den Aufklärlingen und Libertin's, noch die ungeschminkte Rechtschaffenheit, der alte Biedersinn, die alte Treue und Redlichkeit? Freylich gilt dieß nicht allgemein; freylich begründet es keinen sichern Schluß auf das Gegentheil. Denn Bigotterie, Heucheley, Pharisäismus u. dgl. deckt nur zu oft mit solchen Außenwerken die innere Blöße, die Unmoralität des Herzens und des Wandels. Und die Redlichen sind auch des Lichts, des bessern Unterrichts empfänglich, so daß sie eben den Mann, den sie etwa vor ein paar Jahren als „Aufklärer" haßten, der aber in der schönen Absicht muthig fortging, nun eben so innig lieben als achten. (Ein denkwürdiges Beyspiel, eine so auffal-

Weise fortwirkt. Wie z. B. die feine (?) Sitte, einen „Hausfreund" und eine „Hausfreundin" zu haben — welch ein Mißbrauch des schönen Wortes „Freund" ꝛc.! — unter den distinguirtern Ständen fortrückt: so steigt sie dann selbst in den häuslichen Kreis des gemeinen, vermöglichern Bürgers herab; und natürlich drückt sich hier das sittlich Wilde und Zerstörende dieser Weise noch sichtbarer und völliger aus. Aber die-

lende als schöne Thatsache, hat sich kürzlich an einem würdigen Pfarrprediger in München gezeigt.) Möge übrigens jeder Vorsteher des Kirchlichen erkennen und wohl bedenken, daß mit dem Fortschritte der Zeit und der Kultur auch eine Abänderung der Kirchengesetze nothwendig werde, und daß unter dem steifen Beharren, es sey ein Kind des Schlendrians oder des eigennützigen (und beschränkten) Pfaffengeistes, nur die Kirche, die Religion und die sittliche Kultur der Menschheit leiden müsse! Warum hebt man z. B. das Verbot, Fleisch zu essen, nicht für alle Reisende auf? Es veranlaßt so manchen Spott und so manche Inkonvenienz. Und warum verwandelt man nicht das Verbot einer bestimmten Sorte von Speisen (was für eine tiefere Stufe der Kultur wohl nützlich seyn mochte) in eine sittlich motivirte Verbindlichkeit zum Fasten überhaupt, wiewohl an einem bestimmten Tage des Monats oder der Woche? —

se Denk= und Lebensweise heißt nun „Aufklärung“, diese verräth einen „vorurtheilsfreyen Geist“! Und es kann wohl geschehen, daß selbst unter den unstudierten Handelsleuten, unter den, ältern und jüngern, Kaufmännern, Künstlern und — Handwerkern mehr als Einer sich findet, der keinen Anstand nimmt, den öffentlichen Lehrer der Wahrheit (ihn, dem man das Prädikat des aufgeklärten Kopfes gab, als er Aberglauben und Vorurtheile bestritt) nunmehr einen Obskuranten, nur etwa einen feinern zu schelten, weil er nicht die Religion und das Christenthum selbst verwarf, oder weil er gerade mit besonderm Ernste auf Sittlichkeit drang. In der That, es klinget — nicht schön, wenn es allmählig auch unter diesen steifern (oder auch flüchtigen) Raisonneur's und Witzlingen Ton wird, mit gewissen Schimpf= und Lieblingswörtern der Aufklärerey um sich zu werfen, und besonders über den aufgeklärten Mann, der sie an Kenntnissen eben so weit als an sittlicher Würdigkeit übertrifft, kühn abzusprechen: „er gehört doch auch zu den Ob„skuranten; ja er ist auch einer, nur „ein feinerer!“

Kein Wunder, wenn sich diese Art von Aufklärung selbst den Weibern dieser Stände, selbst der gemeinern Bürgerstochter mittheilt. Und naiv, wäre es nicht traurig, könnte es tönen, wenn das muntere, noch unschuldige, aber seinem Verderben leichtsinnig entgegenwandelnde, Mädchen die Aufklärung in das lustige Leben setzt, wo man von all den altbürgerlichen Gesetzen und Einschränkungen nichts mehr wisse! Dahin gehört z. B. eine Art von Tänzen, die sich mit jener — „Aufklärung" wohl verträgt, und zumal unter einer Polizeydirektion, wie die oben geschilderte, überhand nimmt: Tänze, die so unanständig, freylich für das bessere Mädchen beleidigend, drückend, aber dem Leichtsinn' und der wilden Begierde auf jeder Seite so entsprechend sind, und so lange fortwähren, daß Fremde, Reisende, und zwar aufgeklärte und beobachtende Männer, sich laut wunderten: „wie denn die „Landesregierung (Polizey) so etwas ge„statten könne; dieß hätten sie noch in „keinem Lande gesehen" u. s. w.

Leicht können wir denken, worein das große Heer jener, feinern und gröbern, Lustdirnen die Aufklärung setzen möge! Denn warum sollten

nicht auch sie besprechen, wovon Jedermann spricht, und für sich geltend machen, was so mancher Politiker auf seine Weise künstlich benutzt? *) Es giebt unter diesen Mädchen (in den sogenannten höhern Klassen derselben) einige, welche die Rolle der Philosophin spielen: Sophistinnen, die, für den Ungebildetern täuschend genug, etwa die Parallele aufstellen: „man spricht von religiösen Vorurtheilen, man gesteht zu, daß es „solche giebt; warum sollt' es nicht auch moralische Vorurtheile geben? Warum sollte „z. B. nicht das, was man Ehebruch nennt, „darunter gehören? Vergnügen ist der Zweck, „wozu wir da sind: das kann selbst dem Schöpfer" (wenn einer ist, denkt die Sophistin) „nicht mißfallen. Die Natur spricht, das Vergnügen winkt: warum sollte ihr Trieb nur innerhalb einer gewissen Grenze, die unsere positive Herren den Ehestand nennen, befriediget „werden dürfen?" Man sieht, die Lehre vom reinen, bloßen Wohlseyn, der Eudämonis-

*) Wie könnte dieß einem würdigen Staatsmanne mißfallen? Wie der ächten (sittlich geordneten, und dann um so dauerhaftern, ja einzig gelingenden) Politik zu nahe treten?

mus, tritt hier in seiner nackten Gestalt, in seiner vollen Konsequenz auf. Aber den tiefern Grund, das innere Band der Ehe kennt die rohe (wenn auch übertünchte) Schwätzerin nicht: dafür ist ihr geistiges Auge zu stumpf; und sie begreift nicht, wie dasselbe sich nothwendig, ja von selbst, auch äußerlich darstelle, zum Behufe der öffentlichen Ordnung, zum Behufe des höchsten und schönsten Zweckes der Menschheit. Und — es muß um der Wahrheit willen gesagt werden! — die Schwätzerin lügt, indem sie von „Liebe" spricht; denn sie kennt nur die Wollust.

Aus der Hauptstadt ergießt sich, wenn das Verderben einmal so weit gekommen ist, dieses Gift durch mancherley Kanäle auf das Land. In die Stadt (um ein nahe liegendes Beyspiel anzuführen) kommt auch der Sohn des Handwerkers vom Lande, um sich in seinem Fache zu vervollkommnen: lauernd begegnet ihm die Verführerin, und er bringt den Keim des Verderbens zurück; ja er pflanzt ihn nun selbst, mit Worten und Thaten, dahin, wo bisher die Unschuld des Herzens, die Reinheit der Phantasie und des Wandels geblüht hat. Selbst seine trefflich organi-

ganisirte Sonn = und Feyertagsschule kann dem Unheile nicht hinlänglich steuern oder vorbeugen *).

Und gesetzt, es sey'n in einer solchen Stadt noch mancherley Bildungsanstalten für die reifere Jugend, treffliche Anstalten zum Besten und nach den mancherley Bedürfnissen des Vaterlandes: wie manches Hinderniß muß ihrem Zwecke durch die um sich greifende Wollust, durch die gesteigerte und in vielerley Zweigen sich ausbreitende Verführungskunst gelegt werden!

a) Der junge Chirurg, der Baadersgeselle, der unreife oder durch keine höhern Studien vorbereitete Zögling der Arzneykunde u. s. w. ist vermöge seiner Geistesstimmung, vermöge seiner Jugend, vermöge seiner Geschäfte und der besondern Stimmung, welche dadurch seine Phantasie und seine Denkkraft erhält, dieser Verführung besonders ausgesetzt. Leicht entsteht hier der Ma=

*) In München besteht das wohlthätige, schöne Gesetz: kein Lehrjunnge, welcher nicht die Sonn= und Feyertagsschule besucht hat, soll ledig gesprochen werden; und schön blühet diese von einem würdigen Mann' errichtete Schule fort — unter der Leitung eines Würdigen.

terialismus, leicht erlangt hier die physische Denkweise ihre volle Herrschaft, zumal wenn sich die bekannte Freydenkerey, unter der Firma der Aufklärung, damit verbindet. Kein Wunder, wenn sich die „Libertinage" (das freye, ausschweifende Leben) eben da vorzüglich äußert! Aber um so mehr Achtung verdienen die Bessern, welche dem Strome des Verderbens, dem lockenden Reize und dem verführerischen Beyspiele widerstehen, und in einem schönern Gefühle, mit einem edeln Entschlusse ihrem Beruf' und hiermit dem Wohle der Menschheit sich weihen: diese sind in der That Priester der Natur: und wohl verträgt sich das Studium des Natürlichen mit der moralischen Denkweise — bey einer solchen Richtung des Herzens, des Willens. Allein wie sehr wird diese dem ungebildetern oder unbefestigtern Jünglinge durch jene reizende und lockende Umgebung erschwert!

b) Der Schulkandidat, der Jüngling, selbst der reifere junge Mann, welcher etwa in die Stadt kommt, um sich an einer besondern Anstalt zum tauglichen Lehrer der Landjugend zu bilden, — kennt und begreift nicht die Gefahren, die (in einer solchen Stadt) ihn umgeben. Und welche

Vorbereitung, welche Bildung bringt er vom Lande mit! Er kommt vielleicht aus einer Gegend oder aus einem Dorfe, wo bey der herrschenden Unwissenheit in Absicht des Höchsten, des Sittlichen und Aechtreligiösen, einige Verschmitztheit im Zeitlichen und selbst die rohere Ausschweifung regiert. Aufgewachsen unter diesen rohen Söhnen des Landes, und etwa nur durch eine Art von Stolz ausgezeichnet, kennt er noch kein schöneres Gefühl: wie könnte er eine richtige oder lebendigere Idee von seiner edeln Bestimmung mitbringen! Aber um so leichter wird er nun der feinern und täuschendern Verführung sich hingeben. Kein wahrer Fleiß, keine warme Theilnahme, keine lichte und lebendige Erkenntniß: aber die schöne Zeit und das Geld, welches die gutmüthige, wohlwollende Mutter, vielleicht die jammernde Gattin ihm mitgab, verloren! — Wehe der Jugend, die gleichwohl, weil er vermittelst eines bessern Talents zu blenden vermochte, einen solchen Lehrer empfängt!! Gewiß, wer sich unter diesen Umständen zum würdigen Jugendlehrer ausbildet, dürfte leicht eine Ausnahme machen. So wird die schöne, patriotische Absicht der Regierung gehemmt, vereitelt. Denn wie Manchen, auch von den bessern Vorbereiteten, wird der Strom dahin reißen!

c) Selbst der Student, selbst der Jüngling, der sich Jahre lang den Studien widmet, um in irgend einer höhern Stelle dem Vaterlande dienen zu können, und der in seiner Schule bereits treffliche Grundsätze empfing, — ist gleichwohl in diesem Gewirre der Stadt, bey dem Verführerischen, das ihn überall anspricht, bey so vielen Lockungen, Beyspielen, sophistischen Tiraden . . . . nicht hinlänglich gesichert. Der Geschlechtstrieb erwacht; das Neue reizt; die Wißbegierde, der Trieb zur (eignen) Erfahrung unterstützt und belebt die natürliche Begierde; und was zur That, zum ersten Versuche treibt, ist die Beobachtung, wie da und dort Einer, der selbst im Glanze der höhern Kultur auftritt, wie der junge Adeliche, der Praktikant, der Rath . . . . handelt, und die Grundsätze des Professors als „zu strenge" bestreitet, oder gar als „Pedanterie" verspottet. Heil dem Jünglinge, der bey solchen Umgebungen auf dem schönen Pfade der Tugend, der Keuschheit besteht! Schmerzen muß es jeden würdigen Lehrer, wenn er bemerkt, wie hier und da wenigstens Einer, der blühte, und auf den er eine schöne Hoffnung gebaut hatte, körperlich nnd geistig dahin welkt. Denn was ist der Aufklärung, dem Vaterlande, der Menschheit damit geleistet, wenn der

bessere Kopf, von der Selbstsucht oder vom Ehrgeize gespornt, noch eine beträchtliche Masse positiver Kenntnisse sammelt, darin einige Gewandtheit erringt, sich mit dem feinern Anstriche der äußern Kultur schmückt, und hiermit irgend einen höhern Posten des Staates ersteigt? —

Wo die freye, umherschweifende (denn nichts vermag im Ganzen der Klugheitszügel ohne das sittliche Band) und Alles verheerende Wollust solche Fortschritte thut oder gethan hat; wo selbst auf dem Lande die Ausschweifung schon sehr weit um sich greifet, theils weil keine angemessenen Bildungsanstalten der Schule und der Kirche vorhanden waren, theils weil im Ganzen der Mönchsunfug herrschte, so daß die bessern und aufgeklärtern Pfarrer ꝛc. wie Ausnahmen oder glänzende Phänomene hervorleuchteten, wo nicht der Obskurantismus sie unterdrückte: da bedarf es wohl eines kräftigen Aufrufs, da müssen die würdigen und wahren Freunde der guten Sache ihre Kraft verbinden, um dem Unheile mit Erfolg zu begegnen. Und darauf kommt viel an: daß der würdigen (und wahrhaft aufgeklärten) Geistlichen immer mehrere werden, und daß, bey der steigenden Kultur und nach den höhern Bedürfnissen

der Menschheit, der geistliche Stand sich in eine Schule praktischer Philosophen verwandle. Denn sonst ist und machet er sich in der That entbehrlich. Der Philosoph ist so wenig als der Christ (wofern man nicht den bloßen Raisonneur oder gar den Sophisten dafür setzet,) ohne die ächte, höhere Weihe und Salbung des Geistes der Wahrheit, der Tugend gedenkbar; und eine besondere, formelle oder äußere Bestimmung mag dabey immer Statt haben: nur sey sie dem reinern Geschmacke und den lichtern Begriffen der Zeit angemessen. Aber es wird auch von Seiten des Talents, des Denkgeistes eine besondre Kraft und Gewandtheit erfodert; und — so möchte ich jeden denkenden Staatsmann fragen — was muß aus unserer Kultur, was muß selbst aus dem Staate werden, wenn man nicht (mit Klugheit und Muth) das entfernt, was notorisch so vorzüglich und immer mehr gerade die trefflichsten Jünglinge von dem geistlichen Stande zurücktreibt? — —

Besonders gegen den studierenden Jüngling spannt die Verführung ihr Netz aus. Kein Wunder, wenn da, wo sie einmal so weit gelangt wäre, hin und wieder eine feinere H—re sich absicht-

lich an den Ort begäbe, der eine größere Zahl studierender Jünglinge versammelt: an die Universität! Und wenn da noch ein täuschender Begriff von akademischer Freyheit regierte, oder doch in mehrern Köpfen noch spuckte, und, wie natürlich, auf die Herzen einwirkte; wenn selbst von Oben, auf Seiten der Lehrer, nicht überall ein schönes Beyspiel vorleuchtete, ja gerade neben dem glänzendern Talent' eine lockere Denkart erschiene; wenn etwa bey Einem, dessen Ansehen das Meiste vermögen würde, wenigstens eine gewisse Gleichgültigkeit und Toleranz gegen die Ausschweifung Statt fände, indeß bey einem Andern, der warm und kräftig dagegen spräche, das Sitten- und Religionsprincip (in wissenschaftlicher Hinsicht) nicht ganz so rein wäre, wie der Freund des Bessern um der Sache und des Mannes willen herzlich wünschte: dann könnte auch hier die Ausschweifung auf einen hohen Grad steigen; ja es könnten, mündlich und faktisch, Ausbrüche der Wollust, erscheinen, worüber der beobachtende Denker staunen müßte. Natürlich würden dann auch die Töchter dieser Stadt immer mehr verdorben; natürlich würde sich die Verderbniß in gleichem Maß' auf dem Lande umher ausbreiten: und welche Früchte könnte sich der Staat, das Vater-

land und die Menschheit von so Manchem dieser Universitätszöglinge, wenn sie in die mancherley Zweige des Geschäftslebens eingesetzt würden, versprechen?? — Möge das Gemählde auf keinen Theil, auf keinen Ort unseres deutschen Vaterlandes passen! Und möge da, wo es zum Theile oder ganz passet, die Weisheit kräftig eintreten und auf ihre Weise (sicher, wenn gleich allmählig) das Bessere herbeyführen!! —

Vorzüglich in den größern, besonders in den Residenz-Städten, hat die vaga libido *) ihren Sitz, weil hier die größere Zahl der Müßiggänger, der reichen Lüstlinge, der freywilligen und gezwungenen Cölibatäre sich findet. Und mit vollem Nachdrucke kann und darf hier gesagt werden: Wo das Aas ist, da versammeln sich die Adler; die Helden der Wollust, die reichen und glänzenden Wüstlinge stellen sich ein, wo die feilen, geschminkten Opfer der Lust erscheinen. Selbst die öffentlichen Orte der Unterhaltung sind davon umschwärmt, so daß kein rechtlicher Mann, kein Mensch, der sittliches Zartgefühl hat, hier weilen

*) Zu „deutsch“: das Hurenwesen, die (offene und geschminkte) Hurerey.

kann. Selbst der Anblick und Genuß der **schönen Natur** wird dem ruhigen Wanderer, der sich darin zur Arbeit stärken möchte, durch jene widrige Erscheinung vergiftet *): wie könnte er den Anblick der umherwandelnden Wollust ertragen, zumal bey einem Blick auf das reine Bild der Unschuld und der Schönheit! — Die **Kunst** ist nicht minder diesen Attentaten der thierischen, wiewohl übertünchten, Lust ausgesetzt: wie muß es dem gebildetern Manne, er sey fremd oder einheimisch, vorkommen, wenn er sich in das Theater begiebt und, selbst auf dem ersten Platze, an der Seite einer geschminkten Dirne erblickt, welche durch die Art, wie ihr Auge umherfährt, und wie gewisse Herren zur andern Seite und rückwärts sich mit ihr unterhalten, ihren Stand (?) auffallend charakterisirt? Ja, sogar die **Kirche**, sey

*) Wenn ein regierender Fürst dergleichen Mädchen auf einem öffentlichen Spatziergange begegnet, und sie rasch, mit zürnender Miene, anspricht: „**was thut ihr da? habt ihr keine Arbeit? Geht, oder ich will euch Arbeit anweisen lassen!**“; so mag das nach einer konventionellen Ansicht auffallen: aber es zeugt von dem **deutschen Charakter** des Fürsten, von seinem **regen Sinne für das Rechtliche und Anständige**.

es zumal eine Hofkirche, ist vor den Spekulationen der feinern Lustdirne nicht sicher: auch da spannet sie ihre Netze aus; und der Weltling, der „Incroyable", der sonst die Kirche wohl flieht, erscheinet — selbst in der Predigt (wenigstens in einem Theile derselben!): aber seine Blicke, seine Stellungen, besonders die feine Art, wie er die Nase emporwirft, dem Prediger sowohl als dem Altare den Rücken zukehrt, und — die Hände hält, — zeigen die Gegenstände seiner warmen und theilnehmenden Aufmerksamkeit. Natürlich würde eine Predigt, worin der Geist des Höhern lebendig wehte, und die kräftig in die Wirklichkeit eingriffe, den Lüstling sowohl als die Lustdirne bald verscheuchen. Allein ästhetische Blumen oder dogmatische Tiraden, vom alten, bekannten Schlage, verhindern jene Spekulation in ihrem Gange so wenig, daß man vielmehr dabey einen Theil seiner Aufmerksamkeit ganz ungestört (so wohl und fest schläft das Gewissen, das Schamgefühl und — der Unwille!) noch der Predigt selbst widmen kann.

Vielleicht setzt die Polizey eine besondere Ehre darein, wenigstens die Gassen von den

liederlichen Mädchen zu reinigen; vielleicht rühmt man sich: „nun existiren doch sechs „Häuser, wo lustige Mädchen ordentlich unter„gebracht, und wo der Besuchende, der Einheimi„sche und der Fremde, ganz sicher" (vor der berüchtigten Vergiftung) „seyen; denn nicht nur „der Chirurgus, der Bestellte, habe Alles gehörig „untersucht - . . ., sondern auch er, der Chef „jener Polizey, habe überall selbst — um ganz ge„wiß zu seyn, um das Publikum ganz sicher zu „stellen — die erfoderliche Einsicht genommen." Es giebt eine Dummheit, welche, sonst bey manchen empirischen Kenntnissen, die Folge der sittlichen Rohheit ist; und der Dummkopf merkt dann gar nicht, wie er sich gerade, indem er prahlt, lächerlich und verächtlich macht. Er würde die neue Organisation (von sechs „wohlbestellten" H—renhäusern, vulgo „Bordellen") dem Publikum förmlich in der Zeitung ankündigen, wenn er nicht die höhere Behörde, und die „Pedanten", die „Schwach- und Dummköpfe" im Publikum noch scheute. — Was berechtigt den Lüstling, die Freunde der sittlichen Ordnung so zu nennen? —

Und was ist mit dieser Einrichtung gewonnen? Es könnte sich treffen, wie es sich kürzlich in einer

berühmten Stadt getroffen hat: daß Fremde, daß rechtliche Männer, ohne davon zu wissen, in ein „Bordell geriethen, und dann laut zürnend über . . . . sich aus dem Hause entfernten.

Diese Einrichtung würde ferner die ausschweifende Lust und hiermit das Princip der Zerstörung nicht hemmen: sie würde vielmehr das Laster maskiren, und mittelbar dessen Ausbreitung mächtig befördern „Also lieber ein öffentliches, unter der Policey-Aufsicht stehendes Bordell!“

Schande dem Staate, der das Laster mittelbar oder unmittelbar sanktionirt!

Ja, es ist nur die Empirie, oder gar ein unreiner, wiewohl vielleicht in das Kleid der Humanität eingewickelter, Sinn: es ist also Unkenntniß und sittliche Rohheit, was für diese Einrichtung spricht. Wohl, ich bedauere den Jüngling, der verlockt, verführt und — angesteckt wird: aber ich kann (nach meiner ersten Empfindung, in dieser Hinsicht) den nicht bedauern, welcher frech und wollüstig auf die Befriedigung des thierischen Triebes ausgeht: ihm ge-

schieht Recht, wenn er angesteckt wird; ja er soll (kühn sage ich es in dieser Rücksicht) angesteckt werden! Mag immer das Mitleid hinzukommen, und ihm, als Folge dieser strafenden Züchtigung, das Bessere wünschen: ein Gefühl, das sich auf jene bezieht, ein Gefühl der moralischen Nichtachtung und der gerechten Strafe ist gleichwohl das Erste, was hier eintreten muß. Kurz: **der Wollüstling verdient nicht, daß der Staat für seine Gesundheit sorge.** Aber der Leichtsinnige, der noch unverdorben auf dem Pfade des Lebens dahin gleitet, kann in jenem Falle **selbst durch die Anstalt der Regierung**, theils durch die gegebene Gelegenheit, theils durch die scheinbare Sanktion, seinem Untergange schnell entgegengeführt werden. Welch ein Kontrast: der Staat, die Regierung gewährt dem Laster Sicherheit! — Freylich wäre die Versuchung weniger lockend, wenn nach dem neuesten Vorschlage eines Wohldenkenden ober der Thüre jedes B — — ls mit großen Buchstaben die Worte ständen:

> **Hier legt der Mensch seine Vernunft ab, und nur das Thier wandelt aus und ein.**

Alles, was man noch aus medicinischen Gründen für die Errichtung eines (sogenannten) Instituts dieser Art sagen mag, ist von der Oberfläche des gemeinsten Empirismus geschöpft, wie tief es auch dem Scheine nach aus der Natur selbst genommen sey. O dieser Empirismus kennt nicht die menschliche Natur! Und der Arzt, welcher im Ernste zur „Herstellung eines ordentlichen (!) Bordells" rathen kann, ist gewiß (nach inniger Ueberzeugung sey es gesagt!) entweder ein seichter Schwätzer oder kein würdiger Mensch: möge er nicht Beydes, in gleichem Grade unwissend und unwürdig seyn! Denn alles Wissen des Empirischen ist ja doch, ohne die Basis des Reinen, Absoluten, baare Unwissenheit: — auf dem Standpunkte der Totalität, der sich, wie bekannt, selbst in der Zeit (allmählig) geltend macht.

Noch unbedeutender ist, was der (bloße) Politiker nach seiner Weise von dem Staatsgute der Bevölkerung und von der Pflicht des Regenten, für die Glückseligkeit und mithin für das Leben und die Gesundheit der Bürger zu sorgen, daher schwatzt. Diese Gemeinheit verdient hier keine weitere Abfertigung.

Blendender ist der Einwurf: „was denn, wenn schlechterdings alle Mädchen (und Frauen) der Lust verbannt werden sollten, aus so vielen unverheyratheten Männern, Soldaten, Officieren, Officianten, Rittern und — Geistlichen*) werden müßte?“ Und was gehet das Euch an, wenn Ihr Eure Pflicht thut, wenn Ihr Menschen seyd? Hiermit ist, genau betrachtet, auch eine bekannte Einwendung der Finanzkunst gehoben. — Wie oft wird man noch vergessen, daß man nicht allein Arzt oder Rath — daß man zuvörderst Mensch ist, und daß man nie aus diesem heiligen Kreise heraustritt!

Ihr saget: „bey dieser Strenge müßte vielen Individuen das Leben unerträglich werden, ja die Ruhe, die Sicherheit des Staats selbst könnte dabey nicht bestehen!“ Nun, so möge der Hagestolz die Bürde fühlen, die er sich aufgeladen hat! So wird die Zahl der Ehelosen abnehmen: desto weniger Mädchen, selbst aus den

*) Wie könnte dieß einen würdigen Mann, wessen Standes er übrigens sey, treffen?

bessern Häusern, werden dann mittelbar sowohl als unmittelbar verführt, verdorben werden; und desto mehr würdige Töchter (keinen würdigen jungen Mann von der Ehe zurückschreckend!) werden sich finden. Was aber die gezwungenen Cölibatäre betrifft; so möge dann immer der Schrey der Unzufriedenheit so laut und stark werden, daß er den Staat zwinge, alle unnatürlichen Institute allmählig zu beschränken und aufzuheben! — Hiermit ist, genau betrachtet, auch eine bekannte Einwendung der Finanzkunst gehoben. — „Aber was würde auf der andern Seite entstehen, wenn Alles heyrathete?" Was kümmert Euch das? Erfüllet nur Euere Pflicht! — Auch die Staats-Klugheit gehört mittelbar dazu. — Und dann überlaßt das Weitere nur ruhig der weisen und heiligen Allmacht, die sicherlich das Maß geschaffner Kräfte und Triebe zu dem Raum' ihrer Existenz wohl berechnet hat! (Man prüfe wohl, ehe man abspricht oder entscheidet!) — Was noch einige Empiriker, Ärzte oder Nichärzte, von einer physisch-absoluten Nothwendigkeit der Befriedigung des Geschlechtstriebes sagen, ist hier kaum einer Erinnerung werth. Nein, der

Recht-

Rechtschaffene ist nicht schlechterdings von diesem Naturtriebe abhängig! (M. s. Hufeland „über die Kunst das menschliche Leben zu verlängern.") Der Geist des guten Menschen ist stärker als diese Neigung; und er vermag auch den Körper allmählig so zu stimmen, daß jede Störung, die sonst natürlicher Weise mit der Nichtbefriedigung verknüpft ist, sehr beschränkt wird. Immerhin mag es Einen und den Andern geben, dessen Körper durch frühere Ausschweifung so verstimmt ist, daß er nun, indem der sittlich denkende Geist ihm die Nichtbefriedigung vorschreibt, früher dahin stirbt: was ist daran gelegen? Lebt der Mensch nur in diesem beschränkten Raume der Zeit? — Nur der Materialist, der am Gegenwärtigen klebt, und die Unsterblichkeit läugnet, und der Theoretiker, der sie skeptisch oder wie ein kaltes „Postulat", davon man in der Wirklichkeit keine Notiz nimmt, behandelt, mag hier den Geist und die Sprache der Humanität vermissen. Diese Bemerkungen geben übrigens, wie man leicht sieht, kein Recht zu dem Zwange der Ehelosigkeit, noch läugnen sie die mancherley, für jede Seite der Menschheit zerstörenden, Greuel derselben. — Möge man nur einmal ernstlich, nach dem Leitsterne einer reinern

Philosophie, darauf denken, der freyen, umherschweifenden und Alles, was sie ergreift, zerrüttenden Lust zu steuern!

Aber, rufet Ihr, „es ist unmöglich, das Uebel ganz auszurotten." Unmöglich? O daß Ihr wolltet, daß Euer Wille rein und energisch, Euer Beyspiel gut und zum Bessern einladend wäre! Und wer fodert denn, daß Ihr das Ungeheuer mit Einem Schlage tödten sollt? Sey immerhin (im Reiche der Menschen) keine absolute Vollkommenheit erreichbar: aber zum sittlichen Ernste, zur fortschreitenden Besserung seyd Ihr verpflichtet!

Ihr beruft Euch auf das Vorbild der größten Städte Europens. Also eine Dürftigkeit soll die andre, ein schlechtes Beyspiel das andere decken und entschuldigen! Und warum soll, was in der großen Stadt sich eindrängte, nunmehr auch in der kleinern eingeführt werden? — Ein Haus, worin der Wollüstige seinen thierischen Trieb frey, selbst unter dem Schutze der Regierung befriedigen kann, gehört dort einer rohern Vorzeit an; und alle rechtliche Staatsmänner wünschen den Greuel gehoben. Denn wie viel Entschuldigendes auch immer in den Umständen lie-

gen mag: ein Bordell, das als solches bekannt ist und notorisch unter dem Schutze der Regierung steht, ist immer ein öffentlicher Zeuge der Staatsverkrüppelung (einer, mehr oder weniger, verkrüppelten Staatsverfassung). Nur der Träge, nur der verdorbne Mensch und der beschränkte Kopf kann behaupten: daß selbst da, in diesem großen Gedränge, nicht wenigstens einige Verbesserung möglich sey. Wo aber Einiges besser wird, da folget das Mehr wie von selbst. Der physisch gestimmte Kopf, welcher auf die besagte Weise an der Gegenwart klebet, und (was noch schlimmer ist) das unsittlich gestimmte Herz, das in einer schlechten Gegenwart seine Vortheile sucht und findet *), mögen dieser Vorstellung spotten: dem Unsittlichen ist ja selbst der Glaube an die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts ein Gegenstand, eine Zielscheibe des Spottes. (Denn der Bessere, dessen Kopf nur verstimmt ist, hat einen mildern Ton; ja er äußert selbst eine schonende Zurückhaltung.) Um so auffallender ist der Geist des Atheismus: denn unzertrennlich ist jene Ueberzeugung von dem

*) Für den Augenblick, und auch hier dürftig genug!

Glauben an Gott; und wie religiös dann auch die Worte, womit etwa noch das Gedächtniß und der Mund spielet, lauten mögen, was ist daran gelegen? — Wird nicht selbst die Theorie der Praxis bald folgen? —

„Auf dem Papiere" saget Ihr, „ist die Sache abgethan; allein man versuche die Ausführung! Der Mann mit der Feder würde bald anders sprechen, wenn er Hand an's Werk legen könnte oder — dürfte." Wer läugnet, daß die Ausführung besondre Schwierigkeiten hat? Um so mehr, um so größere Ehre wird sie Euch bringen. Die Möglichkeit der Sache (des Bessern) ist nun einmal entschieden.

Aber dieß Sittenprincip ist Euch „zu strenge, zu finster, zu mönchisch." Möchtet Ihr einmal der Wahrheit, der Sittlichkeit recht in's Auge sehen! Sie ist wahrlich nicht unfreundlich und nicht inhuman.

Wie verträgt sich dieß Sittenprincip mit dem ästhetischen Sinne? O daß Ihr fühltet, wie es gerade den Mann von Geschmack, von dem zartern Schönheitsgefühle, schmerzen müsse,

wenn er die Zerstörungen der Wollust bemerkt, wenn er sieht, wie da und dort eine Schönheit, eine blühende Unschuld plötzlich, wie vom Gifthauche ergriffen, dahin welkt!

Wie verträgt sich dieses Princip mit der Menschenfreundlichkeit, mit dem liberalen Sinne, der gern Freude gönnt und Freude verbreitet? O möchtet Ihr recht einsehen, wie der, welcher die Wollust bekämpft, kein Feind der Liebe, kein Hasser der (schönen, bleibenden) Freude sey! Möchtet Ihr einsehen, daß nur die Liebe in ihrer natürlichen Tendenz zur (wahren) Ehe einen rechtlichen Charakter beweise, und ein würdiges, in Bezug auf den Menschen einzig wahres, Vergnügen gewähre. Denn nimmer ist die Liebe von der Tugend getrennt; und — auch sie ist Eine: ihre Basis die Achtung (für das Eine Höhere, wo dann auch dieses erscheine)!

Eine bessere Erziehung, von dem ächten Grunde aus und in allen Ständen, erscheint auch in diesem Betrachte als Kapitalpunkt. Aber soll die heranwachsende Generation zur bessern

Denk- und Lebensweise gelangen; so müssen auch die Großen, Erwachsenen, selbst die Männer des Staates, die aus Mangel einer ächten Erziehung (von dieser oder jener Seite her) vorhin auf Abwege geriethen, nunmehr ihre schlimme Praxis nicht theoretisch vertheidigen: sie müssen in der That zeigen, daß sie den Fehler erkannt und verbessert haben; sie müssen, wo die Rede, wo das Gespräch auf jenen Gegenstand fällt, ihre bessere Ueberzeugung kräftig — nicht im Tone der Pedanterie, aber mit der schönen Wärme, die den gesetzten Mann so wohl kleidet — an den Tag legen. Die Rede des Erziehers, des Lehrers, greift nicht ein, wenn ihr bald da bald dort eine praktische Aeußerung von jener Seite entgegensteht; und weit mehr, als die Worte, wirket das Beyspiel, zumal des angesehenen Mannes, wenn es noch fortdauert, wie es auf jenem Wege begann, oder doch mit einem sophistischen Worte hier und dort vertheidigt wird.

Möge besonders der Adel erkennen, was ihm in unsern Tagen Noth ist! Mögen die Adelichen wohl beherzigen, daß nun die Zeit gekommen ist, wo sie nur durch einen reinern, edlern Sinn und Wandel, durch Her-

zensadel, d. h. durch den Adel der Gesinnungen und der Thaten, sich in der öffentlichen Meynung erhalten, die Achtung des Publikums gewinnen, und insofern die Vorzüge ihrer Geburt behaupten können!! Gewiß, es ist eben so unklug als schändlich, die Vorrechte dieses Standes in die größere Freyheit des Lebens, d. h. in die Zügellosigkeit setzen zu wollen. Und es ist, in mehr als einer Hinsicht, empörend, zu sehen, wie da und dort wieder ein treffliches Mädchen („Fräulein"), ein schönes und blühendes Geschöpf, ausgeschmückt mit dem schönern Adel des Geistes, also wahrhaft edel und rein, mit einem entnervten Wüstlinge verbunden wird! — Die Reifern, Aeltern dieses Standes, die vielleicht für dessen Fortdauer zittern, sollten wahrlich kräftig auf die vorhin gedachte Weise für das Bessere wirken. Freylich ohne den Tugendsinn, ohne die reine, selbstständige Achtung für das Absolute, ist auch diese Klugheit nicht denkbar. Die Heucheley taugt überall nichts. Aber sollte die Wahrheit, wenn sie dergestalt, in den Erscheinungen des Lebens, hervorspringt und selbst dem äußern Sinne sich darbietet, nicht auch den innern Sinn treffen, erschüttern, zum Nachdenken aufregen, und so das Bessere wenigstens vorbereiten

können? Es springt doch wahrlich ins Auge, wie vermöge jener Freyheit des Lebens die allgemeine Achtung sinkt, und wie selbst im Schooße der Familien das zerstörende Gift überhand nimmt! Wenn z. B. die Ausschweifung des adelichen Jünglings „Ton" wird; wenn man für ausgemacht annimmt, daß überall (wenigstens in der Regel) keine adeliche Jungfrau, kein unverdorbnes und gebildetes Mädchen noch einen würdigen, reinen Jüngling u. s. w. erhalten könne: welchen Einfluß muß diese Vorstellung, diese Ueberzeugung selbst auf den weiblichen Theil des Adels, auf seine moralische Richtung in und vor der Ehe, gewinnen? —

Daß der neuere Geldadel in der Liederlichkeit, wo sie einmal herrscht, mit dem Geburtsadel wetteifern werde: das begreift sich — zumal nach der bekannten Verwandtschaft des Geldes mit der Welt. Noch mehr auf die materiellen Vortheile der Gegenwart geheftet, und daher noch plumper, erscheint nothwendig (da oder dort und, über kurz oder lange, überall) die Lebens- und Denkweise dieser sogenannten Adelichen, wofern nicht allmählig das sittliche Princip, wenigstens im Ganzen, überwiegt, und hiermit

die moralische Denkart zur herrschenden erhoben wird.

Also dahin müsse Jeder sein Augenmerk richten; jeder, den das Eine, was den Menschen adelt und (wahrhaft) beglücket, interessirt. Es müsse „Ton" werden, diesen Menschenadel überall hervorzuziehen, und ihn gegen die Blendwerke jeder Art geltend zu machen (ohne darum das „Relativgute", das Brauchbare und Schätzenswerthe irgend einer konventionellen Bestimmung zu verkennen.) Das Bessere wird siegen. Wir kennen den Grund unserer Ueberzeugung, das Fundament unserer schönsten Hoffnung; und freundlich leuchtet uns die Wahrheit entgegen, indem wir, ausgehend von diesem Grunde, den Werth des Gegenwärtigen richtig schätzen, ohne irgend eine Foderung an die Zukunft zu übertreiben. „Wer ist der Glückliche?" Das redliche Bemühen ist die Sache aller Würdigen: und nimmer ist dasselbe vom Glück', es komme früher oder später, verlassen. Denn wir wandeln, wir leben im Universum.

Der Revolutionsgeist strebte bekanntlich, den Geburtsadel mit Einem Streiche ganz zu zerstören. Ein Extrem! Nun erhebt sich, wie ge-

gen die Aufklärung unserer Tage überhaupt, so auch gegen die Lehre von der gemeinsamen Menschenwürde und dem hieraus entspringenden Rechte der neueste Idealismus einiger Deutschen, und strebt, diesen Adel durch eine künstliche Steigerung, nach seiner besondern Ansicht des Absoluten, zu stützen und als Gabe der Geburt festzugründen. Das andere Extrem! Und verkannt bleibet von beyden das Princip in der Mitte, welches den Blick zuerst auf jenes Gemeinschaftliche richtet, und dann auf eine fortschreitende Berichtigung des Besondern, Konventionellen, nach Maßgabe der höhern Kultur und folglich zum (wahren) Besten jedes Einzelnen hinweis't. Durch Steigerung der Extreme der Menschheit will jener Idealismus das Höchste erreichen: das nenne ich — Empirie oder eine physische Behandlung der Menschheit!

Als Ferment einer erweckenden Reibung war der Geburtsadel für die untern Stufen der Kultur wohlthätig; er war nach dem Plane der Providenz (dieser Sonne der geistigen Welt) nothwendig. Allein auf dem Punkte der höhern Ausbildung einer Nation ist dieser sogenannte Adel selbst für den Einzelnen, dem das Schicksal ihn

zuwarf, ferner kein Glück; und daher besonders tritt jeder Denkendere aus diesem Stande so gern auf die Linie der Gleichheit mit Andern! Er ist kein Glück: denn so Manches, was den Adelichen vorhin beschäftigte, und seine Kraft vorzüglich entwickelte, ist weggefallen; und so manches Andere, was die Entwickelung hemmte oder zur Ausschweifung reizte, ist hinzugekommen. Ja, man darf als Regel festsetzen: einen solchen Stand (im gedachten Falle) erträgt moralischer Weise kein Mensch. Daher die besondere Aufmerksamkeit, die ein im hohen Grade geistig ausgebildeter Mann oder Jüngling aus dem Adelsstande bey dem denkendern Theile seiner Nation erregt: wie ein besonderes Phänomen der Menschheit wird er betrachtet.

Und eben die Begünstigungen, die ausschließenden Institute, welche dem Adel in der Folgezeit zu Theile wurden, beförderten natürlicher Weise, also nothwendig, eben sowohl die physische als die moralische Zerrüttung desselben. Hier äußerte insbesondere der Cölibat *) seinen

*) Gutta cavat lapidem etc. — Auffallend ist der Kontrast, wenn man die spätern Begriffe der Theologen

zerstörenden Einfluß, auf den Wohlstand des Einzelnen und des Ganzen. Denn z. B. aus dem Schooße der Domkapitel gingen die Bischöfe hervor. Wer verkennt einen Franz Ludwig oder Dalberg? Aber wahrlich, der ist nicht redlich, der ist wenigstens im hohen Grade unwissend, welcher da läugnet, was so allgemein bekannt ist, und so oft, so laut beklagt wurde:

mit der Erklärung eines frühern Kirchenraths vergleicht: wie dieser so kräftig für die Ehe sprach, und zwar gegen Geistliche sowohl als gegen Layen! (Concil. Ancyran. Can. 50, vom Jahre 314.) Freylich die Scholastik weiß sich durch eine — Distinktion zu helfen: nur verrathen solche Unterscheidungen jedem reinen und geraden Denker eben so viel Leidenschaftlichkeit als Beschränktheit; denn mit dem Gepräge des Zwanges tragen sie auch die Farbe der Partheylichkeit an sich. Und welches sind die Stützen der noch fortdauernden, erzwungenen Ehelosigkeit des katholischen Klerus? Nach einer Angabe des N. Teutsch. Merkurs: „Beschränktheit, Leichtsinn oder Politik." (Jahrg. 1804, H. 8. S. 266.) — Der Verfasser dieser Bemerkungen hat nun die, mehr als einmal wiederholte, Erfahrung gemacht: daß der Cölibat besonders die trefflichern Jünglinge, nachdem sie das Studium der Theologie begonnen hatten, davon zurückwarf; abgesehen von denen, die er schon früher abge-

daß eben diese Einrichtung der Menschheit, mittelbar sowohl als unmittelbar, tiefe Wunden geschlagen, und die Kultur des katholischen Deutschlands (allerdings hatten auch die Protestanten ihre Hindernisse) schrecklich gehemmt hat! Man lese, was selbst P. Stattler in seiner „wahren und allein hinreichenden (?!) Reformationsart des katholischen gesammten

schreckt hatte. Möchten die Fürsten, die Bischöfe, — möchte Jeder, dem das Wohl des Ganzen theuer ist, auf dieß Zeichen der Zeit wohl achten!! Noch mehr: ich habe erfahren, wie da und dort ein Trefflicher die Theologie studierte, mit dem schon zuvor gefaßten Entschlusse, Jurist oder Mediciner zu werden; er, der gebildetere Jüngling, studierte die Religionswissenschaft, weil er sie liebte, weil er sich in der Kenntniß des Absoluten noch fester gründen wollte u. s. w.; und er „würde (nach seinem offenen Geständnisse) geistlich geworden seyn, wenn der Cölibat nicht wäre.“ Allerdings wirkt dergestalt der öffentliche Lehrer der Religionswissenschaft, der Moral u. dgl., wenn er im ächten Geiste lehrt, auch wohlthätig für die ächte, höhere Kultur des Juristenstandes u. s. w.; und das Widrige seines Lehrfaches wird ihm einigermaßen durch diesen Gedanken versüßt. Allein wie könnte er gleichwohl, hat er je reinen Sinn für die Menschheit und einen Blick für das Ganze, diesem Schicksale der (ächten)

Priesterstandes" über die Bischöfe, so wie sie „in der Regel" aus dem Chore der Domherrn hervorbringen, gesagt hat! Daß der Jesuit zugleich für den Cölibat eifert, begreift sich; denn auch der Kopf eines Stattlers stand unter dem Einflusse seiner Zeit und — seines Ordens. Wunderbar genug, daß noch so viel Gerades und

Kirche und Religion gleichgültig oder ruhig zusehen? — Muß sich ihm nicht immer wiederum der Gedanke schmerzlich aufdringen; wenn das so fortgehet, was muß, was wird dann aus der Kultur der Menschheit werden? — vorausgesetzt nämlich, was jedem tiefern Denker entschieden ist: daß die höhere Bildung des Ganzen ohne die Religion, ohne die Kirche, und folglich ohne würdige, talentreiche und wahrhaft gebildete Priester (im reinen Sinne des Wortes) nicht glücklich fortgehen kann. — Es sey mir, um der Sache willen, erlaubt, hier alle redliche und denkendere Geistliche, in deren Kopfe noch irgend eine Bedenklichkeit für den Cölibat sitzt, zur Prüfung, etwa zur neuen und ernstlichern Prüfung meiner Gedanken über selbigen in der Schrift „Auch die Aufklärung" rc. (2te Ausgabe, S. 239) aufzufodern, und gewisse Weltleute, in dem gedachten Sinne des ehemaligen Vaters der Illuminaten, insbesondere auf die Noten S. 261 und S. 417 hinzuweisen. Es ist um ein Gemeingut der Menschheit zu thun!

Reinmenschliches sich mit seinen positiven Ansichten verweben konnte! — Deutschland hat also wohl Ursache, dem Geiste der Zeit zu danken, daß sein mächtiger Tritt jene Institute zertrümmert hat. Oder besser: dem religiösen Gemüthe, dem sittlich denkenden Geiste erscheinet in dieser Lenkung der Dinge eine schöne Spur der Vorsehung, eine neue, beglückende Anstalt zum Bessern. Denn hoffentlich wird der gute Genius des Vaterlandes und der Menschheit dafür sorgen, daß uns kein neues „Kirchenkonkordat" in eine ähnliche Verwirrung zurückwerfe.

Empörend war es besonders, zu sehen, zu beobachten, welche moralische (und physische) Verwüstung zuweilen Ein Domherr — wer läugnet, daß es Bessere gab? — an Einem Orte oder auch in einem Bezirke von mehreren Stunden umher anrichtete. Und man schauert, indem man erfährt, was der Verfasser kürzlich von sicherer Hand erfahren hat: wie eine junge Person noch mit den Resten voriger Schönheit im Zuchthause, den Namen ihres ersten Verführers — den Namen eines Domherrn, eines Adelichen — laut verfluchend, dahinstarb!

„Aber die Institute der Deutschen Ritter, der Malthesér . . . . ?“ Man sehe wohl zu, ob diese Institute sich mit der Natur (wie Gott sie geschaffen hat, also von der physischen und moralischen Seite, und in ihrem schönen Verhältnisse zu einander) mehr oder noch weniger vertragen? Man bedenke wohl, wie dieselben dem geraden, gesunden Verstande erscheinen müssen! Wahrlich nicht nur lächerlich, indem wir auf das Gesetz des Cölibats blicken, sondern empörend, indem wir auf jene Anstalt Gottes zurück- und auf die Folgen im großen Zusammenhang' der Dinge hinaussehen. Ja, man beherzige wohl, welchen Schaden dergleichen Institute (in unserer Zeit) mittelbar dem „Adel“ selbst bringen müssen! Giebt es nicht bereits hell- und moralisch denkende Eltern aus dem Adelsstande, welche da, weit entfernt zu denken, daß ihre Kinder in einem Stande „versorgt“ seyn würden, der ihnen das Joch der Ehelosigkeit bey den reizendsten Umgebungen auflegte, selbige vielmehr davon mit der schönsten Vater- und Muttersorge zu entfernen suchen? Immer findet der Adeliche, der sich menschenwürdig oder wahrhaft ausbildete, eine schönere „Versorgung“: er hat, in

den

den gegenwärtigen Verhältnissen, einen natürlichen Vorsprung vor dem Bürgerlichen. Aber auch diese Ungleichheit wird sich allmählig, wenn nur ächte Bildung in jedem Stande zunimmt, auf eine schöne und für jeden wohlthätige Art aufheben.

Gewisse Vorzüge, Privilegien u. s. w. in der Hand eines Würdigen aus dem Adelsstande sind der Gegenstand einer schönen, neidlosen Freude für jeden rechtlichen oder würdigen Menschen. Denn ein solcher Adlicher erscheint nun als Repräsentant des freyen Menschen, wie er seyn sollte, und auf einer höhern Stufe der Kultur seyn wird: wie er also dem Denker schon jetzt, selbst im Staate, vorschwebt. Und diese Vorzüge, selbst die, welche ihm das Vorurtheil im gemeinen Verkehre des Lebens zugesteht, sind in seiner Hand Werkzeuge zum Bessern. Dazu kommt das auszeichnende Wohlwollen gegen einen Mann, der so manche Reizung, so manches besondere Hinderniß seines Stand's überwand. Rühret nicht daher eine innigere Zuneigung, eine wärmere Hochachtung gegen den Edeln dieser Art? Und, däucht mir, der Bürgerliche, welcher diesen

Zug der Liebe, der Verehrung gegen jeden Würdigen aus dem Adelstande nicht fühlet, ist keineswegs berechtigt, ein prüfendes Wort über den Adel selbst zu sagen.

Das bisher Gesagte zielt also keineswegs dahin, den Adel herabzuwürdigen oder gar zu vertilgen. Denn heilig sey das Eigenthum! Was aber nicht in dem Rechte, in der Natur des wahrhaften Eigenthumes sich gründet; das fällt bey dem Fortschritte der Kultur von selbst weg, und zwar auf eine eben sowohl für den Einzelnen als das Ganze beglückende Art. (M. vgl. S. 89.) Nur so viel möge man aus dem Vorhergehenden mit siegender Klarheit abnehmen: daß, zum Behufe der öffentlichen Sittlichkeit, zum Behufe der moralischen Kultur des Ganzen, vornehmlich für die Erziehung des adelichen Jünglings neue, besondere Vorkehrungen nothwendig sey'n. Und nach sicherer Erfahrung können wir beysetzen; es giebt adliche Familien, in welchen diese Ueberzeugung und dieses Princip der Erziehung lebet.

Der Aufklärling aus einer der höhern Klassen des Bürgerstandes ist gar nicht berechtigt, auf den Adlichen mit Spott und Verachtung herabzusehen. Denn gesetzt und zugegeben, daß nunmehr das Uebergewicht an geistiger Kultur, im Vergleiche mit dem Adels-Stande, sich in diesen Klassen des bürgerlichen finde: hatte nicht der Bürgerliche (auf seinem Wege der Bildung) des Reizenden oder Verführerischen weniger, und des Anspornenden mehr? Also zur billigen Schätzung oder zum Mitleiden und zu einem schönen Akte der Dankbarkeit, nicht zum Stolze oder zum wegwerfenden Spotte, wird diese Betrachtung den Nachdenkenden auffodern. Uebrigens ist es allerdings merkwürdig, daß gegenwärtig der Adliche, hin und wieder, sichtbar an dem Schicksale des Geistlichen Theil nimmt, und daß er, wie dieser, gewisse Abzeichen seines Standes, selbst den Stern und das Ordensband, aus Scheu vor einer mehr beschimpfenden als ehrenden Auszeichnung verbirgt. Offenbar ist hier eine gewisse Reaktion der Natur: eine Reaktion, die wohlthätig seyn mag, wenn dadurch das Eine, was die individuelle Würdigkeit begründet, immer völliger und einleuchtender hervortritt; wenn ferner, indem die ächte Kultur im Ganzen

fortschreitet, der Bürgerliche mit einer schönen, auf Nachdenken oder humane Rückblicke gestützten, Billigkeit dem Adlichen gewisse Vorzüge frey zugesteht, und dieser auf der andern Seite jene sogenannten Vorrechte, die nur in der ehemaligen Rohheit oder auch in einem damit verbundenen Bedürfnisse sich gründeten, mit freyer und schöner Resignation aufgiebt. Der Adel selbst wird dadurch gewinnen. Wie z. B. ein ausgezeichneter, edler Mann aus dem Bürgerstande hier und da neben dem Adlichen an der Seite eines aufgeklärten oder humandenkenden Fürsten, an der Tafel oder im gesellschaftlichen Kreise erscheint: so tritt die Tugend selbst als Basis aller ächten Geisteskultur und hiermit des Adels selbst in neuem Lichte hervor. Denn jene gemeine und berüchtigte Empirie, welche die Tugend oder die Tugenden, wie gewisse Qualitäten der Pferde, Hunde u. s. w., vom Blut' ableitete und auf solche Art erblich machte, ist wohl dahin. Indeß schallet noch hin und wieder ein Ton dieser Art selbst aus einem ästhetischen Walde hervor; und es ist zu erwarten, ob nicht der gedachte Idealismus auch dieser Empirie, dieser physischen Denkweise und hiermit dem Princip der Zerstörung eine neue, wiewohl leicht brechliche, Stütze liefern wird, da

er bekanntlich das Geistige mit dem Körperlichen amalgamirt, die Freyheit mit der Natur vermischt, und die Tugend, die nur Annäherung (zum Ideale der Sittlichkeit) seyn kann, als Vollendung oder Absolutheit ansieht und festsetzt. Man sehe auf die S. 89. zurück, oder vergleiche Schelling's Philosophie und Religion S. 61. Offenbar, indem wir die Worte genau betrachten, wird hier die Tugend als ein Produkt der Natur dargestellt. Jedoch wir gehen weiter.

Der Bürgerliche (wohl sind alle Glieder eines Staats — dessen Bürger!) hat um so weniger Recht, den Adlichen auf die gedachte Weise zu behandeln, da selbst in jenen Klassen noch so manches Einzelne hervorspringt, was dem Geiste der Verbesserung widerspricht. Sind es z. B. nicht Bürgerliche, die, mit der einseitigen Kultur geschminkt, jene feinern und glänzenden Wollüstlinge aus dem Adelsstande gerade auf ihrer schlimmsten Seite nachahmen? Sind es nicht Bürgerliche, die jenes Unwesen einer priviligirten (unter dem geheimen Schutze der Polizey stehenden) Hurerey stützen, die es stifteten, oder ihm gleichgültig zusehen, zum Verderben der Jugend,

des Vaterlandes, der Menschheit? Denn bekannt sind diese Häuser allen Liederlichen; und durch Zufall oder durch die Notiz und Einführung eines solchen werden sie auch dem Unschuldigen, aber Reizbaren und Leichtsinnigen, verderblich. Ein neueres Faktum! Es kommt, um an der chirurgischen Anstalt sich besser auszubilden, ein junger und glücklicher Ehemann für einige Zeit in die Stadt; bald geräth er in ein solches H—renhaus: unerfahren und reizbar unterliegt er der feinern Versuchung: eine Beute der Wollust, entnervt und geplündert. Noch glücklich, daß ein menschenfreundlicher Arzt ihn aus dem schändlichen Hause rettet: muthig und mit durchgreifendem Ernste holt der würdige Mann den Unglücklichen selbst heraus. (Denn auch als Einwohnende werden die Schlachtopfer, da und dort, von der schlauern „H—ren-Mutter" festgehalten.) Aber der schöne Friede seines Hauses, seiner Ehe, ist entflohen: die verlassene Gattin, die werdende Mutter jammert; und es steht dahin, was Kunst und Wohlwollen noch aus dem Unglücklichen zu schaffen vermag.

Man sehe wohl zu, wie weit und tief das Unheil schon unter den jungen Männern, wie sie von

unsern Universitäten ausgehen, gegriffen hat! Denn gab und giebt es gleich Edlere: was da und dort im Großen Ton ward, fiel doch jedem Beobachter auf. Man bedenke, ob ein gewisser leichter Ton, worin selbst so manche reifere Geschäftsmänner von der geschminkten Ausschweifung sprechen, nicht die Folge einer gewissen Lebensart sey, und welchen Einfluß diese Weise zu denken und zu reden auf die öffentliche Sittlichkeit, auf die öffentliche Moral, auf die Stimmung und Kultur einer ganzen Nation haben müsse!! — Man frage insbesondre, was für Werkzeuge wohl eine Regierung an solchen Geschäftsmännern haben möge, welche Treue, welche Thätigkeit sie von denselben erwarten könne? (S. 178 bis 182.) Nur eine seichte, empirische Theorie nimmt und giebt denselben Menschen zu derselben Zeit in dem einen Stücke für gut, in dem andern für böse. Eines ist das sittliche Gesetz, Eines der Wille; und nur von der Maxime des letztern, so wie von seinem Einfluß auf alles Besondre, wird hier gesprochen.

Sieht der Bürgerliche dergestalt auf das Mangelhafte in seinem Kreise; so wird er schonender,

wiewohl nicht gleichgültig, das Fehlerhafte in einem fremden Kreise betrachten. Man kennt die Klage über den aristokratischen Einfluß des Adelstandes, über die besondere Verkettung, über das Ausschließende u. s. w. Allein wer kennt nicht dieselbe (oder eine ähnliche) aristokratische Verkettung in den höhern Klassen des Bürgerstandes? Da wird selbst der fähigere, der treffliche junge Mann, welcher aus einer tiefern Klasse desselben Standes sich zu einer seinen Kenntnissen angemessenen Stelle zu erheben strebt, immer wiederum hinabgedrückt, weil er — keine „Konnexionen" hat. Ja, es giebt schöne Ausnahmen; und diese haben ihre eigene, schöne Ursachen: auffallend ist aber jene Erscheinung. Und was für Subjekte wurden dagegen öfters angestellt, oder gar befördert! In einem gewissen Lande (nicht Bayern) bekam unlängst ein junger Mensch, nicht ohne Talente, aber ein Wüstling, und daher ohne solide und geordnete Kenntnisse sowohl als ohne die höhere Würdigkeit, ein ansehnliches Amt auf dem Lande: sein Bruder war Hofrath oder gar Geheimerrath; und ein Schwächling an Geist und Körper erhielt, so jung er auch war, ein Amt von ähnlicher Bedeutung: sein Vater saß, als Re-

ferent bey dem Fürsten, an der Quelle. Setzen wir, dieses Fürstenthum falle als Entschädigung einem andern Herrn zu: wie leicht mag es sich treffen, daß nun eben diese Helden die Bestätigung oder, bey einer neuen Organisation der Aemter, einen noch größern Wirkungskreis erhalten, wenn derselbe aristokratische Einfluß noch fortdauert! Denn wie könnte die höhere Stelle jene Kette sogleich durchsehen? Aber leicht können wir uns auch vorstellen, wie nun in diesen Amtskreisen, durch mittelbaren und unmittelbaren Einfluß solcher Vorgesetzten, die Ordnung und die öffentliche Sittlichkeit blühen mag. —

Man hat gefragt: ist es Schwachheit oder Humanität, einem öffentlichen Beamten, der Kirche oder des Staates, durchzuhelfen, wenn er eine (sogenannte) Sünde der Schwachheit beging, deren (leibliche) Folge seine amtliche Existenz gefährden könnte? Z. B. ein Pfarrer verführt seine Magd, ein blühendes Landmädchen, und nimmt zu einem andern, einem würdigen jungen Manne, seine Zuflucht: was soll dieser thun, da jener bereits die Miene des Büßenden trägt? Gewiß, es wäre zu hart, wenn er ihm den erflehten Dienst versagte: nämlich die Schwangere

zu einem Verwandten, den der letztere in einer großen Stadt oder deren Umgebungen hat, zu schicken, damit die Unbekannte hier gebähre u. s. w. Oder einen andern, und zwar eben so neuen Fall! Ein weltlicher Beamter, und dem aus einem officiellen Grunde die öffentliche Sittlichkeit besonders nahe liegen soll, schwängert ein Mädchen, das beynahe noch Kind in sein Haus kam, und erst da zur Jungfrau als Dienstmädchen heranwuchs; und er flüchtet sich zu einem andern jungen und würdigen Pfarrer: wie denn nach einer sichern Erfahrung gewisse Herren, die sonst keine Freunde der Geistlichkeit sind, in einem solchen Falle gern die geistliche Barmherzigkeit ansprechen. Dieser Beamte hat, auf einer Seite, nicht dieselbe Entschuldigung, wie jener Pfarrer; denn er ist verheyrathet, und besitzt eine junge Frau. (Doch man sehe, was auch gegen den Geistlichen spricht, z. B. oben S. 186 u. w.) Aber was soll der würdige Geistliche anfangen? — Er schickt das Mädchen zu einem seiner nächsten Verwandten in einer andern großen Stadt, wo es gebährt, und dann, in derselben Stadt, Dienste nimmt; natürlich, jetzt um so leichter das Opfer der Wollust, die Beute jedes schlauern Verführers! Wer möchte den Barmherzigen, in diesem und in jenem Fal-

le, tadeln? Indessen, sey auch, was die braven Männer gethan haben, ein Dienst der Humanität, der Menschenliebe; so haben sie doch zugleich, nach meiner Ueberzeugung, die hohe Pflicht, den Sündern kräftig die Wahrheit zu sagen, ihr Gewissen mächtig aufzurufen, ihren moralischen Sinn zu schärfen, ja sie mit fester Stimme und in vollem Ernste zu bedrohen: man werde, wofern sie ihren Fall nicht durch eklatante Rechtschaffenheit verbessern, denselben ohne Scheu bekannt machen und der höhern Behörde selbst anzeigen; und die Drohung soll, wenn diese Verbesserung nicht folget, erfüllt werden! Denn giebt es nicht Beyspiele, die zeigen, wie dergleichen Verbrecher, muthig durch das Glück, das ihnen durchhalf, dann um so kecker fortsündigen, und im verstärkten Maße das Ferment der Zerstörung in ihrer Sphäre ausbreiten?

In einem großen und reichen Dorfe, nicht ferne von einem ehemaligen Residenzstädtchen in Schwaben, richtete der Beamte, richteten besonders dessen Söhne vor Kurzem eine auffallende Zerrüttung an. Denn nicht allein verfolgten und zerstörten sie manche gutmüthige, ländliche Un-

schuld: sondern auch die Bursche des Dorfes, vornehmlich die Söhne der reichern Bauern, aufgemuntert durch das Beyspiel, durch die Schwachheit des Richters und den Mangel an Polizey, ja selbst durch die neuen, sophistischen Maximen der Wollust verführt, gingen allmählig in der Liederlichkeit so weit, daß Schandthaten und Greuel geschahen, die fürwahr des Zuchthauses und selbst des Galgens kaum unwürdig waren. Eines floß natürlich aus dem Andern. Die lasterhafte Gesinnung durchbrach allmählig jeden Damm. Und der Pfarrer, ein gewöhnlicher Zögling der Scholastik, hatte weder Kraft noch Ansehen genug, um dem hereinbrechenden Strome zu wehren, indeß die schwache, durch das häusliche Beyspiel gehemmte, Polizey des Beamten das Unheil bald übersah, bald mit leichter Strafe zudeckte und vergrößerte. So entstanden Greuelthaten, welche in einem Staate, in einem ordentlichen, civilisirten Dorfe nicht möglich schienen. Möchte ein Kenner die neuere Geschichte dieses Dorfes mit treuer Hand zeichnen, zum auffallenden Beweise, daß ein Punkt, welchen der Weltling für so unbedeutend hält oder so gleichgültig behandelt, mittelbarer Weise fürchterlich in den Gang und das Wohl des Ganzen eingreife! —

Allerdings müssen wir wohl unterscheiden, ob eine Sünde dieser Art die Folge der Schwachheit oder die Geburt der Bosheit sey: jene kann, unter verführerischen oder unglücklichen Umständen, bey der Liebe Statt finden; diese aber, die Bosheit, ist die Gefährtin des thierischen Triebes oder, was hier Eines ist, der gebietenden Lust. Und eben diese Unterscheidung, recht ins Auge gefaßt, macht uns anschaulich, warum auch der Wohldenkende (Gutdenkende) Einen und denselben Fehler, der Materie nach, bald mit milder Schonung behandelt, bald mit hoher Indignation wie eine Greuelthat richtet.

Was übrigens bisher, in dieser Schrift, von den Landbeamten gesagt ward, kann offenbar weder dem Stande selbst, noch irgend einem Einzelnen etwas von seinem Werthe entziehen. Und, wer, der seit der neuen Organisation dieser Aemter im Vaterlande (Bayern) sich umsah, kennt nicht bereits mehrere würdige, ja selbst treffliche Männer in diesem Stande. Wohl aber verdient derselbe von Seiten jeder Regierung eine besondre Aufmerksamkeit, da er mittelbar sowohl als unmittelbar auf die Kultur des Ganzen so großen

Einfluß hat. Und darum insbesondre muß, soll je die Kultur in unsern Staaten wahrhaft gedeihen, selbst an den Universitäten auf die sittliche Bildung des künftigen Beamten auf dem Lande eine hervorstechende Rücksicht genommen werden. (Mehr über diese Diener des Staats sehe man in der Schrift „Auch ein paar Worte über die Frage: Führt die Aufklärung zur Revolution? rc. S. 71 u. f. Auch werfe man hier einen Blick auf das oben Gesagte S. 146—147.

Von dem Officierstande, wie er aus Adlichen und Bürgerlichen entspringt, muß hier ein Wort gesagt werden. Es ist allerdings, indem man jeden Einzelnen würdigt und Keinem die gebührende Achtung versagt, nicht zu verkennen: daß mit diesem Stande ganz eigne Gefahren verbunden sind; und man darf wünschen, daß besonders in Militärschulen dem Jünglinge reine und feste Grundsätze der Moral und der Religion eingeflößt werden. Denn unzertrennlich hängen beyde zusammen, und anerkannt ist ihr Einfluß auf's Leben:

anerkannt von jedem geraden, von jedem tiefern und gesunden Denker. — Dieser Idee entspricht freylich der Religionsunterricht beynahe gar nicht, welcher irgendwo den Zöglingen einer solchen Schule von einem französischen Emigranten (in Deutschland und zwar im Jahre 1804!) gegeben ward; z. B. ein Unterricht von der Gnade, welcher nicht etwa das Wahre (aus dem ächtreligiösen Gesichtspunkte) an dieser theologischen Vorstellung entwickelte, oder in der nähern Beziehung auf das Leben darlegte, sondern vielmehr von der alten Lehre der Scholastik sehr Vieles mittheilte, so daß z. B. selbst in der öffentlichen Prüfung die Frage gestellt ward: „warum waren die Pharisäer so bösartig?" und die Antwort erscholl: „weil sie die Gnade nicht hatten"! — — Freylich verfliegt so etwas bald in der freyen Luft, in der Sphäre des Lebens; aber was hat dann der junge Mann? — Er hat wenigstens Stoff zum Spotten: er wird erst Religionsspötter in Ansehung gewisser Nebendinge, und Indifferentist in Absicht der Hauptsache; bald wird er auch Spötter gegen diese, und Verwerfer des Ganzen! Es fällt auf, was nun aus der Moralität werden müsse, nach dem innern, praktischen

Zusammenhange des sittlichen Geistes mit dem religiösen, und bey so Manchem, was von Innen und Außen lockt, reizt und verführet. Wohl dem Jünglinge, dem sonst noch ein günstiger Genius etwas Besseres in die Hand spielet? Und Ehre dem jungen Manne, der selbstthätig, tapfer im schönsten Sinne des Wortes, sich über niedrige oder gemeine Umgebungen erhebt!!

Der Verfasser dieser Schrift kennt sehr würdige Männer in diesem Stande; ja er zählt Freunde in demselben, an die er sich im Gefühle der Hochachtung erinnert. Aber ganz unwissend oder nicht redlich müßte er seyn, um läugnen zu können, daß eben in demselben ganz besondere Reizungen zur Ausschweifung liegen. Und wer weiß nicht, daß auch da besonders der Fluch des (obwohl nur weniger oder mehr erzwungenen) Cölibats wirkt und, theoretisch sowohl als praktisch, sich äußert. Daher auch gewisse sophistische Maximen, die frey umherlaufen, und ein Leichtsinn, der, in seinen Folgen schwer oder zerstörend genug, eben darauf sich gründet! Freymüthig hat der Verfasser seine Ueberzeugung über manches Eigene dieses Standes in seinen Winken über . . Kultur ausgesprochen: S. 153 bis 172. Es

fand,

fand, wie ich vernommen habe, Einer und der Andre diese Winke, da und dort, etwas zu stark: aber man lese noch einmal, man sehe zuvor in den verschiedenen Kreisen des Lebens mit einem offenen, geschärften Auge umher, und lege dann selbst, redlich und frey, das Resultat seiner Beobachtung und seines Nachdenkens dar! —

Es ist neuerlich der Vorschlag gemacht worden: den Militärdienst zur Schule der Kultur für die Nation, für ein ganzes Volk zu erheben. Unstreitig hat der Officier in unsern Verhältnissen auf die Kultur des Ganzen, indem er auf seine Untergebenen wirkt, mannigfaltigen Einfluß; unstreitig kann dieser Einfluß ein treffliches Mittel zu dem Einen Zwecke der Menschheit werden: aber man sieht, was vor Allem erfodert wird. Und was könnte wohl da werden, wo der Officier selbst ein Wüstling wäre, wo er nicht allein mit seinem Beyspiele zum Schlechten anspornte, sondern auch mit dürren, unkeuschen Worten dazu auffoderte, und, einstimmend in die Späße oder Zotten der gemeinen, verdorbenen Bursche, des unschuldigen Neulings so unbarmherzig als frech spottete, das Schamgefühl erstickte, und, indem er den Unverdorbnen in

Ein Laster hineintriebe, ihm bald auch alle Religion und Moral, mit sophistischem Geschwätze sowohl als durch die innere, nothwendige Folge eines solchen Lebens, entrisse.

Immerhin spotte der Witzling, wenn er die „galante (?) Sünde" mit solchem Ernste enthüllt sieht! Immerhin zürne der blinde oder fanatische Eiferer, wenn er da wieder den Cölibat mit der Ausschweifung gepaart findet! Meine Ueberzeugung werde ich darum stets, zumal bey jeder Gelegenheit, die sich selbst ergiebt, kräftig ausdrücken. Ja, unsere Losung sey:

Ehre, Achtung der Liebe — der Ehe!

Und folglich:

Schande, Verachtung und ewige Fehde der Wollust — der Hurerey (in welcher Gestalt sie auch erscheine)!

Denn nur im Schooße der (wahren) Liebe, wie der Tugend, ruht das Glück der Menschheit; und nirgends äußert sich das Princip der Zerstörung so mächtig, wie als herrschende Lust oder, mit Einem Wort' und in dem oben

bestimmten Sinne desselben — als Wollust. Und wahrhaft in jeder Beziehung, arbeitete nur derjenige gegen diese, welcher in gleichem Maß' (oder mit gleicher Wärme) für jene spricht oder schreibet. Wer diesen Zusammenhang nicht einsieht; der mag sophistisch raisonniren oder mystisch schwärmen: aber zum Lehrer der Menschheit ist er (nach meiner Ueberzeugung) nicht bestimmt. Freylich ist überall Keiner berechtigt, sich dazu ausschließend selbst zu bestimmen. Aber seine Ansicht der Sache darf Jeder offen darlegen, gewiß (wenn er redlich verfuhr), daß in der Brust jedes Andern etwas ist, was ihm, bey derselben Stimmung, freundlich antwortet. Und davon überzeugt, können wir unsre Betrachtnng ruhig fortsetzen.

Es liegt in den innern Verhältnissen des Soldatenlebens, in dem Beyspiele der Aeltern, in der besondern Reibung u. s. f. manches Verführerische, was — sich schwer heben läßt. Im „Bayerischen Volkskalender für den Bürgers- und Bauersmann auf das J. 1804 findet sich folgende Stelle: „Der Sohn, welcher als „Soldat das Trinken und den Müßig„gang gewöhnt, die harte Bauernar-

„heit aber verwöhnt hatte, ward bald „mehr im Wirthshause und auf den Kegelplätzen, „als zu Hause angetroffen; und ehe ein paar „Jahre verflossen, hatte er das Heyrathsgut sei„nes Weibes theils verspielt, theils vertrunken, „und selbst das Getreide auf dem Felde verkauft." Man dürfte wünschen, der Verfasser des erzählenden Aufsatzes, woraus diese Stelle genommen ist, möchte sich hierbey durch eine Anmerkung gegen Mißverstand oder, auf der andern Seite, gegen Mißbrauch verwahrt haben. Denn ein Mißverstand scheinet mir allerdings obzuwalten, wenn in einer vaterländischen Zeitschrift dieselbe Stelle geradezu als ein Angriff auf das bayerische Militär ausgelegt wird. Aber ist sie nicht zugleich von dem gemeinen Raisonneur gegen eine nothwendige Anstalt des Vaterlandes mißbrauchbar? Daher hatte der Vertheidiger des besagten Militair's im kurpfalzbayerischen Wochenblatte (Jahrg. 1804, St. 6.) vollkommen Recht, da er, einen Mißbrauch dieser Art züchtigend oder einem vorbeugend, andere und bessere Seiten, zum Theile nach einer neuen Vorkehrung, entwickelte, und das besonders ins Licht setzte, was den gemeinen Gegnern dieses Standes nicht selten entgehet: die (relative) Nothwen-

digkeit desselben, das Bildende mehrerer Arbeiten u. s. f. Wenn aber der Ungenannte von einer besondern moralischen Gefahr, die mit diesem Stande verknüpft wäre, überall Nichts spräche: zeugte das wohl von reiner Wahrheitsliebe, oder von hinlänglicher Sachkenntniß? —

Was der Militairstand dem ungebildetern Sohne des Landes vornehmlich gewähren kann, ist der Schliff des Aeußern. Indeß, ist wohl hierbey keine neue, besondre Vorkehrung nöthig, damit der Geschliffene nicht zugleich raffinirter im Felde der Lust, sinnlicher, ungläubiger auf Kosten der ächten Religion, und demnach verderbter werde? Da liegt eine Aufgabe für den braven Mann, für den würdigen Officier!

Dazu kommt die Frage: in welchem Verhältnisse muß die Zahl der Soldaten zu der Bevölkerung des Ganzen stehen? Wohl und schön, der größte Theil sey für mehrere Monate zur Arbeit entlassen! Wenn es aber dem landbauenden Stande an ordentdentlichen oder bleibenden Mitarbeitern gebräche: würden ihm jene, die nur zeitenweise erschienen, wohl genügen? Und würden nicht diese Frey-

willigen den Preis ihrer Arbeit bis zum Uebermaße steigern?

Worauf es noch besonders ankommt, dieß ist: daß die Ehen, selbst im Militairstande, so viel als möglich und folglich immer mehr erleichtert werden. Es ist viel, es ist achtungswerth, was mir eben von einer neuen Einrichtung in Bayern gesagt und versichert ward: daß jeder Soldat, der eine ordentliche Gelegenheit zur Versorgung oder zur Heyrath ausweisen kann, auf der Stelle seine Entlassung erhält. — Wie, nach gehöriger Vorbereitung, die Ehen in einem Lande zunehmen, so nimmt die Ausschweifung und hiermit das Princip der Zerstörung ab. Und wohlthätig, für mehr als einen Zweig der vaterländischen Industrie, erhebt sich dann das Princip der Sittlichkeit. Welchen Eindruck mag hingegen eine Summe unverheyratheter Mädchen — es sey in der Hauptstadt oder auf dem Lande — selbst auf den Reisenden, den fremden, aber theilnehmenden Beobachter machen? Oder was soll der Freund des Vaterlandes denken, wenn er im Lande da und dort bemerkt oder vernimmt, daß so manche Dienstmagd, so manches kräftige, aber schon ältere,

Landmädchen zwey, drey, vier bis fünf Kinder hat, und wie da und dort Eine, der man diese Produkte vorwarf, geradezu und fest antwortete: „Schwer genug für mich, daß ich sie ledig (unverheyrathet) haben muß!" Das klingt — naiv. Aber es liege auch eine gewisse Schamlosigkeit in dieser Antwort: eine gerechte Klage, ein gerechter Vorwurf gegen den Staat tönet doch zugleich aus derselben; und wenn die Schuld auf eine frühere Zeit, oder auf die vorige Regierung zurückfällt: so erhellt dennoch dabey, worauf eine neuere, wenn ihr das Wohl des Vaterlandes und der Menschheit theuer ist, ein besonderes Augenmerk richten müsse.

Gewiß, wenn sich an der neuern Militair-Einrichtung in der Folge oder bey näherer Betrachtung, es sey an der Zahl des bestehenden Militaire's oder an dem Maße der Dienstzeit, noch etwas fände, das sich mit dem Gemeingute des Vaterlandes, mit dem allgemeinen Besten nicht vertrüge: ein aufgeklärter und wohlwollender Fürst würde es aufheben, so bald ein würdiger Mann — er heisse Minister oder Staatsrath — Ihm selbiges mit der edeln Freymüthigkeit, die Er liebt, vorstellte. Ja, ich bin gewiß, Er würde selbst ei-

ne Lieblingsneigung, die er etwa nach einem frühern Verhältnisse gewonnen hätte, einschränken oder dem allgemeinen Wohl' aufopfern. Wer Ihn kennt, der weiß dieses! —

Man sey also, mit freyerm Blick' das Ganze betrachtend, auch auf der andern Seite human, gerecht und billig! Wir leben in keinem Utopien und Eldorado: wir leben — in einer Menschenwelt. Genug, wenn so manches Gute, was da ist, immer treuer verwaltet wird, und in Bezug auf das Mangelhafte, was noch Statt findet, im Ganzen die Tendenz zum Bessern vordringt. Es ist gefehlt, wenn über den Einzelnen, das menschliche Individuum, ein zu hartes Urtheil gefällt wird: der Fehler liegt im Kopfe oder gar im Herzen. Allein was berechtigt den Unzufriednen oder den politischen Schwärmer zu der Härte, womit er über eine ganze Regierung abspricht? Offenbar ist hier die Anmaßung oder die Beschränktheit noch größer. (Man erinnere sich hier dessen, was oben gegen jene Schwärmerey gesagt, und was selbst dem gutmüthigen Gegner des Neuern zur Beherzigung vorgelegt worden ist!)

Das Spiel, welches der Stolz und die Bequemlichkeitsliebe gewisser Officiere, vom höhern oder niedrigern Range, noch da oder dort im deutschen Vaterlande mit den Kindern des Bauers und des Bürgers treiben, ist allerdings für den Menschenfreund empörend. Es ist, setzen wir, das Loos eingeführt: aber die Eitelkeit, der Stolz spekulirt nach dem schönsten Burschen; und man weiß ihn, wie sehr ihn auch das Glück begünstigt habe, zu erlangen. Dazu kommt das Spiel des Eigennutzes, der Habsucht, ja das offene und plumpe Getriebe der Bestechung und der Willkühr. Der Bauer, denkt man, „merkt es nicht", und der Pfarrer, wenn er auch davon sichere Kunde erhält, muß schweigen, oder — wird nicht gehört. Man hat bemerkt, daß eben dieses Spiel zeither besonders in dem Lande oder in der Gegend getrieben ward, welche so eben, auf dem bekannten Wege der Entschädigung (vielleicht der Acquisition), einen neuen Oberherrn bekommen hatte. Auffallend war, an mehr als Einem Orte, die Verabredung zwischen dem Officier und dem Beamten, dieser sey nun als Commissaire oder sonst in seinem Amts-Charakter bey der neuen Rekruten-Aushebung aufgetreten. Einer brauchte den An-

dern; Einer that dem Andern etwas zu Gefallen u. s. w. So wurde z. B. einer Wittwe (gewiß gegen den Willen des Fürsten, der Regierung) ihr einziger Sohn weggenommen; so verlor ein Vater, der selbst kränkelnd ein krankes Weib und mehrere kleine Kinder hatte, den erwachsenen Sohn; so erklärte der untersuchende Chirurg, bestochen oder geschreckt, eine Reihe junger Bursche für untauglich, um bis zu dem schönen und großen zu kommen, den der Stolz oder die mit Menschen spielende Liebhaberey wünschte, dem aber eine hohe Glücksnummer gefallen war. u. dgl. m. (Daß jedoch diese Thatsachen keineswegs zu dem Schlusse berechtigen: so habe man überall, so haben Alle gehandelt; das versteht sich!) Ein Beamter, wir kennen ihn, suchte sich der neuen Regierung dadurch zu empfehlen, daß er, um eine recht große Liste Konskriptionsfähiger zu gewinnen, in seinem Amtsbezirke unter den jungen Burschen selbst Krüpplichte, Lahme u. dgl. aufzeichnete: und so fügte sich's, daß in Einem Dorfe, von mäßiger Größe, sechs Bauernsöhne unmittelbar vor der Aernte zum Militairdienste abgingen. „O, rief da Jemand, **wenn der Landesvater wüßte, wie man mit seinen Kindern umgeht!**" — Und wenn ein Anderer, durch solche Erscheinun-

gen irre gemacht, und ergriffen von der aufwallenden Empfindung, selbst über die Regierung und über einen gerechten oder menschenfreundlichen Fürsten in harte Worte ausbrach: wie schmerzlich mußte ein solches Urtheil dem ruhigen Beobachter, der etwa diese Regierung oder diesen Fürsten kennt und liebt, auffallen! Und ist es nicht empörend, zu sehen, wie da oder dort eben die, welche der neuen Regierung mit Freude und Verlangen entgegen sahen, nun durch die Vermittelung solcher Unwürdigen mit Abneigung und Haß dagegen erfüllt werden? —

Aber, wie gesagt, es ist das Unglück einer Regierung, wenn sie keine bessern Werkzeuge vorfindet; und sie ist insofern zu bedauern: sie empfängt ja die Subjekte aus der Hand der Vorzeit, und nur allmählig kann sie bessere heranbilden oder an die Stelle der schlechten setzen. Möchten diese sich bessern! —

So viel kommt auch in diesen Ständen auf den Charakter, auf die Sittlichkeit an. Und man bedenke, ob die, welche mit dem Lande, mit den Unterthanen so verfahren, wohl Treue gegen den Fürsten oder die Regierung, Treue in ihrem Berufskreise üben werden? Ja,

man sehe insbesondre, ob nicht eben diese Bestechlichen, diese Leichtsinnigen, Ungerechten u. s. f. nicht zugleich dem Laster der Wollust ergeben sind, oder sich durch Liederlichkeit — nennen sie dieselbe auch Galanterie! — auszeichnen?

Auf Erleichterung und Vermehrung der Ehen, ward eben vorhin gesagt, kommt sehr viel an, damit nicht selbst die ländliche Geradheit den Staat anklage: „Hart genug für mich, daß ich sie (jene Kinder) so tragen und nähren muß!“ Dann gewiß, wenn der Staat selbst die ehelichen Verbindungen auf jede Art unterstützt, ist er befugt, das Laster und selbst den Leichtsinn, der sich allmählig mit der freyen, umherschweifenden Lust paaret, strenge zu verfolgen.

Bekannt ist die „Gelindigkeit“, die neuerlich gegen die sogenannten Verbrechen des Fleisches in mehr als einem Staate Ton ward. Was ist davon zu halten? Was empfiehlt die ächte Politik, Gelindigkeit oder Schärfe? Die Gelindigkeit muß wahrlich, wie aus dem Obigen erhellt, sehr bedingt werden, wenn sie nicht

eben so unpolitisch als unmoralisch seyn soll. Freylich gilt da besonders: wie der Mensch ist (lebt), so urtheilt, so richtet er; und die eigene Praxis, mochte sie auch von der Klugheit geschminkt oder (einigermaßen) versteckt seyn, hatte nur zu oft auf die Theorie des Gesetzgebers sowohl als auf das richterliche Benehmen des Beamten Einfluß. Aber Schande dem Staate, der den Verführer mit gelinder Strafe oder gar ungestraft durchläßt! Er lockt, er reizet, nicht allein zu diesem Laster: er verkehrt und vergiftet überhaupt das moralische Urtheil des Volkes. Milde, Schonung hingegen gebührt wohl der Schwachheit, der verführten Unschuld. Und auch der Liebende, der als solcher fällt und verleitet, gehört in diese Kategorie. In einem Lande zumal, wo unglückliche oder drückende Umstände die Heyrath erschweren, mag dieser Fall öfters eintreffen. — Aber das Mädchen, welches in dieser Hinsicht öfters, zum zweyten Male und zwar mit einem Andern, sündigt, verdient keine oder doch viel weniger Schonung. Denn bleiben sich die, welche als Liebende, folglich aus Schwachheit gefallen sind, treu; und — fallen sie auf diese Art öfter, so daß sie mehr als ein Kind erzeugen: wer mag sie

verdammen? Offenbar fällt der größte Theil von dem, was die gesunde Vernunft am Ganzen mißbilligen muß, auf die äußern Umstände zurück; offenbar können sie, nach einer tiefern oder gründlichern Ansicht, selbst als Eheleute betrachtet werden: und wehe dem weltlichen oder geistlichen Obern, der kein Mittel zu schaffen weiß, um solche Liebende oder Fehlende auch durch das äußere Band der Ehe zu verknüpfen!

Aber Strenge, Schärfe ist nöthig wider den Leichtsinn, der allmählig in Leichtfertigkeit (Frivolität) übergeht, und wie eine Epidemie in einer Stadt oder in einem Dorfe sich ausbreitet. In einer kleinen Stadt jenseits des Flusses, der Bayern von Schwaben trennt — wurden kürzlich die schuldigen Mädchen, die neuen Sünderinnen wider das sechste Gebot, vor den amtlichen Gerichtshof citirt: und es erschienen — nicht mehr als 18 (sage achtzehn!) schwangere Mädchen, freylich aus mehr als einem Stande! Binnen weniger Jahre hat in diesem Städtchen die zügellose Lust dermaßen, um mit Wieland zu reden, überhand genommen. Und wodurch? Der Krieg hat etwas gethan: aber das Meiste haben zwey bis drey Ursachen, die wir schon kennen, ge-

than: und leider! müssen wir gestehen, daß auch hier das Verderben vorzüglich von Oben, von den höhern, sowohl bürgerlichen als adlichen, Volksklassen ausging. Insbesondre trug ein Weib zu dem Unheile bey, eine Frau, die noch durch das äußere Band der Ehe, als das innere längst zerrissen war, mit einem schwachen, wiewohl sonst rechtlichen und verdienten, Manne verknüpft blieb. Freylich lastete auf ihm schon eine frühere Schuld; und es war schrecklich, zu bemerken, wie da Eines in das Andere griff. Auch ist merkwürdig, daß der Obskurantismus durch seine Anstalten zu dem wachsenden Verderben beytrug. Uebrigens kann das Chor jener Fruchtbaren, wie sie da vor dem Amte (wohl auch stolz und kühn) auftreten, dem Vernünftigen keinen lustigen oder komischen Anblick gewähren; denn unverkennbar ist der nachtheilige, zerrüttende Einfluß, welchen diese Unsittlichkeit bereits, und zwar von mehr als einer Seite, auf den Wohlstand des Bürgers und hiermit des Staates hat.

Wünscht der Staat, wie Oestreich unter Joseph II., nur Kinder, sey auch der Weg, auf welchem er sie erhält, nicht ganz rein oder legal: warum sollte man nicht den schönern Weg der Legali-

tät vorziehen? Und warum sollte man nicht, wie in Preußen, unter dem nöthigen Militaire das eheliche Leben selbst einführen, befördern, und dabey treffliche Schulen für die Kinder errichten können? — Dem Projekte aber, daß Keiner heyrathen dürfe, der nicht erst, vielleicht gar 10 bis 12 Jahre als Soldat gedient habe: diesem Projekte, welches schon da und dort besprochen ward, könnte ich nur nach einer großen Voraussetzung und Einschränkung beystimmen. Das empirirische Geschwätze von äußerer Bildung (dem Wegfeilen gewisser Kruditäten) verdienet kaum noch eine weitere Erwähnung; denn was frommet jene ohne die innere Bildung, die sittliche und intellektuelle, in deren natürlichen Verbande und mit steter, zweckmäßiger Hinsicht auf den allgemeinen Zweck der Menschheit sowohl als den besondern, welcher in den Gegenständen des Berufs im Staatsverhältnisse gegründet ist. Sachkenner und würdige Männer, selbst Officiere, wissen und bekennen es laut, wie schwer es gegenwärtig ist, den größern Theil der jungen Bursche vor Ausschweifungen, selbst vor geheimern und zerstörendern, zu bewahren, und wie leicht bey diesem „Zusammenleben" selbst der gemeine Sinn

für das Anständige, ohne welchen bey dem Ungebildetern keine Tugend gedeiht, verloren geht. Und was sollen wir dem Patrioten, dem Freunde des Vaterlandes antworten, der jammernd ruft: „So „wird also künftig kein unschuldiger und zugleich „kräftiger Jüngling mehr heyrathen, so soll denn „die Menschheit von der physischen, wie von der „moralischen, Seite immer mehr verkrüppelt wer„den! Und die gewünschte Population, die stei„gende Bevölkerung, wird sie durch Menschen „gewinnen, die zuvor gealtert und ihre besten Kräf„te, vielleicht in den Abgründen der Wollust, ver„geudet haben? Oder welche moralische Stärke, „welche sittliche Kraft gegen die Versuchung könnet „Ihr denn solchen Menschen, solchen Burschen zu„muthen?" u. s. w.

Was die engherzige Politik einiger Staatskünstler von einer „Uebervölkerung" spricht, und daher gegen das Princip der Erleichterung oder Vermehrung der Ehen einwendet: dieß Alles, wie künstlich es auch durchgeführt seyn mag, ist nach meiner vollen Ueberzeugung nur die Sprache der Empirie, nur das Produkt einer in der Hülle des Raisonnements und der Erfahrung schimmernden Begrenztheit. Nur den Empiriker oder den

Undenkendern kann sie blenden. So wie der (bloße) Politiker sich nimmer zur Idee und damit zum reinen Begriffe der Gottheit erhebt: so begreift er auch nicht, daß überall keine Zerrüttung oder Unordnung eintreten kann, wenn man die Gesetze de Natur, die Anlagen des Schöpfers befolgt. O sorget nur Ihr für die Erfüllung dessen, was Euch die Pflicht im ganzen Umfange Eueres Berufes auflegt: der Himmel wird sicherlich für die Erhaltung des Menschengeschlechts, so zahlreich es sodann seyn oder werden mag, sorgen! Oder besser: diese Vorsorge, seyd überzeugt, ward schon in der Anlage des Weltplans getroffen. Hat aber ein Staat seine Pflicht, in jeder Hinsicht, gegen den Staatsbürger erfüllt; dann mag immer die Auswanderung eines bestimmten Theils in irgend eine neue oder unbebaute Weltgegend entstehen: der Staat selbst wird dann die Emigration leiten; und dieß wären die rechten Auswanderungen. — Fände sich, da und dort, noch eine Inkonvenienz oder ein Anstand: wahrlich, die Weisheit würde ihn heben. (Man vergleiche hiermit, was über diesen Gegenstand oben vorläufig, nach einer gegebnen Veranlassung, gesagt ward!)

Es ist klar, daß hier keineswegs behauptet werde, der Staat solle oder dürfe Jemanden die Heyrath erlauben, der nicht im Stand ist, eine Familie menschenwürdig zu ernähren. Und noch weniger spricht das eben Gesagte für die Art und Weise gewisser adlichen (oder „geadelten") Herren, die, um einige Gulden zu gewinnen, in dem engen Bezirke ihrer Herrschaft sogleich Heyrathspatente ertheilen, und dann die Verheyratheten als Bettler . . . . . in alle Welt aussenden *). Der Staat (und heiße er auch das deutsche Reich) hat vielmehr die Pflicht, mithin das Recht, diesem Unfuge kräftig zu steuern.

Führt aber die Regierung ein schönes, vom rechten, humanen Grund' ausgehendes und auf den edeln Zweck hinstrebendes, Regiment: o dann

*) Bekanntlich sorgt ein Edelmann in Schwaben (Graf Schenk zu Dischingen) weit umher für die öffentliche Sicherheit. Wahrlich dieser Graf erinnert an eine schönere Epoche der Chevallerie; und er verdient eine rühmliche Auszeichnung in den Annalen des Vaterlandes. Noch kennt der Verfasser treffliche Männer, würdige Regenten in diesem Stande: aber die Bescheidenheit würde ihm nicht erlauben, sie hier öffentlich zu nennen.

hat sicherlich das deutsche Vaterlaud noch in Jahrhunderten keine Ursache, eine zu große, das Maß der mütterlichen Fruchtbarkeit der Erde übersteigende, Anzahl von Menschen zu befürchten; und mit der gehörigen Anwendung gilt dieß von jedem einzelnen Theile desselben. Denn außerdem, daß auch die natürliche Fruchtbarkeit, unter der pflegenden Hand des Menschen, in gleichem Verhältnisse steigt oder sich entwickelt: wird wohl alsdann noch so, wie gegenwärtig, öfters Einer verzehren, wovon leicht Zehn oder Zwanzig, wenn es gehörig vertheilt wäre, sich nähren könnten, und zwar also, daß sie nicht, wie jener, dem Nichtsthun sich widmeten, sondern arbeiteten und zur Arbeit hinreichende Kraft hätten.

Noch minder wäre die „Ueberbevölkerung" in einem Lande zu besorgen, wo noch so manche öde Plätze sich fänden, und wo das Mönchthum, so wie der heillose Krieg, seit Jahrhunderten an der Entvölkerung gearbeitet hätten; denn mit gewissen illegalen Seitensprößlingen ist dem Vaterlande so wenig als der Menschheit gedient. Ja, wenn sich fände, daß in einem solchen Lande häufig die großen (oder größern und vermöglichern) Landbauer

die kleinen verschlungen hätten, so daß öfters Einer zwey bis drey kleine Güter mit seinem Bauersgute vereinigte, indem selbst die ehemaligen Wohnungen oder Häuser jener kleinern Landbauer sich vorfänden: müßte da nicht das königliche (wachsame) Auge der Regierung vorzüglich dahin gerichtet seyn, diese kleinen Güter als selbstständig herzustellen, oder sie mit eignen Besitzern, die eine Familie ordentlich ernähren könnten, zu versehen? So gewänne der Staat nicht allein rüstige Werkzeuge zum fernern Anbau des Landes, sondern auch eine größere und hinlängliche Zahl von jungen, dienenden Mitarbeitern für den ackerbauenden Stand: und so würde insbesondre dem auffallenden Mangel an zureichenden und tauglichen Knechten, welcher etwa in jenem Lande noch Statt hätte, glücklich abgeholfen. (Die zweckmäßigen Verfügungen in Absicht des Militaire's vorausgesetzt!)

Gewiß, dieses Schicksal der kleinern Gutsbesitzer — „Gütler" nennt sie die Landessprache da und dort — ist einer besondern Aufmerksamkeit werth. Und nicht genug, daß die Regierung jede weitere Vereinigung dieser Art streng untersagte, und den Landbeamten, welcher so etwas (ich

weiß eine neuere, auffallende Thatsache, gegen das ausdrückliche Verbot!) ferner zugäbe, unerbittlich und scharf bestrafte: sie müßte mit herrschender Vorsorge selbst auf die besagte Wiederherstellung dringen, und zu deren Behuf einigen Aufwand, wo er nöthig wäre, nicht scheuen. Das wäre in der That eine schöne, landesväterliche Unterstützung!

Es ist schön, es ist patriotisch, wenn eine Regierung fremde Kolonisten herbeyruft, um den Eingebornen das Beyspiel einer bessern Landeskultur, und mit demselben theils Lehre theils Aufmunterung zu geben; und es verdient den Dank des Menschenfreundes, wenn sie dem ärmern (Kolonisten) großmüthig zu Hülfe kommt. Aber noch schöner ist es, wenn sie die Landeskinder auf jene Art unterstützt. Recht wohl indessen kann Eines mit dem Andern bestehen.

Schwerer, oder mit besondern Schwierigkeiten verbunden, ist allerdings diese „Herstellung"; denn die gegenwärtigen Besitzer sind durch Formen, so wie durch die Zeit oder das Alter, befestigt. Allein desto edler, desto rühmlicher ist dieselbe. Und zeiget sich, da oder dort, eine

besondere Schwierigkeit: so findet die Staats-Weisheit sicherlich ein Mittel, einen Ausweg; denn — sie will. Man erinnere sich einerseits an die Unterstützung, welche wohl auch Kolonisten aus einer andern Gegend des Vaterlandes, bey Erbauung des neuen Wohnhauses ꝛc., empfangen haben; und man sehe andererseits auf die Art und Weise, wie dergleichen Gütchen vorhin gewöhnlich mit den „Höfen" (größern Bauersgütern) vereinigt wurden. Es lastete auf jenen eine zu große Abgabe; der Vater mehrerer Kinder gerieth in Schulden; der reichere Bauer machte ihn von sich abhängig u. s. w. Manches Gütchen wurde um einen sehr geringen Preis verkauft; der Beamte erhielt seinen (?) Theil u. s. f. Was könnte der Bauer einwenden, wenn man diese Kaufsumme zurückgäbe? Er hat vielleicht die Aecker u. dgl. verbessert: aber hat er sie nicht zeither benutzt? Und soll nicht auch er, indem überhaupt in Ermangelung des Dokuments eine bestimmte Summe mit Rücksicht auf die Vorzeit festgesetzt würde, der allgemeinen Ordnung und dem Wohlstande des Vaterlandes etwas aufopfern? — Leicht dürfte sich hier und dort noch ein Abstämmling von einem ehemaligen Gütchenbesitzer finden, oder sonst ein wackerer Jüngling entdecken, der, wie etwa ein

Kolonist jener Art, einiges Vermögen besäße, und ein braves Mädchen liebte. Wollte aber der reichere Landbauer das Gütchen schlechterdings in keine fremde Hand mehr kommen lassen; wollte er lieber eines seiner Kinder dahin verheyrathen, und ihm von dem großen Gute noch einiges Terrain beylegen: desto besser! —

Was den Verlust solcher Gütchen (und wohl auch beträchtlicherer „Bauernhöfe") nicht wenig befördern, und mittelbarer Weise die Bevölkerung, folglich auf dieselbe Art die sittliche Kultur des Landes, sehr hindern könnte: dieß wäre der Umstand, wenn in einem Lande die Abgaben auf die Bauerngüter sehr ungleich verlegt wären, wenn bey einer ehemaligen Schätzung nach dem sogenannten „Hoffuße" die Unkenntniß manchen Mißgriff gemacht, oder auch die Bestechung manchen schlechten Streich gespielt hätte; und wenn diese Landgüter selbst im Fortlaufe der Zeit, unter mancherley mitwirkenden Umständen, große, bedeutende Vermehrungen erhalten oder solche Verminderungen erlitten hätten, indeß jene Abgaben noch immer und überall dieselben geblieben wären. Da wäre in der That eine eben so große als schöne Aufgabe der

Verbesserung für die Regierung! Eine Aufgabe, die vielleicht, wenn sie auch glücklich gelös't würde, öffentlich (wenigstens im Anfange) keinen besondern Glanz mit sich bringen, aber gewiß in der Folge, da sie offenbar und stets sichtbarer zum Heile des Vaterlandes und der Menschheit gereichte, dieser Regierung einen bleibenden Ruhm verschaffen würde.

Freylich bedürfte man besonders hierbey eben so rechtschaffener als geschickter Männer; und wohl, recht wohl erprobt müßten diejenigen seyn, die man zu Kommissarien in diesem wichtigen Geschäft' auswählte: denn es greift tief in das Ganze und in die Zukunft hinein. Die bloße Geschicklichkeit, ja selbst die hervorstechende bey einem Charakter, der zweydeutig oder dessen edle Tendenz nicht entschieden und eben so hervorleuchtend wäre, müßte nur desto mehr Unheil anrichten: sie würde den Betrug, den der Eigennutz foderte, nur desto feiner einkleiden, und desto sicherer durchsetzen. M. s. die S. 45 und dann 177 bis 181!

Ein besonderer Punkt, worauf es ankommt, ist eine weise, praktische Achtung gegen die Ehe.

Der Staat muß, indem er die Ehen erleichtert, zugleich in Bezug auf den Ehestand Alles entfernen, was dem Begriffe desselben widerspricht, oder ihn gar herabwürdigt. Wenn es lächerlich ist, zwey Menschen, die dem Greisenalter nahe sind, öffentlich als Eheleute zu verbinden, und ihnen wohl gar (im Namen der Kirche!) von Kindern, welche sie da miteinander erzeugen sollen oder werden, vorzusagen: so ist es empörend, wenn ein junger, kräftiger Mann von 20 bis 22 Jahren mit einer 50= oder 60jährigen Wittwe verbunden wird. Denn so wird die Ehe zum Spielballe bloßer, folglich lächerlicher Formalitäten, und zum Werkzeuge der spekulirenden Habsucht, zum Werkzeuge des dummen Stolzes oder gar einer thierischen Lüsternheit herabgewürdigt.

Und noch werden immer, selbst unter der angeblichen Garantie des Staates und der Kirche, dergleichen unnatürliche oder sogenannte Ehen geschlossen! So eben ward mir eine neue von dieser Art, und zwar aus einer Hauptstadt, wo die

Aufklärung schon große Fortschritte gemacht haben soll, bekannt. Sey es, daß eine gewisse Observanz in Ermangelung eines bestimmten Verbots den Unfug stütze: wie mag gleichwohl ein Beamter, er heisse weltlich oder geistlich, wie kann ein rechtschaffener und verständiger Mann eine solche Heyrath erlauben, eine solche Ehe segnend oder bestätigend gutheissen? Vorausgesetzt nämlich, man sey überzeugt, daß die Basis aller wahren Ehen, die Liebe, hier mangle, und daß selbst die physische Möglichkeiit dessen, was der natürliche Zweck fodert, abgehe. Und wer mag es dem theilnehmenden Beobachter verargen, wenn er laut und mit harten Worten über die Obern zürnt, die einen Jüngling mit einem alten Weibe, oder die blühende Unschuld mit dem, durch Alter und Sünde entnervten, Greise verknüpfen? Da ist wohl ein eisernes Band, oder — ein Joch! (Conjugium.) Der Unwille über solche Obrigkeiten stützt sich, wie man sieht, auf den gesunden Verstand, und verstärkt sich, bey einem Blick' auf den unglücklichen Theil, durch jede schönere, menschliche Empfindung.

Die raisonnirende Empirie, und zwar die geistlose Kasuistik des Pfaffen sowohl als die

Klügeley des Weltlings, findet allerdings bey der Frage über diesen Gegenstand ein weites Feld. Allein die moralische Klugheit, die im Felde der Politik mit Recht und einzig Staatsweisheit genannt werden kann, schafft sicher da auch einen Ausweg, wo, in Bezug auf das äußere Leben, einige Verwirrung oder Bedenklichkeit eintritt. Der Gutherzige aber, den nur dieß äußere Leben (die Materie) verwirrte und zu Mißgriffen verleitete, ist allerdings — er sey von der geistlichen oder weltlichen Bank — zu bedauern.

Selbst auf die moralische Beschaffenheit der Individuen, auf die wahre eigentliche Würdigkeit in Absicht der ehelichen Verbindung, richtet eine würdige Regierung ihr Auge. Ja, vorzüglich wird in einem wohlgeordneten Staate darauf gesehen: kein Unsittlicher, wie reich oder (physisch-) gesund er auch seyn mag, darf heyrathen! Denn der Unmoralische ist nicht nur keines schönern Gefühls, also der eigentlichen Liebe nicht, empfänglich; sondern auch zur ordentlichen und, für den Staat sowohl als für die zartere Menschheit, beglückenden Erziehung schlechterdings

unfähig. Daher eine namenlose Zerstörung, für die Individuen und das Ganze, für ein Menschenreich, es nenne sich Staat oder Kirche! Nun hängt die moralische Erkenntniß und Würdigung der Einzelnen, welche in den Ehestand treten wollen, vorzüglich von dem Beamten ab. Also daran, was dieser für ein Mensch sey, ist widerum sehr viel gelegen. Es gilt auch da: wie Jemand ist, so urtheilt er! *) Der Kopf, das Talent u. s. w., behält seinen Werth: nur

*) Wen treffende Bemerkungen über den großen, Alles zerstörenden Einfluß der Unsittlichkeit — der „Sünde", wie sie in ihrer Totalität sich entwickelt — auf ein Menschenreich, also auf jeden Staat, wo sie nicht gehemmt wird, interessiren: der lese in den, vom Hrn. geistl. Rath' und Prof. Sailer herausgegebnen, „Briefen aus allen Jahrh. der christl. Zeitrechnung" außer Fenelon's vortreflichem Schreiben an Ludwig der Vierzehnten in der 5ten Sammlung die Briefe des Herausg. in der 6ten (u. letzt.) Sammlung! München, 1804. Vermißt der Freund des Schönen oder des schärfern Begriffs noch da und dort etwas; so wird er doch, wofern er für das Eine Wahre und hiermit für die Sache κατ' ἐξοχην Sinn hat, eine reine, hohe Tendenz mit schönen und humanen Blicken ins Leben, folglich das, was mit Recht „Geist" genannt wird, in diesen Briefen nicht vermissen.

ist er, wie man sieht, untergeordnet. Das Herz, der moralische Charakter entscheidet! Abgesehen von dem Unwesen der Bestechlichkeit, der Vorliebe oder Gunst, der Abneigung, des Hasses, der despotischen Willkühr u. s. f.: wie viel Unheil kann schon eine gewisse Trägheit, Gleichgültigkeit, der Mangel an moralischem Scharfblicke und an richtiger Beobachtung stiften!! Und auf der andern Seite, bestehen nicht auch die Kollegien der Regierung aus — Menschen? Ja, gesetzt, der unsittliche Beamte hätte da und dort, durch das bekannte und berüchtigte Band der wuchernden Sinnlichkeit, eine mächtige Stütze gefunden? — Genug davon! Aber es wird, denke ich, stets einleuchtender, wie viel einer Regierung, die menschenwürdig regieren will, an der Moralität ihrer mancherley Glieder und Werkzeuge, an wahrhaft tauglichen Subjekten liege. Daß auf den Geistlichen, den Pfarrer u. s. w. eine noch größere Schuld falle, wenn ihm der gute Wille und dessen Erscheinungen im Berufskreise fehlen: dieß erhellet schon aus dem oben Gesagten (S. 186 u. 194), wiewohl, nach denselben Bemerkungen, ein Blick auf den Druck des heillosen Cölibats und auf eine gewisse Abhängigkeit von rohern Formen der

Vorzeit ihn zugleich, auf der andern Seite, vor dem Gerichtshofe der Humanität einigermaßen entschuldigt. Uebrigens wissen wir (S. 92 u. a.), daß auch der sittliche Charakter des Menschen, mithin eben so wohl der Einzelnen im Volke, erkennbar ist. Hier hat die Verstellung weniger Statt; und um so leichter ergiebt sich diese Erkenntniß, wenn das schärfere Auge der pfarrlichen und amtlichen Aufsicht, in einem kleinern oder bestimmtern Kreise, den Handelnden faßt und beobachtet.

Noch herrschet unter so Vielen, in den höhern und niedrigern Klassen, der Wahn, als ob die Ehe ohne die Liebe Statt finden könne. Diesem Wahnbgriffe von dem Wesen der Ehe wird eine Regierung, die menschenwürdig regieren will, kräftig, obwohl mit schonender Klugheit entgegen arbeiten. Nein, privilegirte Hurerey ist keine Ehe! Und wie kann z. B. ein Pfarrer, wenn er des Amtes und seines Namens werth ist, das zitternde, weinende und das gefoderte Ja laut ausschluchsende Mädchen an das eiserne Joch fesseln? Warum, wenn er ein Mensch ist, wenn er ein Herz und einen Verstand hat, wa-

um erklärt er nicht laut und stark: Hier ist keine Liebe, hier ist Betrug, Zwang oder Selbsttäuschung — die eheliche Verbindung kann nicht Statt haben!" — Als Jüngling sah ich einer Kopulationsscene von jener Art zu; und ich vergesse wohl nimmer den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat. Der „Kopulierende" war sogar ein Dompfarrer oder gar Domdechant, ein unsittlicher Mensch, der, so notorisch auch seine Schandthaten waren, sich dennoch zur Würde eines — Bischofs erschwang! Wie könnte man von einem Menschen dieser Art eine Erklärung wie jene erwarten? Aber eine Schönheit von der ersten Klasse und, was mehr ist, ein Mädchen von den trefflichsten Anlagen war nun für die Welt, für die Menschheit beynahe ganz verloren! Es gewährte eben so viel Schmerz als Freude, in der Folge zu sehen, wie die herrliche Anlage und ein schönerer Wille in einzelnen Momenten, in einzelnen trefflichen Handlungen, unter dem Drucke des Jammers aufblitzte. Aus dem Leben eines andern Domherrn könnte ich hier eine Greuelthat anführen, worüber sich jeder Leser entsetzen würde: gegen ein vortreffliches Mädchen, und zwar aus der höhern Bürgerklasse! Und auch dieser Mensch

gelang.

gelangte nachher, ohne dem Zerstörungsprincip zu entsagen, zu einem hohen Posten. Noch schwelgt er im Besitze von Tausenden. Heilige Nemesis! — Doch Du rollest dein Rad. Möge der Ruchlose, der das Laster mit feiner Schminke deckt, von irgend einem mächtigen Schlage getroffen — sich wahrhaft bessern!

Allerdings fällt, wie man leicht bemerket, wenigstens ein großer Theil von dem Fluche, welcher die Zerstörenden trifft, auch hier auf jene erzwungene (oder vom Geiste der Habsucht und des Ehrgeizes oder Hochmuths gebotene) Ehelosigkeit zurück.

Eine besondre, wachende und strafende, Aufmerksamkeit gebührt den sogenannten Heyrathsstiftern und Heyrathsstifterinnen, die nämlich von irgend einem heillosen Zweige des Eigennutzes getrieben, überall auf jene Grundbedingnng aller wahren Ehe keine Rücksicht nehmen, und, wo die Liebe ihren Absichten im Wege steht, dieselbe mit der Schandnote der Leidenschaft oder des Unverstandes zu brandmarken suchen. Und so tritt dann, wie bekannt, in den höhern Klassen der Ehrgeiz als

Vernunft, und in den niedrigern die (gemeine) Habsucht als Verstand auf. —

Es muß allmählig, in jeder Klasse des Volks, herrschende Denk= und Redensart werden:

Keine Heyrath ohne Liebe!
Und:
Keine Liebe *) ohne Heyrath!

„Das ist", rief ein eifriger Pfarrer (als Katechet) seinen erwachsenern Pfarrkindern zu, „das „ist ja ein verkehrtes Wesen:

„wann ihr nicht karessieren dürfet, dann karessiert ihr; und „wann ihr dürfet, sollet, dann karessiert ihr nicht, dann laßt ihr „die Heyrath durch andre Leute „machen!"

„Ihr dürfet, ihr sollet karessieren, d. h." (setzte er wie einlenkend bey) „wann ihr das väterliche „Gut übernehmen könnet, oder sonst eine sichere „Aussicht habet, dann sollt ihr euch selbst um eine „taugliche Person umsehen, oder die, welche euch „etwa empfohlen wird, wohl prüfen, ob sie recht=

*) Oder — „Karesse?

„schaffen, gesund und zu euerer Arbeit geschickt „ist, dabey ob euch ihre Gestalt gefällt, so daß „ihr zu dieser Person, zu diesem Menschen, wie „er nun ist, eine herzliche Neigung ha„ben könnet." U. s. f.

Der Staat ist berechtigt — denn er ist dazu verpflichtet — auch die elterliche Gewalt, wo sie dieser schönern Entscheidung der Liebe sich widersetzt, einzuschränken. Und nicht allein das tyrannische Volo (Zwang), sondern auch das despotische Veto (die eigensinnige, oder von irgend einer Leidenschaft gebotene Weigerung) verdient die Rüge des Staates. Ja, hat der Sohn, hat die Tochter alle Wege versucht, die ihnen Ehrfurcht und kindliche Liebe vorzeichnen: dann haben sie das Recht, zu dem Staate, zum Fürsten im ächten Sinne des Wortes, wie zu einem schützenden Vater (Landesvater) ihre Zuflucht zu nehmen; und der Staat hat die Pflicht, den Wunsch, den schönen, rechtlichen Plan der Liebenden gegen jede Einwendung des Eigensinns und der Leidenschaft zu beschützen, folglich den Grund der väterlichen oder mütterlichen Weigerung streng zu prüfen, und Alles zu verwerfen, was auf jenem unreinen Fundamente beruht. Noch mehr! Die

Kinder sind in einem solchen Falle verpflichtet, selbst gegen ihre Eltern, wie schwer auch ihrem Herzen dieser Schritt fallen mag, den Schutz der Obrigkeit anzuflehen, vorausgesetzt nämlich, daß der Jüngling oder die Jungfrau wahrhaft liebe, und nicht bloß von einem Bilde der Phantasie bezaubert, oder gar von einem Rausche der Sinnlichkeit benebelt sey: was aber aus ihrem frühern Leben und aus der Art, wie sie in dieser Epoche sich benehmen, hinlänglich erhellt! — Mit dieser rechtlichen Entscheidung der Liebe (Geschlechtsliebe, in der ächten und reinen Bedeutung des Wortes) ist ein heiliges Menschenrecht selbst verknüpft, und dadurch die weitere Bildung der Individuen, also nicht nur, wie man gewöhnlich sagt, ihre Glückseligkeit oder Seligkeit, sondern zuvörderst ihre Tugend, ihre weitere sittliche Veredlung (freylich auch die Basis jedes bleibenden Wohls) bedingt. Auch liegt dem Staate selbst, in mehr als einer Hinsicht, daran, daß gegen die Tyranney des Geldes und gegen die Anmaßung anderer Dinge, die ein früheres Bedürfniß einführte, und die nun der Wahn oder die Leidenschaft stützet, persönliche Eigenschaften, sittliche und im Bunde damit andere Vorzüge, allmählig und folglich auf eine für den

Staat keineswegs erschütternde Weise geltend gemacht werden.

Sorget der Staat auf solche Art für die zartere, heranwachsende Menschheit: dann mag er von dem reifen Jünglinge, von dem mannbaren Mädchen eine untadeliche und schöne Aufführung, einen keuschen Wandel (in dem oben bestimmten Sinne dieses Worts) fodern; dann ist er berechtigt, die Ausschweifenden strenge zu behandeln! Aber was müßte aus einem Staate werden, dem selbst dieses Recht durch seinen innern (fehlerhaften) Zustand genommen oder doch sehr beschränkt wäre? —

Und so wie der ächte, moralische Begriff vom Wesen der Ehe unter einem Volke verbreitet wird; so muß die sittliche Denkweise überhaupt, und damit auch die sittliche Lebensweise unter demselben gewinnen. Dann wird auch das Sträuben, das man jetzt noch unter einem großen Theile des gemeinen katholischen Volks gegen die Aufhebung des Cölibats seiner Geistlichkeit wahrnimmt, wegfallen. Der Verfasser dieser Bemerkung hat mehr als einmal die auffallende und ihm höchst merkwürdige Erfahrung gemacht:

daß Eheleute, die glücklich verheyrathet waren, und ihre Kinder sittlich oder christlich erzogen, bestimmt wünschten, der Pfarrer möchte auch heyrathen dürfen!

Der Geistliche, der Pfarrer, glaubten sie, würde oder müßte seine Kinder recht schön erziehen; er würde überhaupt im Ehestand ein gutes Beyspiel, was man so sehr brauche, geben können u. s. w. Es klang naiv, es war ein inniges, herzliches Wohlwollen, womit sie auch ihrem „Seelsorger"

die Freuden des Ehestandes, die Seligkeit der Liebe und die schöne Vaterfreude besonders

wünschten. Dagegen waren es gerade die schlechtesten Eheleute, welche für das ehelose Leben des Geistlichen eiferten: „das wäre sauber, das würde sich schicken, wenn der „Pfarrer auch . . . . . !" Sichtbar stand ihnen ein thierischer Akt vor dem Auge; und offenbar leuchtete in den wilden Blitzen jenes Eifers theils ein boshafter Neid, theils ein stupides Gefühl des Abscheu's oder des Wi-

derspruchs zwischen — „Geistlichkeit und Ehestand“, nach ihrem Begriffe und nach einem dunkeln, verwirrten Bilde des Hyperphysischen, welches ihrem Sinne sich zugleich darstellt, indem das Wort „Geistlich“ ihr Ohr berührt. (Auch der Sinnlichgestimmte hat ja ein Gewissen und hiermit die Ahnung eines Höhern. Aber es ist der Aberglaube, welcher, bey jener Stimmung, ihm dasselbe vorstellt; der Aberglaube nach den mönchischen Vorstellungen, wie solche seit Jahrhunderten im Umlaufe waren *), indeß gleichwohl (und zum Thei-

*) Es ist merkwürdig, wie da und dort selbst ein aufgeklärter Katholik, indem er den Cölibat bestreitet, sich von einigen mönchischen Ansichten der Bibel, der Moral u. s. w. nicht ganz los machen kann, und dann selbst wieder den Vertheidigern desselben eine Waffe reicht. In einer neuen Schrift, die starke Seitenhiebe auf den Cölibat enthält, wird gesagt: „Daß Jesus den (Apostel) Johannes wegen seiner Keuschheit besonders liebte, ist wahr; aber“ ꝛc. Woher weiß man das? Und verträgt sich die Keuschheit nicht mit der Ehe? Ja, gehört sie nicht zum Wesen der Liebe, im Gegensatze mit der wollüstigen Tendenz? — Eben dort wird ferner gesagt: „Christus sage, daß nicht Alle zum ehelosen Stande geschaffen seyn“. Als ob Einer dazu geschaffen wäre! Und als ob das

le eben darum) die Sinnlichkeit im Großen herrschte. So natürlich ist es, wenn jene Rohen für die „Reinigkeit" des Priesters sprechen. Auch hat der Eigennutz ein besonderes Interesse dabey: der Geistliche soll ja sie, die Unreinen, entsündigen! Man braucht einen solchen Priester, hier wie überall, nach der Berechnung des Verstandes, wie dieser in einem Geiste, der abergläubisch und zugleich rohsinnlich oder gar lasterhaft ist, gestimmt wird. — Eine gutmüthi-

was Christus sagte, (Sunt Eunuchi etc.), nicht für jeden Fall gälte, wo die Pflicht unter den gegebenen Umständen — so lange z. B. jenes widernatürliche Gesetz, das kein Einzelner aufheben kann, dauert — den Nichtgenuß oder die Enthaltsamkeit fodert. M. s. oben die S. 186. So ward auch schon früher von einer „Gabe der Enthaltsamkeit, die nicht Jeder habe" gesprochen. Einen kritischen Blick auf diese Vorstellung enthält mein Versuch über die Gef. der Aufkl. S. 246. (S. 303 der 1ten Ausg.); und der anonyme Verfasser der trefflichen Schrift, wovon dort die Rede ist („Die Priesterehe, als Grundlage einer höchst nothwendigen Reformation der katholischen Geistlichkeit"), wurde durch meine Widerlegung seiner Ansicht veranlaßt, mir zu schreiben, daß er — dem Widerleger vollkommen beystimme.

ge, aber unglückliche Gattin (oder ein Gatte dieser Art) mag wohl, indem ihr Blick auf die eigne Erfahrung beschränkt ist, dem Geistlichen zu seinem Cölibate herzlich Glück wünschen. Die Bessern und Glücklichern, aber von einer mechanisch erlangten Ansicht des Mönchthums Beschränkten, gerathen in eine Art von Widerstreit mit sich selbst, wenn sie davon hören, daß nun auch die Geistlichen heyrathen sollen: das bessere Gefühl auf einer Seite, und der mönchische Begriff auf der andern bilden einen Zweykampf; und, natürlich, man — schweiget! Solchen Bessern, Gutmüthigen würde die reinere Belehrung vom Wesen der Ehe willkommen seyn.

Unser Begriff von der Ehe stehet indeß im starken Kontraste mit dem, welcher kürzlich in Bouterwek's „Neuer Vesta" B. 1, S. 63 von derselben (mit einem nicht freundlichen Seitenblicke auf Kant's Erklärung) gegeben ward:

„Liebe und Ehe sind so wesentlich „verschiedene Dinge, daß" rc. (Der Leser werfe einen Blick auf das Obige, z. B. auf die Seite 240, zurück!)

Und:

„Die Ehe ist die Folge eines bürgerlichen „Vertrags, durch den sich zwey Personen „beyderley Geschlechts verbindlich machen, so „mit einander zu leben, als ob sie ein„ander liebten."

Der Staat, heißt es weiter, nehme von Herzensangelegenheiten keine Notiz. Nur weil aus jener Verbindung Kinder entspringen, und weil die bürgerliche Ordnung mit der Verwilderung der Naturtriebe nicht bestehen könne, werde dieselbe ein Gegenstand der bürgerlichen Gesetzgebung. Wer verkennt das Wahre an dieser Unterscheidung? Allein, auf der andern Seite, müssen wir nicht zugleich den Umstand wohl im Auge behalten, daß der Staat (die Regierung) aus Menschen besteht? Der Leser vergl. die S. 182! Und welcher Würdige verkennt den souverainen Einfluß der Sittlichkeit auf alle menschliche Angelegenheiten? — Der würdige Herausgeber zieht sonst, in seinen philosophischen Schriften, den moralischen Punkt besonders hervor. Und sey es, daß Stephani in seiner „Einheit des Staats und der Kirche" den Unterschied zwischen beyden nicht hinlänglich ins Auge gefaßt oder ins Licht gesetzt,

habe: den **Hauptpunkt** hat er doch schön und kräftig hervorgehoben. Ja, weisen nicht selbst so manche unserer Staatsmänner auf selbigen hin, da „**moralische Volksbildung, sittliche Kultur**" u. dgl. sogar in Proklamationen neuerlich **Ton** ward?

In der Vesta wird eingewandt: „**daß man also, wo die Liebe aufgehört hätte, die Eheleute trennen müßte!**" Der Kantianer, welcher nach diesem Princip sogleich (apodiktisch) die **Scheidung** vornehmen wollte, wäre allerdings — kein **Weiser**: wozu aber das harte Wort: ein „**unheilbarer Sophist**"? Umfassender und dann zugleich tiefer ist der Blick des Gesetzgebers. Mir däucht, wo die Liebe war und — verschwand, da wich zugleich die Tugend, die Sittlichkeit. Wer aber davon abwich, der — bedarf zuvörderst einer Korrektion; und die Liebe kehrt mit der Tugend zurck. Daher die schöne Funktion eines „Friedensrichters"! Glücklich bestimmt die **unterscheidende Klugheit** das Weitere in jedem **gegebenen Falle**, wenn sie nur den Leitstern der reinen (moralischen) Vernunft nimmer aus dem Gesichte verliert. Denn wohl vereint sich nun das Empirische mit dem Rei-

nen. Im Felde der Ausführung genügt es ja, wenn man nur dem Punkte der Vollkommenheit stets näher rückt.

Liberalität kann mit sittlicher Disciplin bestehen; und wir bedürfen keiner Keuschheitskommissionen, wie sie unter einer wohlgesinnten, aber da und dort mönchisch beschränkten Kaiserin ehemals Statt fanden. Nur soll auch das Wahre an den Begriffen, welche diesem Institute zum Grunde lagen, nicht verkannt werden.

Auch von der Polizey *) auf dem Lande soll hier noch ein besonderes Wort vorkommen.

Moralische Kultur ist die Seele jeder ächten Polizeyanstalt, ist die Losung aller wür-

*) Mit Rücksicht auf das Obige sey hier noch bemerkt: Wer für das Allgemeine, für die Menschheit spricht, will keinen Einzelnen unglücklich machen. Worin besteht aber das wahre Glück eines (also jedes) Menschen? — Ja, es ist kein Unglück, irgend eine Beschränkung zu erleiden, die zum Bessern führt; [und es wäre, wofern kein anderer Ausweg sich

digen Beamten; und obwohl, nach dem natürlichen Stufengange der Bildung, die Kultur des Bodens und der Menschenkräfte in Bearbeitung aller irdischen Produkte die Aufmerksamkeit zuerst auf sich ziehen mag: so wird doch überall, wo menschenwürdige Ausbildung Statt findet, das Augenmerk der Regierenden immer mehr auf sittliche Kultur, als die Grundlage und den Vereinigungspunkt jeder andern, gerichtet seyn. Was man auch gegen diesen Grundsatz einwenden mag, trifft nur irgend eine Uebertreibung oder Einseitigkeit, nicht das Princip. —

In Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris im Jahre 1804" begegnete mir eben eine Stelle, die, zumal mit Rücksicht auf das Vorhergehende, füglich auch hier stehen mag.

zeigte, ein (wahres) Glück, die Stelle zu verlieren, wo man bisher Unheil oder überwiegendes Böse gestiftet hätte. Die Staatsweisheit ist es, die, indem sie ihren Blick auf das Ganze richtet, allerdings auch das einzelne Verdienst, von der materiellen Seite, würdigt, und daher eine Kraft, eine Geschicklichkeit an den Ort stellet, wo sie, unter der Aufsicht eines Würdigen u. s. w., wahrhaft nützt.

„Hier“ (zu Baden in der Schweiz) „fand „ich eine Verordnung des Sittengerichts „angeschlagen, die eben kein Kompliment für den „Geist unserer Zeit ist. Sie soll im Ganzen ei„ne anständigere Beobachtung der Sonntags„feyer einschärfen: sie verbietet Spielen, Tan„zen, Vogelschießen, Fische fangen, Schwim„men u. dgl. am Sonntage, und befiehlt: daß „alle verheyrathete Bürger in Mänteln, die „ledigen aber in Röcken, nicht in Jäckerlen „erscheinen sollen“ Das Frauenzimmer (heißt es weiter) „wird im Anzuge jenen Anstand beob„achten, der der Heiligkeit des Ortes, der Rei„nigkeit ihrer Gesinnungen, so wie der Scham„haftigkeit Ehre macht.“ — „Ich möchte „in der That wohl einmal unsere vermummten „Urältermütter mit ihren halbnackten Urenkelin„nen in die Kirche gehen sehen; wie schnell wür„den jene in ihre Gräber zurückkehren, und sich „auf die Gesichter legen, um der entflohenen „Scham unserer Mädchen nicht nachschreyen zu „müssen! — Uebrigens gereicht es der Schweiz „zur Ehre, daß sie Sittengerichte hat; das „kündigt doch zum mindesten ein Bestreben an, „die Sitten zu erhalten. Es fällt mir eben sonst „kein Europäisches Land ein, wo man dergleichen

„fände. Gebäude, die den Einsturz drohen, „pflegt man wohl zu stützen, damit sie die Vor„übergehenden nicht todt schlagen. Sittenver„nichtung aber, die nur Seelen vergif„tet, läßt man in Gottes Namen (?) „um sich greifen, wie vor ein paar „Jahren die Fichtenraupe, bis die „Menschen eben so saftlos da stehen, „wie die Bäume in jenen verheerten „Wäldern." S. 40.

Was den fressenden Wurm schützt und nähret, ist besonders die elende (so benannte) Zottologie; das helleise „Zottenreißen", wodurch so Mancher, selbst aus den höhern Klassen, seine Kultur bewähren möchte. Trägt nicht jenes Wort den Stempel der — Studierten an sich? Und diese Zügellosigkeit im Reden, so niedrig im Stoffe, wie geschminkt sie auch der Form nach (vom Witze,) da und dort seyn mag, soll nun Freyheit des Geistes, Erhabenheit über Vorurtheile u. dgl. beweisen! Aber sonderbar ist es, wie auch hierbey die Mode waltet. Es giebt Bessere, denen nur die äußere Umgebung und, indem sich ihr äußerer Sinn allmählig an denselben Ton gewöhnte, eine Art von humaner Gefälligkeit we-

nigstens etwas von dieser Unart anbildeten. Da sie wenig oder nichts bey gewissen Aeußerungen denken; so fällt ihnen, nach jener Vorbereitung, nicht bey, daß sie in irgend einem Kopfe oder Herzen Unheil anrichten, vielleicht den Zunder der Verführung und des Verderbens hineinlegen dürften.

Offenbar mangelt hier wenigstens der höhere Grad von ächter Ausbildung; und wir sehen, wie mit dem Mangel an moralischem Zartgefühle die Unkenntniß verknüpft ist. Verderblich ist diese Unart in jedem Falle. Nicht nur in die weichern Seelen der Jugend kann sie den Keim der Unsittlichkeit pflanzen; sondern auch den Erwachsenen wird sie nothwendig, mehr oder weniger, schädlich. Indem sie der umgebenden Rohheit schmeichelt, und die Lüsternheit nährt, verstärkt sie allmählig selbst in dem Bessern die Macht der Sinnlichkeit. Denn bey ihm verschönert nun um so leichter die Phantasie den entsprechenden Gegenstand. Und nun schlage die Stunde der Versuchung, nun spreche den Geschwächten ein stärkerer Reiz an: er wird unterliegen! Er kann leicht in das gröbere Laster selbst herabsinken. Wer da Uebertreibung sieht, dem hat

wohl die Psychologie das Auge nicht geöffnet.

Diese Betrachtung ist um so wichtiger, wenn man bedenkt, wie das Unwesen selbst unter der Firma der Aufklärung auf das Land ausgehet, und hier, indem die Aufklärerey sich mit der gemeinen Rohheit verbindet, desto weiter und zerstörender sich ausbreitet. Wahrlich gegen dieß Unwesen bedarf es neuer Vorkehrungen. Denn je freyer, je ausgebreiteter das Laster im Gespräche hervortritt: desto kühner wird es bald im Werke selbst herrschen. Die lachende Miene des Leichtsinns, womit es etwa im Anfange da und dort auftritt, gehet in die wilde Gestalt der Frivolität über, und kündigt schon dadurch den Geist der Zerstörung an. Schrecklich, wenn die heilige Scheu dahin schwindet, die bisher noch dem Rohern die Zunge band! Und man wähne nicht, daß jene Frivolität die übrigen Seiten des innern, moralischen Charakters nicht berühre; nur die bekannte Empirie kann so urtheilen, weil sie auch da ins Innere, in die praktisch nothwendige Verkettung der Dinge nicht eindringt.

Wer soll aber dem Unheile wehren, wenn noch (da oder dort) eben die Menschen, in deren Hän-

den die Polizeyanstalt liegt, an den sogenannten „Raupen", Zotten, thierischen Anspielungen u. s. w. eine auffallende Freude empfinden? Eine verdorbene Phantasie, ein unseliger Hang verführt selbst den Obern, bald da bald dort, zu einer Zotte. Wie sollte er rügen, was er selbst übet? Die Zotte ist das Leben einer Gesellschaft, ist die Seele eines Zirkels von Männern, die studiert haben, und selbst auf höhere Kultur Anspruch machen! Selbst der „Geistliche", der in den Kreis dieser Herren eintrat, stimmt vielleicht in denselben Ton ein, um — seine Aufklärung zu bewähren, um zu beweisen, daß er kein — Pedant sey. Genug davon! Denn hoffentlich giebt es der Fälle, worauf dieses Gemählde passet, mit dem Fortschritte der Zeit und der Kultur stets weniger.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß besonders an den Orten, wo häufig Fremde, Reisende sich einfinden, diese Zügellosigkeit obwalte. Die wilde Sitte geht unter dem Scheine des Vornehmen desto leichter auf das Volk über. Wie ist da zu helfen? Allerdings ist hier die Abhülfe schwerer. Aber die Weisheit wird das Uebel

wenigstens einschränken, und Etwas ist im Reiche des Guten schon Viel.

Daß und wie die Straflosigkeit, die Gleichgültigkeit gegen das Laster (in jeder Gestalt) das Unheil vergrößern müsse, ist schon vorhin, S. 300 und 301, berührt worden. Wie könnte aber der Geistliche das Laster mit Erfolg bekämpfen, wie könnte der Weltliche es öffentlich und auf eine dem Bedürfnisse des Staats entsprechende Art bestrafen, wenn dasselbe in ihrem eignen Leben, da oder dort, hervorsticht? Nicht nur wird die gemeine Urtheilskraft bey diesem Widerspruch irre; sondern auch die Leidenschaft kann um so mehr sophistisch gegen die Foderung des Gewissens aufstehen. So entscheidend ist das eigne Beyspiel und folglich die Moralität des Beamten (von jeder Farbe)!

Und welchen Eindruck mag denn wohl eine Bestrafung machen, die mit lustiger Miene, mit lachendem Gesichte vorgenommen wird? Diese Neckerey z. B. gegen die Gefallene, diese Späße mit dem hübschen Mädchen, dem rüstigen Burschen . . . . . ., oder diese Miene, woraus (wenn auch der Mund schweiget) das Wohlgefallen an der Sache hervorblickt, kann nur zur Wiederho-

lung derselben That, zur Fortsetzung des freyen Lebens *) einladen.

Es ward öfters schon die Frage aufgeworfen: wie man dem Kindermorde am glücklichsten oder sichersten vorbeugen könne? Daß man (die bessere Erziehung vorausgesetzt!) auf einer Seite die Ehe erleichtere, und auf der andern jede Ausschweifung unerbitt-

*) Indem ich auf das Vorhergehende zurück sehe, däucht mir, daß eine Stelle, S. 301 und 302, mißverstanden oder mißbraucht werden könnte, wenn man sie nämlich aus dem Zusammenhange herausnehmen, oder von der Tendenz des ganzen Buchs absehen wollte. Aber hoffentlich wird man davon nicht absehen, und sich erinnern, daß so etwas nicht dem Volke, zu dem eine Schrift dieser Art nicht gelangt, sondern dem Studierten, dem Geschäftsmanne u. s. w. gesagt ward. Wer eine Wahrheit oder wahre Vorstellung mißbrauchen könnte, dem muß sie allerdings noch vorenthalten werden. — Wem freylich daran läge, wen irgend eine Neigung dazu triebe, etwas gegen den Verfasser aufzufinden; dem würde diese Erklärung nicht genügen: sie wäre kein Ableiter — für seinen Blitz. Leicht sehe ich diesen, wenn ich jenen Fall setze, voraus, wiewohl ich gern zugebe, daß auch einen Bessern, indem er sie mißverstände oder nicht ganz faßte, jene Behauptung (und zumal die Aeußerung

lich bestrafe; dieß ist die Hauptsache: alles Andere ist nur Palliativ, und folglich am Ende (in seiner Total=Wirkung) um so verderblicher. Für die Gefallene mag indeß immer ein Asyl der Niederkunft Statt finden. Dieß ist in anderer Hinsicht ein schönes Institut der Humanität. Dabey aber ist nicht zu vergessen, der Menschheit und folglich dem Staate sey nicht daran gelegen, daß er Menschen, sondern daß er gute

„Eheleute") entrüsten könnte. Aber sicherlich wird er, der Wahrheitliebende, auf den Geist des Ganzen noch einmal prüfend, bevor er sein Urtheil fällt, das Auge wenden, und dann vielleicht lächeln, daß ein Schriftsteller, den wohl mancher Weltmann einer zu großen Strenge anklagen möchte, Ursache fand, zu besorgen: man werde seine Moral „zu mild, zu menschlich oder gar — lax finden. Auch wird er, denke ich, alsdann bemerken, daß im ganzen Buche, von dieser Seite und genau betrachtet, sich kein Widerspruch finde. Denn ächte Moral, sie heisse nun die ächtchristliche oder (im Gegensatze mit der sophistischen) die ächtphilosophische, hat nothwendig zwey Seiten, eine strenge und eine milde: jene in Bezug auf das Princip, diese in Beziehung auf die mancherley Umgebungen in der äußern Sphäre der Menschheit; und der scheinbare Gegensatz verschwindet, indem man das Empirische in das Reine, nach dem Leitsterne der Weisheit, annähernd auflöst.

Menschen gewinne. Jedoch wo diese Güte fehlt, findet sich nur die äußere Form der Menschheit.

Eben so human ist die Auffoderung, daß der Staat für die Unglückliche, die sich von ihrem Kinde nicht trennen will, sorge. Aber was empört, ist die Beobachtung, wie, da oder dort, Maitressen reicher und mächtiger Wüstlinge, die ehemals schimmernden Opfer der Wollust, an die — Armenanstalt „abgewiesen" sind *). Der Wollüstling hat oder gewinnt einen „Freund" unter den Verwaltern des Instituts; und nun hat er sich seiner „Hure", seines Kindes entledigt. Jedoch davon kein Wort mehr! Wir gehen weiter.

— Soll besonders auf dem Lande eine wahre Polizey Statt haben; soll der Beamte auf die Kultur des Volkes überhaupt glücklich wirken: so muß er vorzüglich auf die Religion sein Augenmerk richten, und einsehen, wie die moralischen Vorstellungen im Volkssinne mit den reli-

*) Die Maitresse eines französischen Parlamentsraths lebte von mehrern — Abteyen. Proyart Louis XVI. etc., p. 263.

giösen Formen verknüpft sind. Der Vorgesetzte, der seine Aufklärung darein setzt, daß er überall keine öffentliche Gottesverehrung besuche, oder wenn sein Körper dabey erscheinen muß, offenbar mit seinem Geiste keinen Theil daran nimmt, und wohl gar seine Nichtachtung absichtlich, durch gewisse Mienen, Gebehrden und Stellungen, beurkundet, — dieser Vorgesetzte ärntet sicherlich das Mißtrauen und die Verachtung seiner Untergebenen, wofern sein Volk je nicht bereits ganz verwildert ist. Wohl, er spiele nicht den Frömmling: aber den Anstand, welcher dem Menschen vor Gott geziemt und jeden gesetzten, würdigen Mann so schön kleidet, müsse er zeigen. (M. s. „Auch die Aufklärung hat ihre Gefahren" S. 267.) Auch dadurch müsse er auf sein Volk wohlthätig einwirken, dadurch insbesondere sich und der höhern Stelle, die ihn aufgestellt hat, die Achtung und das Zutrauen sichern, ohne die wahrlich kein glücklicher Fortgang des Ganzen — der Staatsmaschine — denkbar ist. Denn mannigfaltig ist die Verkettung, vermöge welcher auch da Eines in das Andere greift; und der eiserne Gang dieser Maschine führt nicht zum Guten.

Die politisirte Religion, d. h. die Heucheley, wie künstlich und fein sie auch seyn mag, ersetzt nimmer den schönen Anstand vor Gott. Und wahre Religiösität mag hier um so schwerer eintreten, da noch immer der unselige Gegensatz zwischen „Geistlich und Weltlich" so häufig Statt findet. Auch ist nicht zu läugnen, daß eine gewisse Aufklärerey keineswegs zum Bessern führte. (M. vergl. die S. 120 und 121.)

Daher, was selbst neuerlich auffiel, hier und dort eine besondere Kälte gegen den positiven Theil der Aufklärung, selbst nach trefflichen Vorschriften von Oben: aber eine seltene Wärme zu dem negativen Theile, eine besondere Fertigkeit zum Niederreißen (Zerstören) und zwar auf eine Art, welche den religiösen Volkssinn beleidigen mußte, und die freylich offenbar anzeigte, daß der Aufklärling das Wahre, was selbst dem beschränktern oder konkreten Religionsbegriffe zum Grunde liegt, gar nicht erfaßt und begriffen hatte! Gesetzt, es sey irgendwo der Befehl ergangen: man soll die Symbole der Religion an den Straßen u. s. w. entfernen. (M. s. das oben Gesagte, S. 127 bis 131.) Der würdige Beamte wird Alles, was ei=

ne widrige Erinnerung herbeyführen, oder das Volksauge beleidigen könnte, sorgfältig hinwegnehmen lassen. Was sollte nun aber der Beobachter sagen, wenn er noch an diesem und jenem Orte nach mehreren Wochen die Trümmer einer zerstörten Kapelle, einen halben oder nackten Altar, ein Kreuz auf dem Boden, vielleicht im Kothe liegend erblickte? Gewiß, selbst der (wahrhaft) Aufgeklärte müßte hier zürnen, indem er an diesem Benehmen das Symbol der Irreligion oder des kalten Indifferentismus erblickte, und zugleich bemerkte, wie dadurch selbst der frömmere oder bessere Theil des Volkes beleidigt, und gegen die höhere Behörde, gegen die Regierung selbst entrüstet würde.

Unstreitig liegt einer Regierung sehr viel daran, daß die Unterthanen, zumal die Majorität, die nun „Volk" heisset, sich genau an die religiöse Feyer des Sonntags rc. halten, und durch nichts darin gestört werden. Denn wo bekäme sonst das Volk den bessern, sittlichen oder religiösen, Unterricht? u. s. w. Aber es kommt nun zuvörderst darauf an, daß die Glieder und die nähern Werkzeuge der Regierung selbst das Wesen, den Geist der Religion kennen.

Die bekannte „Politik der Religion", oder das negative Religionsprincip *) wird sicherlich keine glückliche oder heilsame Maßregel erzeugen. (S. 26—27, und S. 30.) Dieses Princip ist ein Kind der Aufklärerey. Und wenn dasselbe die Mehrheit einer Regierungsbehörde, oder den Einzelnen, Mächtigen, welcher gerade in Bezug auf die Volksreligion einen bedeutenden Vortrag zu machen hätte, belebte: so könnten wir wohl die auffallende Erscheinung, das sprechende Phänomen erleben, daß auf die ökonomische Kultur Alles, und auf die sittliche oder religiöse so wenig als möglich berechnet wäre, zumal wenn eben Mode oder Eitelkeit, vielleicht die Habsucht selbst, dort ihre besondre Rechnung fände.

Es giebt in dieser Hinsicht zwey Extreme, welche der bessere Genius der Aufklärung gleich stark

*) Bey Stage in Augsburg kam vor einigen Jahren eine interessante Schrift: „Ueber das negative Religionsprincip der Neufranken" heraus. Nur hat der Verfasser selbst, wie mir däucht, sich vor dem negativen Princip nicht immer glücklich bewahrt. Setzt man das reine, tiefere (und allumfassende) voraus; so verdient diese Schrift noch jetzt eine besondre Aufmerksamkeit.

bekämpft. Es ist Pfafferey, die Bestimmung des Menschen, und mithin auch des Landvolkes, dergestalt in die religiöse Feyer zu setzen, daß hiedurch die Besorgung des Zeitlichen Abbruch leiden könnte, und zur Vertheidigung dieser Einseitigkeit die Worte des N. T. anzuwenden: „Was nützt es, wenn ihr die ganze Welt gewinnt, an euerer Seele aber Schaden leidet?" Es ist wenigstens, in diesem Falle, eine mönchisch beschränkte Denkungsart, welche da eine Regierung tadelt, weil sie Fremde zum bessern Anbau des Landes herbeyrief, und dagegen wähnt: „auf die Kultur des Bodens komme so viel nicht an, wenn nur die Kultur der Seelen, d. h. die Religion" (nach einer bestimmten, „orthodoxen" Form) „immer besser gedeihe." Allein nur der Weltgeist, nur die raisonnirende Empirie kann auf der andern Seite wähnen und behaupten: daß die Landeskultur ohne die höhere, ächtchristliche, Geistesbildung gelingen könne, oder daß die Erde verliere, indem man für den Himmel sorge. (S. 27 und 155.) Nein, der Himmel selbst steigt segnend auf die Erde herab, wo nur die reine, christliche Idee desselben praktisch waltet; und o! wo nur Herzenseinfalt, Redlichkeit und gesunder Sinn ihr begegnen, da findet

sich diese Idee gern ein. Ja, mit dieser Idee, wie sie dunkel mit dem bessern Gefühle sich gattet, ist auch der Landmann reinerer Begriffe empfänglich. Jede sogenannte Aufklärung, die einen andern Weg ging, ist auch bey dem Kultivirtern nur Aufklärerey.

Indessen, bey der historisch-politischen Ansicht, woran sich der Weltmann bisher nach seiner äußern, intellektuellen Bildung so leicht gewöhnte, und in einem Lande, wo seit langer Zeit des (un-) heiligen Müßiggangs und des alle Kultur hemmenden Aberglaubens so viel war: da könnte leicht ein natürlicher Stoß, im Kampfe mit diesen Extremen, auch den Bessern ergreifen, und folglich den Kopf nur in der Anwendung zu weit führen.

Drey Punkte sind es, welche dann, nach meiner Ansicht, eine besondere Aufmerksamkeit verdienen:

1) Gesetzt, man geböte zuvörderst streng die gewöhnliche Haus- und Feldarbeit an den Tagen, deren Feyer schon ehemals eine kirchliche Macht aufhob, und übertrüge nun zugleich, zum Behufe der Landeskultur, alle Jahrmärkte auf den

Sonntag: welch ein Abbruch müßte dadurch der höhern Volksbildung (eben dem Zwecke, auf den etwa die aufgeklärte Regierung zugleich und mit besonderm Nachdrucke antrug) geschehen!! — Gewiß, man dürfte kräftig wünschen: daß alle Märkte auf einen mittlern Tag der Woche verlegt werden möchten! — Eine Regierung besteht aus Menschen: sie ist nicht unfehlbar; sie kann nicht mit Einem Male Alles umfassen: aber sie schreitet, unter jener Voraussetzung, nach und nach zum Vollkommnern fort.

2) Da nunmehr an jenen sogenannten Feyertagen keine „Volkslustbarkeit" mehr Statt finden darf; so werden auch die Wirthe ihre Tänze, ihre Pferde- und Hunde-Rennen, Wettschießen, Kegelwerfen u. s. f. auf den Sonntag übertragen. (S. 123.) Dadurch wird die religiöse Feyer des Sonntags, und hiermit der Volksunterricht auf die mannigfaltigste und auffallendste Weise beeinträchtigt, und die heranwachsende Jugend theils durch den Mangel oder „Abgang" desselben, theils durch die immer wiederkehrende Gelegenheit zur Ausschweifung schrecklich verdorben werden. Allerdings soll man dem Volk'

auch eine Freude, eine „Lustbarkeit“ gönnen: der finstere Pedant ist es, der ihm jede öffentliche Freude, bey seinem beschränkten Blick' auf das Religiöse, mißgönnt. Aber nur der leichtsinnige und verdorbene Weltling (wie hoch dann auch seine Stelle, wie glänzend sein Name — bis zu einem gewissen Zeitpunkt' — im Staate seyn mag) kann diesem Verderben gleichgültig zu sehen. Denn mittelbar und in mancherley Kanälen fließt es zerstörend auf den Staat selbst zurück. Hier also müßte die höhere Polizey neue, zweckmäßige Verordnungen treffen; hier müßte der Landbeamte kräftig und mit strenger Umsicht auf die gebotene Einschränkung dringen *).

3) Wenn in einem Lande jeder Ort, der eine eigene Kirche besitzt, eine besondere Feyer

*) Wie kleinlich hingegen, wenn der Beamte (freylich eigenmächtig und als ein kleiner Regent auf dem „platten“ Lande) selbst die „Hochzeiten“, die geistliche und weltliche Feyer jeder neuen Ehe auf den Sonntag verlegen wollte, um ja keinen Werktag, auch nur für einige Individuen, zu verlieren! Und wie dürftig, wenn selbst der Commissaire einer Regierung (S. 122) dem Landmanne, der etwas einkaufen möchte, am

ihrer Einweihung jährlich beginge; wenn dabey nach einem geltenden und gebieterischen Tone („Brauch'") unter dem Landvolke ein großer, das ganze Hauswesen zerrüttender Aufwand Statt fände, so daß selbst bey dem Vermöglichern das bessere Fortkommen zum Nachtheile des Staates erschwert, und die minder Vermöglichen immer wieder in neue Schulden gestürzt würden; wenn ferner bey einer solchen „Kirchweihe", d. h. bey dem lustigen Wesen außer der Kirche, nicht nur die Jugend desselben Dorfes, sondern auch aller Dörfer und Flecken von 1 bis 2 Stunden umher sich einfände, und zwar am kommenden Arbeitstage sowohl als am Sonntage: so wäre es fürwahr eine dringende Aufgabe für die Regierung, alle diese Kirchweihen auf Einen Tag im ganzen Lande zu ver-

aufgehobenen Feyertage den Eintritt in die Stadt verwehren wollte! Aber schrecklich wäre es, wenn irgend ein jugendlicher Beamte, vielleicht im raschen Diensteifer, vielleicht auch im stolzen Gefühle seiner „Hoheit" und seines Vermögens, wegen eines solchen Gangs den Jüngling des Landes grob, zum großen Nachtheile seiner Gesundheit . . . . . , behandeln ließe. Jedoch gegen den neckenden Muthwillen ist wohl auch ein besonderer Ernst nöthig.

legen *); und eine Regierung, welche auf den ökonomischen Flor des Landes kräftig hinarbeitete; aber

*) In der kurpfalzbaierischen Provinz Schwaben ist diese Verordnung bereits erfolgt (und mit einer beynahe allgemeinen Zufriedenheit der Unterthanen in Ausübung gebracht); und man darf, zur Ehre dieser Regierung, nicht zweifeln, daß auch für Baiern dieselbe Verordnung bald ergehen wird. — In dem oben genannten Wochenblatt' erschienen ein paar wohlgedachte, gründliche Aufsätze gegen das alte Unwesen: aber es erschien auch einer dafür, die elendeste (wiewohl mit einigem Schein' der Humanität geschminkte) Sophistik, die ich je gelesen habe: so unwissend oder boshaft (verhüllend die erkannte, historische Wahrheit) ist sie; denn frey gestehe ich den Eindruck, den sie auf mich gemacht hat. Wer freylich an der Fortdauer des Unfugs ein besonderes Interesse hat; dem mag eben dieser Aufsatz sehr überzeugend vorkommen. Aber Schande, wie vornehm auch ihr Name klingen mag, denjenigen, welche um ihrer „Bräustätten" willen diese Quelle des Verderbens zu erhalten suchen! Es finden sich Edlere: aber Schande jedem Einzelnen, der mittelbar oder unmittelbar zur Erhaltung des Unheils, des zerstörenden Ferments beyträgt, und denen besonders, welche selbst dem wohldenkenden Geschäftsmanne, der dem Uebel abhelfen möchte, ein Hinderniß legen, oder ihn (freylich dann auch nicht zu seiner Ehre) künstlich täuschen! — Mehr als einmal und an mehr als einem Orte ward ich überzeugt: daß der allmeine Wunsch der Hausväter und Hausmütter

aber gerade diesen Unfug fortdauern ließe, stände im auffallendsten Widerspruche mit sich

ter — wenige Liederliche, Stolze oder Eigennützige ausgenommen — dahin gehe: es möchten an Einem Tage alle Kirchweihen gefeyert werden! Und öfters, indem man ihnen die wohlthätigen und väterlichen Absichten der Regierung bey den mancherley neuen Einrichtungen vorstellte, öfters und nachdrücklich erscholl die Klage: „aber warum thut man uns auch das nicht? warum setzt man die Kirchweihen nicht auf Einen Tag?“ O diese „Neuerung“ wäre ein treffliches Mittel gewesen (und sie ist es noch), so mancher andern zugleich den Eingang zu verschaffen oder zu erleichtern. Was aber den Punkt betrifft, den jener Sophist besonders hervorhebt, daß man dem Volk auch seine Freudentage lassen müsse; daß an den Kirchweihen Freunde, Verwandte zusammenkommen u. dgl.: so weiß er nicht, um das Schonendste anzunehmen, daß in den katholischen und protestantischen Ländern, wo diese Feyer auf Einen Tag verlegt ist, Freunde und Verwandte dennoch an gewissen Tagen zusammen kommen; daß hier die Freude um so reiner und erquickender ist, da sie durch keine aufgedrungenen Gäste gestört wird, und daß ja sonst die Weisheit noch immer, z. B. an Markttagen, eine öffentliche „Lustbarkeit“ gestatten könnte. Die Weisheit, wo sie auch walte, ist nicht hart, nicht inhuman. Wenn aber vollends solche, die notorisch (z. B. durch Frohnen) das Volk drücken, im Tone des Mitleids von dem „armen Volke“ für — die Kirchweihen rc. sprechen: dann ist es schwer, über diese Heucheley keine Satyre zu schreiben!

selbst. — Wie leicht, wenn diese Erscheinung gleichwohl fortdauerte, könnte daher der Beobachter, der feinere Gegner, der Fremde u. s. w. zur bittern Satyre oder zur scharfen Kritik Stoff nehmen! Ja ich fürchte, er würde die Frage aufwerfen: „wohin denn hier das Hauptbestreben gehe, ob man nützen oder glänzen wolle?“ Aber bekanntlich dauert kein Glanz ohne die Basis des Nutzens, so wie dieser durch die reine, umfassende Absicht und ihren Ausdruck, eine schöne Konsequenz, erreicht wird.

Eine besondere Aufsicht erfodern, von Seiten der Polizey, die „Tänze“. (S. 238.) Wenn z. B. in einem Lande weit umher eine wilde, höchst wollüstige Art überhand nähme; wenn selbst aufgeklärte Geistliche, und zwar auf dem sichersten Wege, erfahren hätten, daß selbige bey der rohern Landjugend schreckliche (zerrüttende oder „schwächende“) Wirkungen selbst auf dem Tanzboden mit sich brächte: wäre es dann nicht heilige Pflicht, diesem Unwesen durch eine solenne Verordnung und mit dem höchsten Ernste zu steuern? Leicht und gerne, wie eine Pest, greifet gerade dieses Unwesen um sich, zumal wenn die Nachahmungssucht unter dem Titel der

„Mode" hinzukommt, und der Stolz des rohern Jünglings mit der mächtigen Begierde sich gattet. So könnte die wilde, zerstörende Unart sogar Volkssitte werden.

Und wer mag dem jungen, ungebildeten Bauer *) so viele Kraft zutrauen, daß er, im Feuer der rauschenden Lust, sich ohne alle höhere Aufsicht in der Ordnung erhalten könne? Es scheint daher keineswegs räthlich, daß man dieser Jugend einen abgesonderten „Tanzboden", oder eine besondere Stube zum Tanzen einräume. Sollten nicht wenigstens von Zeit zu Zeit ältere, gesetzte und rechtschaffene Männer da-

*) Oder „Bau'ren"? — Einen Landmann, der „Baur" genannt wurde, hörte ich muthig erwiedern: ich bin ein „Bauer", ein „Landbauer"! Die Grammatik fodert offenbar nach dem Gesetze der Ableitung: des Bauers, nicht des Bauern u. s. w.; aber noch schreibt die Mehrzahl unserer guten Schriftsteller das Letztere. Dieses erinnert, wie man sieht, mehr an das bekannte Merkmal der Unkultur, da jenes mehr den Gedanken an die Bestimmung, an die Geschäfte des Landmannes hervorruft. Man könnte indeß fragen: ob der letztere Gebrauch, „des Bauers, die Bauer" u. s. w., nicht als Mittel zur Kultur selbst benutzt werden könnte, und zwar sowohl dazu, um den kleinlichen Stolz

bey erscheinen? Ja, sollte nicht eine bestimmte Verordnung darüber Statt finden? Man bedenke, was da werden müßte, wo die Frivolität eine Gruppe oder eine lange Reihe von Sitzenden öffentlich bildete, wo sich dem Mädchen ein Bursch, dem Burschen ein Mädchen u. s. w. auf den Schooß setzte, und die wilde Begierde ungescheut (selbst vor dem Geistlichen, der etwa bey einer solchen Stube vorüberginge) da und dort ausbräche. Nein, der wäre kein Menschenfreund, sondern ein geistloser Weltling, der bey einer Vorstellung dieser Art lächeln könnte. Ja, nur die Geistlosigkeit, in dem vollen, treffenden Sinne des Wortes, würde sich dabey, selbst durch die Aus-

gewisser Städter niederzuschlagen, als um in der heranwachsenden Landjugend ein schöneres Gefühl der Achtung für ihren Stand zu erwecken? Wer den Genius der Sprache studiert hat; wer die Macht des Sprachgebrauchs kennt, und folglich einsieht, wie das Wort mit dem Begriffe, und der Begriff mit der Sache im Sinne der Menschen verknüpft ist: der wird, denke ich, diese Bemerkung nicht kleinlich finden. Uebrigens hat sich im Vorhergehenden selbst — theils nach der Gewohnheit, theils nach der Vorstellung vom Geschäfte des Landbauers — einige Ungleichheit eingeschlichen: möge der Freund des Korrekten, dem selbige auffiel, sie nach seinem Wunsche verbessern!

brüche ihres unreinen und kleinlichen Witzes, zeigen. Und kein Menschenkenner, ein wahrer Ignorant im Reiche des Guten und der Menschheit wäre derjenige, welcher nicht einsähe, wie zerstörend diese Frivolität, indem sie allmählig um sich griffe, auf das Ganze einwirken müßte. Ein schöneres Bild! Ich kenne einen Pfarrer, der, nachdem er die Jugend seines Dorfes in der Schul' und Kirche unterrichtet hatte, sie nun wohl auch auf dem Tanzboden (freylich nur auf kurze Zeit) besuchte; und es war sichtbar, wie lieb ihr dieser Besuch war, es war schön, wie nun die tanzenden Jünglinge und Mädchen sich ordentlich (mit heitern, dem Pfarrer zugewandten und ihn freundlich anlächelnden Mienen) bestrebten, zugleich recht „ehrbar und munter" zu seyn. Schön, wenn der Beamte, der Gutsherr oder die Ortsvorsteher in den mildern Jahrszeiten einen solchen Tanz zuweilen im Freyen anstellten, und dabey auch der Pfarrer mit der Miene des Wohlwollens, mit dem aufmunternden (aber hin und wieder auch mild' einschränkenden) Blick' erschiene! —

Daß, bey den gemeinen Anlässen, der Tanz nicht zu lange, nicht tief in die Nacht hinein dauere: darauf wird eine gute Polizey, mit

Rücksicht auf das rohere Volk, eben so wohl dringen, als daß nicht eine übertriebene, die Gesundheit zerstörende, Raschheit im Tanzen einreiße. In Städten, bey Menschen aus den gebildetern Klassen führt der nächtliche Tanz weniger Gefahr mit sich. Schlimm genug, wenn auch hier die baare Wildheit einreißt, und selbst die ehemaligen Bedienten (Bedienenden), Handwerksgesellen, Soldaten u. s. f., die nun auf das Land zurückgehen, die ausschweifende Rohheit mit dem, was sie in der Stadt gesehen, mit dem Beyspiele der Höhern, „Studierten und Vornehmen", beschönigen!

Recht schön ist die Sitte, daß, so wie die Abendglocke ertönt, also mit dem Anbruche der Nacht alle Mädchen aus dem Wirthshause verschwinden: sie — „gehen heim". Noch vor kurzer Zeit war diese Sitte allgemein, wenigstens nach einer sichern Erfahrung aus mehr als einer Gegend, in Baiern wie in Schwaben; und blieb dort eine freche oder kühne Dirne noch länger, so kam die Wirthin, und — brachte Stroh: ein Symbol, das eben so demüthigend als bedeutend war! Nun floh selbst die Schamlose nicht minder als die Muthwillige. Allein auch dieser Gebrauch

verschwindet: bis in die tiefe Nacht verharren die Tänzerinnen, seitdem (klagt man von mehrern Seiten her laut) die Polizey auf dem Lande immer mehr zerfällt. „Es ist keine Polizey mehr", klagt und sagt geradezu mancher Unzufriedene. Aber selbst mancher Gutdenkende bemerkt und rügt eine Abnahme der Aufsicht und der strengern, nothwendigen Ordnung. Sollte es denn wahr seyn, daß, indem die Landgerichte in Baiern vermöge der neuen Organisation vergrößert wurden, die Polizey einen mächtigen Stoß erlitten hat? Gewiß wird auch Manches übertrieben. Aber möge die höhere Stelle den Grund dieser Klage untersuchen!

Die Schamhaftigkeit, mit ländlicher Einfalt, Gutherzigkeit, Naivetät u. s. w. verbunden, hat einen eigenen Reiz, einen besondern Zauber. Hier blühen im Schooße der Unschuld und der Natur, einer Nation neue Hoffnungen der Schönheit und der Stärke. Welche Früchte mögen aber dann entstehen, wenn selbst bey dem zartern Geschlechte die Schamlosigkeit herrschend wird, und sich, bey dem übrigen Mangel an Bildung (Kültur), mit der totalen Rohheit und einer kühnen, frey hervorspringenden Naturkraft verbindet? Ist es wahr, was Niemand läugnet, daß der Revolu-

tionskrieg, und zwar von mehr als einer Seite her, überall Keime der moralischen Zerrüttung ausstreute, und daß besonders die erwachsenere Jugend (insbesondere, an mehr als einem Orte, die weibliche) verdorben ward; so fodert nun offenbar die Weisheit von der Polizey neue und strengere Maßregeln. Und wenn sich eine Art von Aufklärerey durch das Militaire selbst unter den Jünglingen des Landes verbreitet hätte; wenn dieser Geist der einseitigen Erleuchtung bey manchem raschern und aufgewecktern Jünglinge selbst aus den Verordnungen der Regierung, aus den Vorkehrungen gegen die Auswüchse der Religion, den Aberglauben, das Mönchthum u. s. w., neuen Stoff zöge, indem allerdings der junge Bauer nach jener Vorbereitung den Sinn und Zweck dieser Verordnungen nur halb auffaßte, oder dieselben nach seinem Sinne, nach seinem individuellen Bedürfniß' auslegte: wie schnell und mächtig möchte sich dann jener Keim des Verderbens, ohne neue Anstalten von Seiten der Polizey, entwickeln und weiter ausbreiten! Auch erhellet, wie leicht der Uebergang vom Aberglauben zum Unglauben nach dem Zuge der rohern Sinnlichkeit seyn dürfte, zumal wenn noch immer von Zeit zu Zeit ein neuer

Ausfluß der Raffinerie aus der Hauptstadt hinzukäme.

Mehr als Einmal habe ich die Bemerkung gemacht, daß in protestantischen „Ortschaften“, die an katholische grenzten, eine gewisse Zügellosigkeit im Reden, in den Gebehrden u. dgl. vorherrschte, und daß selbst die weibliche Jugend sich (im Ganzen und vergleichungsweise) durch eine besondere Kühnheit, auf Kosten der schönen, weiblichen Schamhaftigkeit auszeichnete. War es, weil man auch dadurch seinen „Vorzug“, seine größere Freyheit (in Absicht der äußern Religion), zeigen wollte? Sicherlich liegt eine besondere Versuchung darin, nämlich für solche Menschen und bey dieser reibenden Umgebung. Oder war es eine Nachklang des mißverstandenen Dogma vom Glauben, der schon für sich, ohne die Werke, einen höhern Werth, ja die Seligkeit begründen soll? — Indessen ward mir auch die schöne Erfahrung zu Theil, und zwar an mehrern Orten, daß und wie ein würdiger Pfarrer selbst auf die äußere Ordnung wohlthätig gewirkt hat, obwohl nicht ohne den Beystand der Polizey. Und wohl, denke ich, kann unter solchen Verhältnissen auch die religiöse Diffe-

renz zum Bessern, zu einem schönen Wetteifer benutzt werden, wenn nur das Wesen aller praktischen Religion, „Liebe zu Gott und dem Mitmenschen“, besonders hervorgehoben, und dadurch — auf jeder Seite — eine schöne, moralische Duldung begründet wird.

Ueberall, wo ein Volk noch auf der tiefern Stufe der Kultur stehet, bedarf selbiges einer nähern, bestimmtern Leitung; und nichts, was auf die Bildung desselben eine unmittelbare Beziehung hat, liegt dann außer dem Bezirke der Polizey: wiewohl diese nie vergessen soll, daß sie mit Wesen zu thun hat, die zur (wirklichen) Freyheit, d. h. zur Mündigkeit bestimmt sind.

Man hat bemerkt, daß in einem Lande, wo das sogenannte „Braune Bier“ als National-Getränke eingeführt ist, eben dadurch die Volkskultur in moralischer und ökonomischer Hinsicht großen Eintrag leide. „Es berauscht“, sagt man, „es verführt den gemeinen Mann, der sich überall so wenig selbst regieren kann, leicht zum Uebermaße; es macht „träge, stupid, oder es verleitet zu mancherley „Ausschweifungen, bis zur tödtlichen „Schlägerey; dadurch wird besonders unter diesen

„rohen, ungebildetern Menschen das wilde Feuer der „Wollust aufgeregt, und die Hurerey mächtig be„fördert: ja es verderbt, es verwildert sogar auf „dem Wege der Legalität jede kommende Generation; „denn was kann da werden, wo der wilde, berauschte „Gatte die Jammernde ergreift? O man sieht es nur „zu vielen Kindern an, welchem unglücklichen Mo„mente sie ihr Daseyn verdanken! (Nein, nicht ver„danken!) Das sind fürwahr Produkte, Kinder „der Lust, nicht der Liebe. Dazu kommt der öko„nomische Nachtheil, der überall auffällt." U. s. w. Daher ward sogar der Wunsch geäußert: „es möchten nach und nach alle Bräustätten für diese Sorte von Bier, wenigstens zum Volksgebrauch', aufgehoben werden."

Sey auch in diesen Vorstellungen und besonders in diesem Wunsch' eine Uebertreibung: so viel erhellt dennoch, daß zum Behufe der Volkskultur eine besondere Einschränkung und Aufsicht, in Bezug auf denselben Gegenstand, nothwendig ist. Wenn es allmählig, was vorhin nicht war, Sitte wird, daß die Mädchen selbst an den gewöhnlichen Sonn- und Feyertagen ins Wirthshaus oder, wie es heißt, „zum Bier" geführt werden; und wenn

nun die List oder das blinde Wohlwollen des Burschen seine Gefährtin so lange aufhält, oder ihr so viel zubringt, daß sie berauscht wird: was mag dann die Folge seyn? U. s. w. Diesen Unfug wird keine ordentliche Polizey dulden. Und wie könnte sie dem Bauer selbst erlauben, des Abends spät noch im Wirthshause zu sitzen, da er zur Arbeit am kommenden Morgen bestimmt ist? Auf die, welche am Werktage selbst das Wirthshaus besuchen, hat sie gewiß ein schärferes Auge. Um aber das unmäßige Trinken, den Rausch und seine zerstörenden Folgen, zu hemmen: sollte man nicht den Wirth selbst strenge dafür, daß in seinem Hause Niemand sich berausche oder berauscht werde, verantwortlich machen? Ein braver Wirth, eine rechtschaffene Wirthin kann des Guten viel, sehr viel stiften. Aber wie viel Unheil stiftet in diesem Stande ein böser, oder auch nur ein gemeiner, sinnlicher Mensch! Und wie sehr bedarf also gerade diese Menschenklasse einer schärfern Aufsicht!

Ehemals stand der Beamte mit dem Wirthe, Müller u. dgl. gewöhnlich auf „sehr gutem Fuße.“ Das sind Männer von Gewicht und Ansehen in der Gemeine: man nennt sie wohl auch

den „Bauernadel", aus mehr als einem Grunde. Sehr oft ist der Wirth, öfters auch der Müller ein Plagegeist (der „Satan") des Pfarrers, und zwar desto mehr, je besser, je würdiger der letztere ist; und der weltliche Herr steht wohl auch, nach dem bekannten Antagonism, gegen den geistlichen im Bunde mit jenen. Wohl ist mir, indem ich diese Menschenklassen beobachtete, auch ein wackerer Mann da und dort begegnet. Aber sicherlich liegt in den gegenwärtigen Verhältnissen, vornehmlich in dem Wirthsstande, ein Ferment des sittlichen Verderbens. Darum ein wachsameres Auge, keine schonende Auszeichnung! Vormals wurde der Wirth, wenn er eine große Rohheit beging, am Geld bestraft, da hingegen der Aermere, der Halbbauer u. s. w. mit seinem Leibe bezahlen mußte. Daß auch jener die Hand des „Scherzen" fühle, wer könnte das fodern? Es wäre gar nicht in der Ordnung. Denn er dünkt sich besser als die Menschen um sich her! Er bezahlte, und der Stolze warf wohl auch, für den nächsten Fall schon, sicher darauf rechnend, das Geld hin! (Was die, grobe und feine, Bestechung vermochte, ist bekannt.) Ganz anders verfuhr kürzlich ein neuer, würdiger Beamte: er strafte die minder Vermöglichen, die strafwürdig waren,

am Gelde, und ließ die Reichern in den Stock (ein besonderes Instrument) schlagen, oder unterwarf die Strafwürdigen aus dieser Klasse den Streichen seines amtlichen Dieners, wie sehr dann auch der Stolz sich empören, und, auf höhere Hülfe wie auf ein Privilegium pochend, protestiren mochte. „Gut, erst bekommst du deine Schläge, dann reite nach . . . . !"

Eine Regierung, die sonst Liberalität äußert, ist berechtigt, da, wo das Gemeinwohl im Spiele ist, scharf zu verfahren. Und hat sie die schöne, menschenwürdige Tendenz; so ist ihr nichts zu klein, was auf die sittliche Bildung des Volkes unmittelbar wirkt, wie kleinlich es auch der Empiriker, dessen stumpferer Blick nur an der Außenseite — oder am bloßen Stoffe klebt, finden mag. Es bringt z. B. in mehrern Gegenden des Vaterlandes (nicht überall) der „Gebrauch" oder die Gewohnheit mit sich, daß die Mägde das Getreid' auf dem Felde laden müssen. Da ist nun das Auf- und Absteigen, und selbst die Stellung auf dem Wagen mit Umständen verknüpft, wodurch die weibliche Schamhaftigkeit sehr leidet, indeß die Lüsternheit roher Bursche dadurch genährt wird. Man muß dieses Unwesen beobach-

tet, oder von einem sichern Zeugen gehört haben, um zu wissen, wie tief es die Moralität angreift, obwohl auch die Gewohnheit es da und dort mildert. Sollte es nun unter der Würde einer Regierung seyn, diesen Unfug förmlich zu verbieten? Ja sollte es der Regierung nicht erlaubt seyn, selbst die Kleidertracht, wo sie mit dem heiligen Gesetze der Schamhaftigkeit im Widerspruche steht, durch eine bestimmte Verordnung — nicht aufzuheben (wie könnte sie das?) aber doch allmählig zu modificiren? Möchte sie nur auch die Geschmacklosigkeit, die rohen, den ganzen Leib entstellenden Formen und das widerlichste Farbenspiel (Schwarz und Gelb und Grellroth!) aufheben können! Und es fragt sich: ob die Psychologie nicht auch dazu, wenn man sie recht hörte, einen Weg zeigen würde? Es kommt wiederum darauf an, daß man — will, und dann begreift, wie die Geschmacklosigkeit, Unreinigkeit u. s. w. mit der sittlichen Rohheit zusammenhängt. Allerdings könnte der Luxus oder die Spielerey mit neuen Formen nichts Gutes erzeugen: aber es giebt einen Mittelweg. Sonderbar, man findet in Baiern Distrikte, Gegenden, wo das männliche Geschlecht an Sonn- und Feyertagen sehr ordentlich, zum Theile hübsch,

Son-

Bayerische Staatsbibliothek München

und das weibliche auf die roheste, geschmacklo= seste Weise gekleidet ist. Woher das wohl kommen mag, da sonst der Sinn für das Schöne im weib= lichen Geschlechte vorspringt? Diese Erscheinung fällt dem Reisenden um so mehr auf, wenn er ge= rade aus einem Lande, oder auch nur aus einer andern Gegend desselben Landes kommt, wo be= reits ein besserer Geschmack, freylich nicht ohne die Merkmale oder Spuren einer rohern Vorzeit, herrschet.

Wer übrigens hier noch eine zu große Stren= ge findet; der bedenke noch einmal: ob ein Volk nicht desto mehr geleitet und (insofern) regiert werden müsse, je — unmündiger es ist. Al= lerdings müssen die, welche es wahrhaft regieren sollen, zuerst selbst mündig seyn. Und es ist ohne die sittliche Tendenz, ohne den guten (und dann immer reinern und festern) Charakter keine wahrhafte Mündigkeit. Wer sich, wer seine Neigungen nicht beherrschen kann — und keine Po= litik, keine Heucheley dauert —: wie soll der Andere regieren? Man erinnere sich der Foderung, die Schelling (nach Plato, Schlosser u. A.) an die Häupter des Staates macht! S. 149.

Soll

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salat, Jakob,

Ueber den Geist der Verbesserung im Gegensatze mit dem Geiste der Zerstö
rung ein Versuch, mit besonderer Hinsicht auf gewisse Zeichen unserer Zeit

Bd.: 1

München (1805)

Bibl.Mont. 4095-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10724393-7